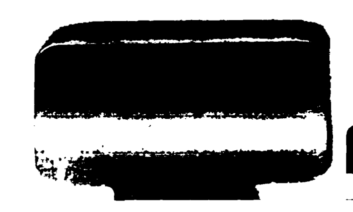
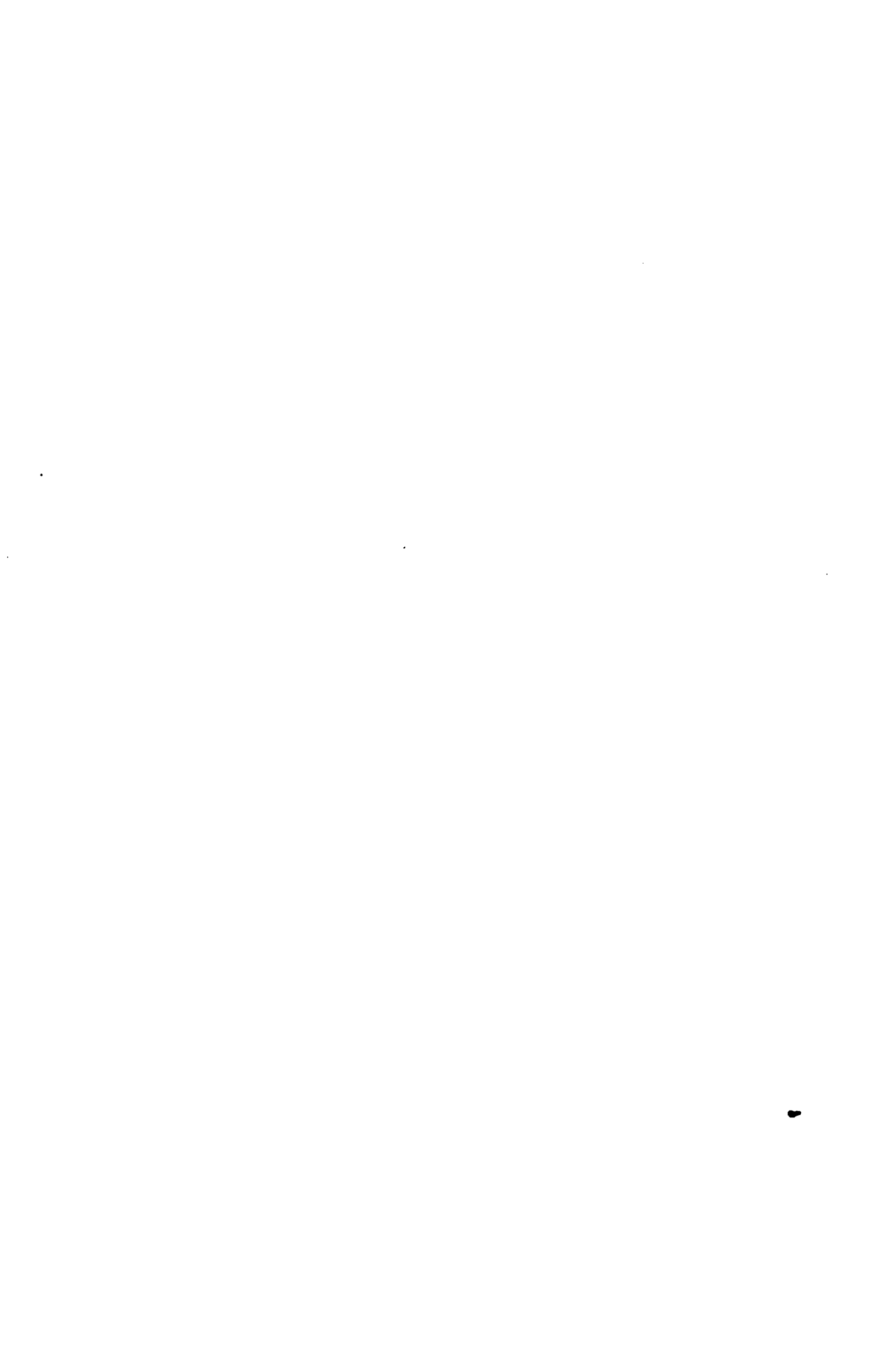






Nadeshda Bachini

Von Gerhard Ouckama Knoop
erschien im gleichen Verlage:

Hermann Osleb. Roman.

Nadeshda Bachini

Roman

von

Gerhard Ouckama Knoop



Egon Fleischel & Co. / Berlin / 1906

Meiner Frau

Dir, liebe Gertrud, möchte ich dieses Buch widmen, das so recht unter Deinen Augen, ja, mit Deiner Unterstützung entstanden ist; haben doch manche der Einfälle, Reminiszenzen und Beobachtungen uns im Gespräche angenehm beschäftigt, bevor sie niedergeschrieben wurden. Gewiegte Kenner werden bemängeln — denn wozu wären sie sonst Kenner? — daß dem Werke die kunstvolle Entwickelung und Steigerung fehlt, die ein gut komponiertes Diner aufweisen soll. Allein Du weißt, auch ein russischer Sakuskatisch stellt Anforderungen an den künstlerischen Geschmack der Hausfrau, und auch in diesem scheinbar regellosen Durcheinander von Kaviar, Wildpastete, Hering, Schweizerkäse, Kornbranntwein und Bitterbier gibt es den berühmten roten Faden; außerdem habe ich Leute sagen hören, daß man von einer Sakuska recht wohl satt werden kann. Erwarten wir nun das Urteil der Gäste! Wie es auch ausfallen möge, mir bleibt jedenfalls das tröstliche Bewußtsein, die Vorratskammer nicht geizig geschont zu haben.

Moskau, im März 1906.



I.

Jeder Sekundaner, der einmal eine Ferienreise gemacht hat, weiß, daß München im Süden von einem Seenkranze, wie von einer Reihe Boulevards, umgeben ist, wobei man ganz ungezwungen zwischen inneren und äußeren Boulevards unterscheiden kann. Zu dieser Außenreihe gehört ein ziemlich stattlicher See, der noch nicht mit Kultur durchsättigt ist: er enthält an seinen Ufern noch Hunderte von Quadratruten unverkauften Baulandes.

Hier hatte ein kleiner Berliner Jobber eine Villa gebaut und bezogen; nach wenigen Jahren aber verlor er sein sauer erspekuliertes Geld; er seufzte: „Weh um mein Alhama," und zog von dem kleinen Wasser an ein größeres, nämlich nach Hamburg und später nach Amerika.

Ein unternehmender Mann kaufte das Grundstück und vermietete es an eine reiche Russin, welche sich beeilte das Haus ‚Villa Puschkin' zu taufen.

In der Tat war das Gebäude eines berühmten Namens nicht unwürdig. Zwei Türmchen flankierten die schimmernd weiße Front, vor welcher sich eine breite Terrasse erstreckte, halb überschattet von einem großen Balkon; vor der Terrasse grünte ein sanft geneigter Rasen-

platz mit einem Tulpenbeete und einem Springbrunnen, im Halbkreis von hohen Bäumen eingefaßt. Etwas tiefer lag der Garten, den unten ein Gitter gegen den See abschloß; auf der äußeren Seite des Gitters befand sich, den Strand hinunter, ein Fußpfad, zur innern ein dicht überwachsener Weg, an dessen einem Ende die Pforte angebracht war.

Von der Pforte aus konnte man in wenigen Minuten zu der Anlegestelle der Dampfschiffe gelangen; bei Süd- und Westwind plätscherte der See leise; und wenn man etwa von dem Badehaus oder dem daneben schwimmenden Boot rückwärts blickte, konnte man sich in Italien wähnen.

Auf der Höhe, hinter dem Hause, sah es nördlicher, aber immer noch ganz anmutig aus: eine alte Kirche mit schönem Geläute und ein noch ziemlich wohlerhaltenes Dorf, dessen Einwohner zum Teil noch wirkliche Landleute waren.

Das Gut lag in einer Reihe ähnlicher Besitzungen; doch war der nächste, linke Nachbar im Vergleich viel bescheidener; in einem großen, etwas primitiven Garten, dem jedoch prächtige Bäume nicht fehlten, ein Blockhaus mit breiter Veranda, so daß das Ganze einem russischen Sommersitze glich und vielleicht eher einen russischen Namen verdient hätte.

Auch hier war unten am See ein Gitter und eine Pforte, ein Boot und ein Badehaus; zwischen den beiden benachbarten Badehäusern aber befand sich auf dem Wasser ein wunderliches Gebilde, eine auf Tonnen schwim-

mende breite Tenne, Diele oder Veranda oder wie man dergleichen nennen könnte; man stellte Strandkörbe auf diesen Bretterboden, betrachtete die vorüberziehenden Dampfschiffe, ließ sich bei Sturm angenehm sanft schaukeln und genoß auf jeden Fall die frische Luft. Dieses eigentümliche Ding gehörte den Bewohnern der beiden Häuser gemeinsam und wurde von ihnen mit einer etwas kühnen Wortbildung ‚Aquasse' genannt.

In dem Blockhause lebten drei Junggesellen. Der erste hieß Doktor Aigl; er war Mediziner und stammte aus der Umgegend, kraushaarig, dunkel, dick, von fern an einen Bühnentenor erinnernd, jedoch bedeutend männlicher und im Besitz eines starken, borstigen Schnurrbarts. Er hatte seine Praxis nur kurze Zeit ausgeübt, sodann eine Erbschaft gemacht und sich in ein beschauliches Dasein zurückgezogen; er aß, trank, rauchte gern und gut; war sehr beliebt bei den Eingebornen, welchen er seinen ärztlichen Rat hin und wieder unentgeltlich erteilte; auch ging er manchmal ganz allein in der Umgegend spazieren, freilich weniger als Arzt, wie als sündiger Mensch.

Im übrigen war seine liebste Zerstreuung das Lesen, dem er sich alle Tage stundenlang hingab, wie er denn auch das Haus mit Büchern vollgestopft hatte; und aus dem Lesen ging eine wunderliche, oft störende Manie hervor: die Lust am Zitieren. Er notierte sich hie und da einen Satz, der ihm gefiel und verleibte ihn damit seinem kolossalen Gedächtnisse ein; in der Unterhaltung bot er dann seine Lesefrüchte wahllos dar, unbekümmert, ob sie zu dem übrigen paßten oder nicht; nur ärgerte

es ihn, wenn man ihm nachweisen wollte, daß er seine Weisheit aus dem Büchmann oder ähnlichen Sammlungen geschöpft habe. Er beherrschte und liebte den einheimischen Dialekt, dessen er sich in der Rede stets bediente; je abstrakter, hochtrabender oder fremdartiger nun aber der Gegenstand war, um so mehr trieb er seine mundartliche Sprechweise ins Extrem, wobei er seine ohnehin etwas rauhe Stimme noch rauher zu machen suchte.

Der zweite hieß Ernst von Marguelay und entstammte einer frühzeitig eingewanderten Hugenottenfamilie. Er war ganz Deutscher, obwohl der Abstammung nach von rein französischem Blute, womit er je nach Umständen ebenso kokettierte, wie mit seinen überaus feinen Händen; im übrigen war er ein recht schöner Mann mit braunem Haar und kurzem Vollbart, einem edelgeschnittenen Gesicht und tiefen Augen, daher er denn für die Frauen viel Reiz hatte. Er hielt sich aber von ihnen fern und verhielt sich überhaupt sehr still, obwohl er ein Dichter war. Viel Gedrucktes hatte er noch nicht in die Welt hinaus gegeben, dafür erwog er täglich neue Pläne, die er vor wohlwollenden Hörern zu entwickeln liebte; er wollte, wie sein medizinischer Freund sagte, wohl das Vergnügen des Erzeugens auf sich nehmen, aber nicht die Qual des Gebärens. —

Der dritte im Bunde war Sirp van Neeren; holländischer Abkunft und vollkommen stilgerecht in seiner Ruhe und Blondheit; mit seinem scharfgemeißelten Gesicht, mit seinen scharfen blauen Augen, den herrlichen Zähnen, den schlanken Händen, dem unbeweglichen Aus-

druck und der langsamen Sprache. Weder Mediziner, noch Dichter, noch Maler, noch sonst irgend etwas, begnügte er sich, die Welt kritisch zu betrachten und befand sich sehr wohl dabei; überhaupt führten die drei ein Götterdasein, denn gleich den himmlischen und den irdischen Göttern taten sie im wesentlichen nichts, außer daß sie existierten, was für auserwählte Personen und auserwählte Kreise ja eine hinreichende Betätigung ist.

Einen kleinen Teil ihrer Gedanken behielten sie ein jeder für sich; den größeren tauschten sie in beträchtlich umfangreichen Gesprächen aus. Und zu diesem größeren Teile gehörte, was ihre Nachbarin in der Villa Puschkin, Frau Nadeshda Bachini betraf; da in Ansehung ihrer keiner von ihnen sich mit Liebes- oder Heiratsgedanken trug, sondern lediglich mit dem Gefühl einer uninteressierten Freundschaft, so hatte unter ihnen auch keine Eifersucht statt. Sie redeten von ihr am Mittagstische in dem schattigen, kühlen Eßzimmer und beim Abendessen auf der Veranda, denn über Jahre schon erstreckte sich die Bekanntschaft.

In einem böhmischen Badeorte hatten sie die damals noch Verheiratete zum ersten Male gesehen; der schwerkranke Mann hatte mit seinem siechen Dahinsterben, mit seinen erloschenen Augen, einen so peinlichen Gegensatz gebildet zu der blühenden jungen Frau!

Diese hatte nur kurze Zeit mit ihm zusammen in der reichen und üppigen Gesellschaft gelebt; ihre Ehe hatte ihr weder Kinder noch besondere Freude gebracht, wohl aber eine frühzeitige Kenntnis aller erotischen Ge-

heimnisse, denn der alternde Lebemann verlegte sich wie die alten Sänger aufs Unterrichten.

Kurz nach jener Badekur war er gestorben, und seine Witwe hatten die drei Freunde aus den Augen verloren, um sie später in München zufällig wiederzufinden. Sie trug schon die Trauer nicht mehr, suchte in einem eleganten Bohêmewesen Zerstreuung und blieb doch immer unbefriedigt, allen Freiern entschlossen aus dem Wege gehend. Die drei Freunde, die eigentlich nicht zu ihrer Gesellschaft gehörten, hatten ihr Vertrauen gewonnen, mit ihnen hatte sie so unbefangen wie intim verkehrt, ja manchmal die Nächte durchschwärmt, sogar auf öffentlichen Redouten.

Sie hatte dann die Gelegenheit ergriffen, die sich zu nachbarlichem Wohnen an den Ufern des Sees bot, und so verkehrten die vier Menschen miteinander wie Brüder und Schwester. Sie sahen sich manchmal in dem größeren, öfter noch in dem kleineren Hause, wandelten miteinander durch Garten und Umgegend oder genossen die Seeluft auf ihrer gemeinschaftlichen Aquasse.

Es war nicht Schuld der jungen Witwe, sondern Schuld ihres Gatten, daß sie einen Namen trug, dessen beide Bestandteile einander zu ohrfeigen schienen. Der Gatte war gleich ihr in Rußland geboren und nach Rußland zuständig, hatte russische Würden und russische Verwandte; sein Geschlecht, das von einem vor einhundertfünfzig Jahren eingewanderten italienischen Koch abstammte, war in Grund und Boden geadelt worden, bis zum endlichen Aussterben.

Obwohl Nadeshda zu der physiognomielosen internationalen Gesellschaft zählte, hatte sie doch manche charakteristische Besonderheiten ihrer Nation; sie war vor allem eine ‚schirokaja Natura‘, eine breite Natur, läßlich und großartig, sehr ungeniert, und trotz guter Erziehung manchmal etwas formlos. Eine Lüge konnte sie allenfalls sagen, aber heucheln konnte sie nicht.

Und auch ihre Erscheinung hatte etwas Russisches; sie war rundlich, nicht sehr groß, hatte eine weiße Haut, wohlgeformte Patschhändchen und in den Bewegungen eine gewisse nachlässige Leichtigkeit. Ihre Fülle gab ihr etwas Reifes, ihre frische Farbe ließ sie noch jünger erscheinen als sie war.

Bei frühzeitiger und zugleich umfassender Erfahrung blieb sie eigentlich doch naiv; obwohl sehr reich, war sie mit ihrem Reichtum so natürlich verwachsen, daß er sie in ihrer Beweglichkeit nicht hinderte; gutmütig und lebhaft, hatte sie sich in der feinen Gesellschaft gelangweilt, weil diese ihr zu leer und zu herzlos war.

Ja, die Gesellschaft wurde am Ende ihr eigentlicher und einziger Feind; sie war infolge ihrer gutmütigen Gleichgültigkeit oft schnöde behandelt worden; und ihr wiederum wurde das öde Treiben von Jahr zu Jahr widerlicher, so daß sie erst aufatmete, als sie sich von diesen kalten Puppen zurückgezogen hatte.

Immerhin war das Leben einer Einsiedlerin für eine solche Frau zu einsam.

So urteilte wenigstens Madame Tontan, die Genossin ihrer Tage, eine fünfzigjährige Französin, die

schon irgend etwas, man wußte nur nicht genau was, im Hause der Eltern Nadeshdas gewesen war. Sie redete mehrere fremde Sprachen, wenigstens das Russische und das Deutsche, wenn sie wollte, kokettierte aber auch zuweilen mit ihrer französischen Sprachenunkenntnis und verfiel dann in eine partielle Taubstummheit. Man hielt sich zu der Annahme berechtigt, daß sie einmal verheiratet gewesen sei, doch erwähnte sie diese Periode ihres Daseins niemals; sie lebte ganz für Nadeshda, die sie nicht nur mit liebenden, sondern beinahe mit verliebten Augen ansah und immer wieder auf ihre Reize und Vorzüge aufmerksam machte.

Sie hätte Nadeshda gern an den Mann gebracht, und zwar an einen Ehemann, denn sie mißtraute illegitimen Verhältnissen, zu denen sie die gutherzige Witwe einigermaßen geneigt glaubte; wenn sie auch andererseits nichts dagegen hatte, eine Ehe schnell durch eine andere abzulösen.

Madame langweilte sich häufig, weil sie nicht genug Menschen sah. Die drei Nachbarn nahm sie nämlich nicht recht ernst, und deren Gespräche wirkten auf sie nur ganz bruchstückweise anregend; überdies gewahrte sie, daß ihrer Patronin dadurch allerhand wunderliche Gedanken in den Kopf gesetzt wurden.

So hatte Nadeshda sich auf Empfehlung der drei Brüder für Verlaine begeistert und las nun der wehrlosen Madame mit großer Rührung Verlaines Gedichte vor.

Ihr Französisch galt sonst für durchaus pariserisch;

aber im Affekt nahm es eine stark russische Färbung an, und das störte sie in ihrem eigenen Vorlesen. Sie wünschte daher dringend, die Verse aus dem Munde ihrer Gesellschafterin zu hören und quälte diese, bis sie seufzend nachgab.

Madame Tontan wußte aber diese Poesie weder recht vorzutragen noch zu würdigen, sie vermißte Klarheit und Ordnung in den Gedichten und fand sie nebulös. Nadeshda versuchte ihr ganz entrüstet das Gegenteil zu beweisen, fand aber die überzeugenden Ausdrücke nicht und wurde nun selbst ein wenig irre, worüber sie sich dann ärgerte, obwohl sie es sich nicht eingestand.

Wenn die Nachbarn sich in der Villa Puschkin einfanden, suchte Madame gern einen Vorwand, um frühzeitig zu verschwinden; wurden die Damen in dem andern Hause erwartet, so hielt sie sich ebenfalls nach Möglichkeit zurück, trank daheim ihren Tee und ließ ihren heimlichen Ärger an den Dienstboten aus, die sie dadurch strafte, daß sie sich mit ihnen nicht verständigen zu können erklärte.

Kurz nach der verunglückten Verlainevorlesung wiederholte sich der kleine Streit; Madame Tontan behauptete, Rheumatismus im Bein zu haben, worauf Nadeshda lächelnd ihren Schal nahm und sich auf den kurzen Weg begab, der durch eine Pforte im Staket unmittelbar auf das benachbarte Grundstück führte.

Nadeshda wurde, wie immer, mit einfacher Herzlichkeit empfangen, als ob sie zu den Hausgenossen gehöre; man begab sich sogleich an den Tisch, wo sie den Ehrenplatz der Präsidentin erhielt.

Die langen Tage erlaubten, das Abendessen noch ohne Lampe zu beginnen, in einer stimmungsvollen, kühlen Dämmerung. Das Zimmer war ziemlich geräumig, aber nieder, und glich im ganzen einer Bauernstube; es enthielt einige hübsche Schnitzereien, außerdem aber allerhand ritterlichen Zierat an Trinkhörnern und alten Waffen, den Neeren beigesteuert hatte.

Der kräftige Tisch mit seinen gekreuzten Beinen und dem blendend weißen Linnen bot ein ländliches, aber trefflich bereitetes Mahl dar, dazu das beste Münchner Bier und guten Tiroler Wein.

So herrschte denn von Anbeginn eine wahrhaft geschwisterliche Gemütlichkeit, wie denn auch Nadeshda ihre Freunde gern als Brüder bezeichnete und von ihnen manchmal Schwester genannt wurde. Sie hatte übrigens für die Gesamtheit der drei allerlei Kosenamen, sämtlich eine Umschreibung der Dreiheit; so sprach sie von den Triumvirn, der Trias, der Tripelallianz, doch auch von Triangel und Dreifuß, ja, von Trimurti, wobei sie nur die Namen Brahma, Siwa und Wischnu nicht immer in der gleichen Ordnung auf die Anwesenden verteilte.

Bei den Radieschen schon berichtete Nadeshda über Madame Tontan und deren gespanntes Verhältnis zu Verlaine, wobei sie denn auch ihre eigenen, heimtückisch ihr einsoufflierten Zweifel zu gestehen nicht umhin konnte.

Man antwortete ihr mit einem Lächeln und der tröstlichen Versicherung, sie könne, ja, müsse Verlaine lieben, wenn sie ein künstlerisches Herz beweisen wolle.

„Ich weiß nicht, ob es ein Vorzug ist, Verlaine

zu verstehen," bemerkte van Neeren; „jedenfalls ist es ein Vorzug, der seinen eigenen Landsleuten am wenigsten eigen ist."

Ehe er noch ausgesprochen hatte, führte Aigl ein Wort von Lawrence Sterne an: „Die Franzosen sind ein so loyales, tapferes, großherziges, kluges und gutmütiges Volk, wie irgend eines unter der Sonne; wenn sie einen Fehler haben, so ist es der, daß sie zu — ernst sind."

Über dieses weithergeholte, im stärksten Dialekt vorgebrachte Zitat mußte Nadeshda lächeln, doch fügte sie hinzu: „Daran ist wohl etwas Wahres."

Und dann kam man auf die moderne deutsche Literatur, wobei Nadeshda ihre Sympathie für Liliencron aussprach, aber freilich zugleich bemerkte, daß er von vielen nach ihrer Meinung überschätzt werde. Die Vergleichung mit Lord Byron dränge sich unwillkürlich auf; nun seien Liliencron zwar einige Balladen gelungen, die der große Engländer nicht hätte machen können, wenn man sie aber Mann gegen Mann stelle, so sei das Ergebnis wesentlich anders.

Marguelay schwieg; Aigl füllte die Gläser mit den Worten Verlaines: l'honnête verre, où rit un peu d'oubli divin, worauf seine Nachbarin bemerkte: „Sie sprechen das Französische ziemlich schlecht aus, Brahma."

Van Neeren sagte langsam, als hätte er zu spät begriffen: „Man kann wohl heutzutage Lord Byron loben, ohne befürchten zu müssen, daß man in das Unisono der Snobs einstimmt."

Die Russin äußerte nun eine gewisse Abneigung gegen Dehmel. Ihm fehle das Männliche, der schöne, ruhige Mut, seine Nacktheit sei keine natürliche Nacktheit, sondern mehr ein Ausgezogensein.

Aigl versetzte: „Il est timidement insolent, sagt Stendhal von seinem Helden. Er spricht weiter von dem sourire caressant de la timidité heureuse — dieses Lächeln gewahrt man bei Dehmel auch manchmal, aber seltener."

Marguelay, der sich ziemlich schweigsam verhalten hatte, wandte sich an die Gesellschaft: „Hätten Sie nicht ein zitatenstillendes Mittel?"

Doch der andere erwiderte ihm darauf: „Man kann nicht immer mit eigenem wirtschaften; wie viele Gänse bedienen sich der Stahlfedern!"

Unter solchen Gesprächen war man beim Nachtisch angelangt; Neeren aß, wie gewöhnlich, viele Feigen, die er seiner Konstitution als besonders zuträglich erachtete. Die Rede blieb aber noch bei der deutschen Literatur, und Nadeshda verwunderte sich, daß die lyrische Poesie vor allen andern Gattungen so herrlich blühe, in einer Zeit, welche die innere Vertiefung doch so sehr erschwere.

„Das liegt daran," sagte Neeren, „daß der Lyriker keine Geschäfte macht. Weil das Publikum seine Werke nicht bezahlt, muß er sie selbst bezahlen. Dafür aber darf er schreiben, was er kann; die andern müssen schreiben, was das Publikum begehrt."

„Und er hat ein kleines Publikum," ergänzte

Marzuelay; „freilich einen, wenn auch sehr engen, Kreis von Verehrern hat der Lyriker selbst nötig.“

„Anerkennung braucht auch der Narr, wenn er Narr bleiben soll, sagt Immermann.“

Auf dieses Zitat Aigls äußerte sich van Neeren bedächtig: „Lyrik wird fabriziert wie andere Druckware; es gibt mehrere Fabriken künstlicher Volkslieder; nur werfen sie leider keine Dividenden ab. Und diese männlichen und weiblichen Liebeslieder ohne Liebe! Eine wahre Parthenogenesie.“

Die Nachbarin schälte sich eine Orange und sagte nichts, der Doktor aber ließ sich umständlich vernehmen: „Den besseren Neuern fehlt die behagliche Geschwätzigkeit, sie sind immer zu kurz. Sie geben Rosenöl statt Rosen, Vanillin statt Vanille, Cognac statt Wein, Leitmotive statt der Melodieen, Impressionen statt lebendigen Wesens. Ihnen hat ein Gott nur gegeben, raten zu lassen, nicht zu sagen, was sie leiden. Da kehre ich denn doch stets gerne zu den Älteren zurück, die sich gehörig ausbreiteten und nicht dem Leser die größere Hälfte der Arbeit überließen.“

„Wir sind zarter und feiner, vielleicht auch bescheidener geworden,“ wehrte sich Marguelay. „Wir verlangen von dem Dichter, daß er dem Leser die Freude des mitwirkenden Schaffens lasse. Die Kunst kann nicht zugleich breit und tief sein.“

Man hatte gegessen, der Tisch wurde abgedeckt, jedoch blieben die Anwesenden sitzen und machten es sich beim Scheine einer Lampe bequem. Der Mediziner

hatte einen gefüllten Maßkrug vor sich stehen und zündete eine Zigarre an; van Neeren rauchte eine einzige Zigarette wie auch Nadeshda; auf den Dichter, der kein Raucher war, blinzelte sein biertrinkender Genosse mit schelmischem Seitenblick und bemerkte: „Ich bin — in aller Bescheidenheit sei es gesagt — Wissenschaftler. Mit der Literatur habe ich mich nie aktiv abgegeben. Aber wenn ich bedenke, was wissenschaftlich geleistet wird — sogar kranke Menschen werden auf diese Art kuriert — wenn ich, wie gesagt, bedenke, was wissenschaftlich geleistet wird, so will es mir scheinen, daß wohl auch die Schriftsteller nicht viel anders zu Werke gehen. Ein Stück und vor allen Dingen ein Roman muß sich durch logische Ableitung konstruieren lassen." —

„Nun gut, ich will ein paar Proben geben," fuhr er auf des Dichters zweifelndes Kopfschütteln fort. „Also erstens: ein Roman fürs Publikum. Zunächst muß man den Umfang berechnen, denn danach richtet sich der Preis. Ein guter Ausgang muß, wie in Theatergebäuden, durchaus beschafft werden; sobald er gefunden ist, geht es nach rückwärts zu den Verwicklungen, die ihn aufhalten. Für die Leserinnen bedarf es eines vortrefflichen Helden und einer ebenbürtigen Heldin; *er* muß ungemein schön sein, *sie* lieblich und unmenschlich treu. Eines der beiden muß arm sein, das andere reich. Das Milieu ist so zu wählen, daß der Durchschnitt der Leser es wenigstens vom Hörensagen kennt, ohne jedoch darin zu leben. Die Liebesszenen seien mit Sentimentalität gewürzt; gegen den Intriganten muß der Verfasser, ob-

wohl er auch sein Kind ist, einen redlichen Haß zeigen. Irgend eine Person soll komisch oder anheimelnd wirken, am bequemsten durch einen Dialekt, welcher ja nicht richtig geschrieben zu sein braucht."

„Das wäre die erste Sorte," warf Nadeshda ein.

„Nun zur andern. Man geht von einem allgemeinen Gesetz aus, etwa von der Binsenwahrheit, daß übertriebener materieller Lebensgenuß zum Stumpfsinn führt und Unglück erzeugt. Man frägt sich: wer kann das Leben genießen? — Ein Student. Er muß nun später ein Mädchen sitzen lassen; damit es darüber unglücklich sein kann, muß es ihn vorher lieben. Das Mädchen muß arm sein, ebenso wie der für die Kontrastwirkung unentbehrliche edle Freund, dessen stilles Lieben hoffnungslos bleibt. Für die bedauernswerten Eltern findet man bei mäßiger Belesenheit Vorbilder; für alles übrige auch, oder es läßt sich leicht konstruieren."

Marguelay war wenig erbaut, beinahe verstimmt. Er sprach dann: „Der Hohn ist wohl angebracht, wenn es sich um jene Geschäftsliteratur handelt, gegen die wir alle kämpfen. Aber er ist frivol, wenn er die Kunst angreifen soll."

„Sie haben recht, Siwa," neckte die Nachbarin; „fährt Ihr älterer Bruder so fort, so werde ich Sie an seiner Stelle zum Brahma ernennen."

Der Dichter sprach indessen lebhaft weiter: „Das Wesentliche der Kunst läßt sich nicht lernen; denn es ist unbewußt. Der Dichter selbst weiß gar nicht, was

er erzeugt; er erzeugt eigentlich auch nicht, er ist nur das Medium, das der Geist nicht entbehren kann, wenn er sich materialisieren will. Die Genießenden müssen auch eine gewisse mediale Kraft haben, deshalb findet man sie so selten; nämlich in ihnen geht das Umgekehrte vor, sie müssen die Materialisation wieder dematerialisieren, das sinnfällig Gegebene in Geist auflösen und mit dem eigenen Geiste vereinigen."

„Kann ein Medium ganz ohne Taschenspielerkünste auskommen?" fragte Neeren; und Marguelay schwieg verletzt.

Das bemerkte Nadeshda mitten in ihrer Anstrengung das vorher Gesagte allmählich zu begreifen; sie schüttelte nun ihre mühseligen Gedanken ab und fragte den Dichter versöhnlich nach seiner gegenwärtigen Arbeit, obwohl sie wußte, daß er nichts unter der Feder hatte. Marguelay hatte sich schon die ganze Zeit mit der Unruhe dessen gequält, der etwas sagen will und nicht zu Worte kommen kann; er antwortete schnell und mit leuchtendem Antlitz: „Ich habe einen Plan, der ein bedeutendes Werk zu geben vermöchte. Aber es ist schwierig."

„Wir sind verschwiegen wie das Grab," sagte Neeren, „legen Sie los."

Es bedurfte jedoch keiner Ermutigung. Der Poet richtete schon den Blick ins Leere und sprach: „Ich möchte über Napoleon schreiben."

„Das ist nicht originell," rief jemand dazwischen.

„Diesen Einwurf hatte ich erwartet," fuhr er un-

merklich lächelnd fort. „Jedenfalls wird die Ausführung originell sein; ich halte mich nämlich nicht an den lebenden, sondern an den toten Napoleon. Freilich müßte ich mir dafür eine ganz neue Form, ja, eine neue Kunstart schaffen, etwas das sich zum Epos verhält, wie die Metaphysik zur Physik."

Diese Kühnheit interessierte nun doch, und Meeren fragte: „Wie denken Sie sich Ihren toten Helden?"

„Ich denke ihn mir ins Gespenstische aufgelöst, als eine Art Vampyr, der den folgenden Generationen das Mark aus den Knochen saugt. In der Ferne vermodert der Flitter, verhallt der rauschende Lärm kriegerischer und politischer Glorie. Diese Glorie hatte alle stolze Freude an der bescheidenen Unabhängigkeit des Bürgers verschlungen; nun hinterbleibt eine grausige Leere. Es bleibt die körperlose, erstarrende Allmacht des Staates, der das verängstigte Individuum sich demütig unterwirft. Keine freie Natur kann mehr bestehen, gebrochen hat sie alle der Donnergott, der unter dem Rollen der Kanonen sein Volk in einen — Philisterhaufen umgewandelt hat. Seine übermenschlich heroischen Taten bedeuteten: die Entmannung der Nation."

Es entstand ein Schweigen, das Beifall ausdrückte; dann bemerkte Nadeshda: „Ich glaube, so etwas könnte man nur in Musik sagen."

II.

Nadeshda hatte ihre Madame abends nicht mehr wach getroffen; nun saßen die beiden beim Morgenkaffee in dem Eßzimmer, dessen Türe auf die Veranda ging. Die geduldige Französin mußte einen weitläufigen und begeisterten Bericht über die Unterhaltung des verflossenen Abends anhören, den sie trotz ihrer höflich-aufmerksamen Miene nicht recht verstand; sie wollte wohl glauben, daß das alles gewissen Leuten sehr interessant sei, aber sie rechnete sich nicht zu diesen Leuten.

Sie sprach dann, als ihre Patronin geendigt hatte, gegen die allzu große Gelehrsamkeit, welche, zumal bei Frauen, für Geist und Körper allerlei Schäden bringe und zudem sich gern mit einer gewissen Wunderlichkeit und Lächerlichkeit verbrüdere.

Nadeshda begnügte sich statt aller Erwiderung freundschaftlich zu lachen; allein die andere fuhr in ihrer Kritik fort, erinnerte an eine Versammlung, der sie beide einstmals beigewohnt, in welcher die Rednerinnen sich recht exzentrisch und männerfeindlich geäußert hatten, und ging dann zu verführerischen Schmeicheleien über, indem sie die Schönheit und Anmut, sowie den frischen, natürlichen Geist der jungen Witwe pries.

„Den Nachmittagstee trinken wir auf der Aquasse,“ bemerkte diese ablenkend, „ich habe Lust, mich schaukeln zu lassen, das Wasser ist ein bißchen unruhig.“

Madame wollte ihre Beteiligung ablehnen, da sie wieder unfruchtbare Diskussionen fürchtete, aber die ver-

wöhnte Frau ließ sie nicht los und schmeichelte ihr wie ein Kind: „O, ich verspreche Ihnen die allereinfachste und amüsanteste Unterhaltung;“ nein, ohne meine Madame ist es mir langweilig; und die Herren schwärmen alle so für sie — nein, Sie müssen kommen.“

Am Nachmittag fand sich die ganze Gesellschaft auf der schwimmenden Tenne ein. Die Brüder hatten schon im voraus alles Nötige hergerichtet: Strandkörbe, Sitz- und Liegestühle, Tische und Anrichttische, auf denen das Teegeschirr bereits erglänzte. Man genoß auf das bequemste die Stimmung eines Seebades; eine leichte Brise wehte über das Wasser und machte die Unterlage leise schwanken; fern und nah zogen Dampfer, Segelschiffe, Ruderboote vorüber; wenn der Wind stärker blies, zeigten sich weiße Köpfe auf den rauschenden Wellen; die Luft war bedeckt, man sah keine Berge, aber die Wasserfläche schien unendlich.

Die Damen zogen ihre Schals fester, Plaids hatten sie mitgebracht; und es herrschte wirklich eine geistig anspruchslose Gemütlichkeit, wie unter echten Badegästen. Marguelay hatte noch keinen neuen Plan, und Aigl war in einer angenehmen Zerstreutheit, so daß ihm keine Zitate einfielen.

Ein Diener in schmucker Livree, der einst van Neeren ausschließlich gehört hatte, nun aber dreien Herren diente, wartete den Herrschaften auf; er war auf seine Art ein hübscher Kerl mit schwarzem, gedrehtem, unternehmendem Schnurrbart und guter Haltung.

Madame Tontan bemerkte und äußerte das, als

jener sich eben zurückzog; Nadeshda ihrerseits meinte: „Mir ist er nicht sympathisch. Er betrinkt sich wohl nie? Einem gar zu nüchternen Diener traue ich nicht.“

Es wurde bestätigt, daß man ihn niemals auf einem Rausche ertappt habe; auch daß er etwa ein Don Juan sei, wie Madame Tontan vermutete, konnte nicht konstatiert werden. Neeren lobte die Haltung und Dressur seines Friedrich, den er einst von einem Regiment in Graudenz übernommen habe.

„Es ist merkwürdig,“ sagte Aigl, „er hat einen festen, offenen Blick, aber kein offenes Wesen. In größeren Verhältnissen würde er gefährlich werden, denn er ist ein gewissenloser Streber. Sie kennen die Art: so einer spuckt den unter ihm Stehenden auf den Kopf, während er Höhergestellten den Arm leiht, wo sie nur seiner bedürfen — solange nämlich er sie gebrauchen kann.“

Ein Dampfschiff rauschte in einiger Entfernung vorbei, die Passagiere blickten herüber und bezeugten eine heitere Verwunderung über die Gesellschaft, welche trockenen Fußes auf dem Wasser zu sitzen schien.

Marguelay setzte nachdenklich das Gespräch fort: „Friedrich ist vielleicht ein gemeiner Kerl, aber er ist der wahre Lebensphilosoph. Demütig vor den Stärkeren und herrisch gegen die Schwächeren — das ist der einzig richtige Grundsatz für diejenigen, die im Leben Erfolg haben wollen; auch haben alle, denen es im Leben gelungen ist, sich von diesem Grundsatz leiten lassen. Weshalb entrüstet man sich nun darüber? Recht zu solcher Entrüstung hätte doch nur ein resignierter Klausner, nicht

aber einer, der dem brutalen Erfolge seine Anbetung bezeugt."

„‚Ja, der Erfolg war immer der größte Lügner,' sagt Nietzsche; und ebenso sagt er: ‚niemand lügt soviel, wie der Entrüstete,'" warf Aigl ein.

Nadeshda klingelte, weil im Samovar das Wasser fehlte, der Diener kam vom Ufer, wo er wartend stand und holte den messingglänzenden Selbstkocher.

Unterdessen brummte Marguelay vor sich hin: „Ich weiß nicht, mit welcher Befugnis man die Jesuiten angreift, weil sie die Lehre verbreiteten: Der Zweck heiligt die Mittel. Das ist doch eine jener Maximen, von denen alle im Innersten überzeugt sind und nach denen sich alle richten."

Man hörte aber nicht mehr auf ihn, und Madame Tontan bemerkte, dem fortgehenden Diener nachschauend: „Il est vraiment beau!"

„Seine Zigarrentasche ist noch viel schöner als er," versetzte Neeren. „Die Wiener haben schöne Zigarrentaschen und schlechte Zigarren, und er ist in dem gleichen Falle, wenn er nicht etwa stibitzt —"

Nadeshda wollte den Ausdruck auf gewisse Literaten und ihre Produkte beziehen, und Aigl erläuterte: „Sie meinen die Bücher, die in einem Astralleib auftreten, weil sie eigentlich für diese Welt zu gut sind —"

Völlig war die Sonne verschwunden, der Wind erhob sich stärker, und es wurde kühl. Ein großer Vogel, dessen Art niemand von den Anwesenden kannte, zog nahe über das Wasser hin. Nadeshda bemerkte: „Möwen

gehören in meiner Phantasie durchaus zum Wasser. Ich habe eine sonderbare Vorliebe für Möwen —"

Dann wieder schien die Sonne einen Augenblick matt aus den Wolken, Friedrich kam mit dem gefüllten, brodelnden Samovar. Marguelay schaute ihn an, starrte in die Luft und sprach: „Laßt ihn, er ist ein Deutscher, folglich ein Poseur."

Es ist natürlich, daß ein jeder Produzent auf das konsumierende Publikum schimpft. Ein deutscher Schriftsteller arbeitet kaum für den Export, daher trifft seine Kritik die Deutschen, seine einzigen Abnehmer, und nicht erst seit Goethes Tagen haben die Dichter von ihrer kritischen Freiheit Gebrauch gemacht.

„Es ist ein Unglück der Deutschen, daß sie nicht sie selbst sein können," sprach Marguelay weiter. „Früher äfften sie die andern nach, jetzt haben sie ihr Wesen aufgelöst in eine farblose Allerweltstätigkeit. Ich weiß dieses Wesen kaum zu bezeichnen, einst nannte man es Amerikanismus, aber dieser Ausdruck ist noch zu schwach. Die Deutschen gebärden sich ungeheuer national und schämen sich ihrer eigenen nationalen Art, wie sie auch anderen die ihrige mißgönnen. Sie schämen sich ihrer alten Gemütlichkeit, sie schämen sich überhaupt ihrer Vergangenheit; wenn sie auch die Museen vollstopfen, so haben sie doch gar keine lebendige Beziehung zu dem Vergangenen. Sie sind so furchtbar neuerungssüchtig — selbst jene theatralische Nüchternheit haben sie geopfert, mit welcher gewisse Kreise in Deutschland so sehr kokettierten —"

„Theatralische Nüchternheit ist eine contradictio in adjecto,“ unterbrach ihn Aigl.

„Der Widerspruch ist doch wohl nur scheinbar, da das Theatralische und das Nüchterne tatsächlich verbunden waren. Jetzt ist nur das Theatralische übrig geblieben — — Komisch ist ein adelstolzes Hidalgotum, aber noch komischer sind mir Menschen, die sogar auf Kosten der Wahrheit immer wieder proklamieren, daß sie von gestern sind.“

„Was Sie sagen, trifft wohl eher auf russische Verhältnisse zu,“ meinte Nadeshda.

Aigl aber war mit der Rede seines Bundesgenossen unzufrieden. „Man kennt Lichtenbergs Wort: Ist noch ein Land außer Deutschland, wo man die Nase eher rümpfen lernt als putzen? — Lichtenberg würde Ihnen gewiß Ihr Deutschtum nicht absprechen. Ich bin auch ein Urdeutscher. Leide ich an einer charakterlosen Allerweltsgeschäftigkeit?“

Neeren urteilte: „Wenn man von Völkern spricht, meint man die Gesellschaft. — Was aber werfen Sie der deutschen Gesellschaft vor?“

„Daß sie keinen Stil hat,“ versetzte der Dichter.

„Das ließe sich noch verschmerzen,“ widersprach jener, „wenn sie nur Geist hätte. Damit ist es aber in Deutschland noch gar nicht am schlechtesten bestellt. Ich bin ziemlich international vorgebildet. Wenn die Pythagoräer sich wunderten über einen, der behauptete, noch nie einen Geist gesehen zu haben, so muß ich sagen, daß mich ein immenses Staunen ergriff, sobald ich in

einer der alten Hauptstädte Europas eine Andeutung von Geist bemerkte.“

Madame hatte schon eine Tasse Tee über ihr gewöhnliches Quantum getrunken, sie fühlte teils Langeweile, teils Unbehagen, denn sie liebte im allgemeinen die Kritik nicht. Um etwas zu äußern, lobte sie München, das sie als eine herrliche Stadt pries, wobei ihr das ‚h‘ allerdings in den Bronchien stecken blieb.

Allein der sanft-hartnäckige Marguelay widersprach. „München war früher ein nettes Bürgermädchen, etwas eingeschränkt, aber recht natürlich; leichtgläubig wie ein Gallier, aber herzlich und frisch; nicht ohne Art, ja, von einer gewissen primitiven Vornehmheit. Jedoch die guten Süddeutschen, die früher gar nicht erzogen waren und eben dadurch einen gewissen Charm hatten, haben sich ihren norddeutschen Brüdern angeähnelt und es bereits zu einer schlechten Erziehung gebracht. Das München unserer Tage ist eine Kokotte, die jeden mit offenen Armen empfängt, — ich hätte beinahe gesagt, mit offenen — Zudringlichkeiten — aber die nichts mehr zu bieten hat als traurige, überschminkte Reste einer entschwundenen Jugend.“

Doktor Aigl ereiferte sich nun. „Was wissen Sie von alledem! Sie reden wie ein Dichter, wie ein Lustspieldichter, der eine Situation erfindet und, um sie auszufüllen, seine unglücklichen Figuren hineinpreßt. Das frische, gesunde Bürgermädchen existiert immer noch; und Sie gäben gewiß etwas darum, wenn Sie jene Erfahrungen hätten, die ich besitze.“

Und nun erzählte er eine Reihe von Liebesgeschich-

ten, die einem Jüngling wohl den Mund hätten wässerig machen können; und um den Eindruck zu verstärken, erzählte er sie im Dialekt.

Jetzt wachten die Damen wieder auf, sie horchten mit lächelndem Interesse; nur Neeren schaute gleichgültig nach der weißen Front des Hauses, über den Erzählenden hinweg.

Als dieser geendigt hatte, gab Madame den illegitimen Liebesgeschichten einen moralischen Abschluß, indem sie die Männer sentenziös zum Heiraten aufforderte. Jedoch begegnete sie bei den drei Genossen einer ostentativen Verständnislosigkeit, und als sie nun bemerkte, die platonische Freundschaft sei wohl gut, aber für Nadeshda ein Ehemann doch besser, da erhob diese die Hände und rief: „Meine Liebe, sprechen Sie mir nicht vom Heiraten!"

„Das war doch sonst Ihre Meinung nicht," versetzte Madame etwas pikiert.

„Ich habe nichts gegen die Ehe, finde sie im Gegenteil sehr schön; nur wäre dazu ein idealer Mann nötig, und solche gibt es nicht. Alle Männer sind brutal, oder sie werden es in der Ehe. Unter hundert Frauen erleben fünfundneunzig diese Enttäuschung."

„Sie übertreiben," rief Madame.

„Nein, ich lasse mich nur nicht beschwatzen. Wenn ich es mit einem Manne wagen sollte, müßte ich vorher durch lange Prüfung wissen, daß er außerordentlich zart, fein und sanft ist. Aber wie gesagt, es gibt solche Männer nicht. Gäbe es einen solchen, so dürfte er meinetwegen arm sein, häßlich, ungebildet und alles, was Sie wollen."

„Die Erfahrung, die Sie den Frauen zuschreiben, machen die Männer wohl noch öfter,“ sprach Marguelay. „Denn im ganzen ist der Mann zarter als die Frau.“

Nun fuhren die beiden Damen in die Höhe, es gab Widerspruch und heftiges Disputieren, da Marguelay bei seiner Meinung beharrte und sie durch mancherlei Beispiele zu erhärten suchte, denen darauf andere Beispiele entgegengestellt wurden; Aigl und Neeren schwiegen und schauten schmunzelnd zu. Schließlich wollte Nadeshda den Doktor als Schiedsrichter anrufen; aber er lehnte ab, mit der Begründung, daß er über die Ehe sein Teil lediglich denen sage, die sich darin befinden.

Van Neeren meinte für sich: „Aigl ist ein gewissenhafter Familienarzt, er sorgt dafür, daß die Stammbäume nicht in den Himmel wachsen.“

So leise er auch geflüstert hatte, vernahm ihn doch der Madame scharfes Ohr; sie liebte wohl Schlüpfrigkeiten, hielt aber eine ernsthafte Erörterung sexueller oder erotischer Fragen für unpassend und lenkte, eine kleine Stille ausnützend, das Gespräch mit einem sehr merklichen Ruck ab, indem sie von Zenzi, der Tochter des Krämers im Ort, zu sprechen anfing, welche täglich die Eier brachte und hinter dem Ladentisch mit verschiedenen Hausfrauen in Berührung kam.

Nadeshda sagte: „Sie scheint sehr unglücklich.“

Dann machte sie eine kleine Pause, während Friedrich kam, das Geschirr abzuräumen; sie wickelte sich fester in ihren Schal, blickte über das Wasser nach einem fernen Segel und fuhr fort, als der Diener gegangen war: „Ein

prächtiges Mädchen! Nicht hübsch oder niedlich, auch keine klassische Schönheit und hat doch in ihrer Art etwas Klassisches. Dieser stolze Bau! Und dieses ernste, strenge Gesicht, ein bißchen grob, wie manche griechische Skulpturen, aber eindrucksvoll und voller Rasse."

„Sie ist nicht von hier," fügte Aigl hinzu. „Ihre Familie stammt mitten aus den Bergen, von jenseits der Grenze, aus Tirol."

Und Madame seufzte: „Sie tut mir leid, sie ist so traurig, gewiß hat sie eine unglückliche Liebe."

„Die Trauer steht ihr so gut," sagte Nadeshda, „sie gibt ihr etwas Interessantes, beinahe etwas Bedeutendes."

„Aber ein Schatz ist es nicht, was sie traurig macht. Die Burschen des Orts lassen sie in Ruhe, sie ist ihnen viel zu stolz," belehrte der Doktor.

Nadeshda bestätigte: „Ja, sie muß sehr stolz sein. Als ich sie einmal in der Küche traf, wollte ich mich nach ihrem Leid erkundigen, ich hatte wirkliche Teilnahme für sie. Sie kämpfte mit ihren Tränen, aber sie blieb starr und kalt, es war nichts aus ihr herauszubringen."

Und Madame hatte dieselbe Erfahrung gemacht, Zenzi hatte immer nur geantwortet: „Ich habe nichts."

Doktor Aigl erzählte jetzt: „Was sie hat, das weiß ich — ja, das ironische Gesicht van Neerens und der Damen soll mich nicht irre machen. Ich kenne das ganze Dorf. Dies stolze Mädchen, dem ich mich nicht ungerufen nähern möchte, aus Furcht vor handgreiflicher Abweisung — leidet an einer bösen Stiefmutter."

Und ohne auf die ungläubige Überraschung seiner Hörer zu achten, fuhr er fort: „Ihr Vater hat sich vor kurzem wieder verheiratet, nachdem Creszentia sich schon ganz als Herrin im Hause gefühlt hatte. Die zweite Frau ist eine hübsche, junge und kräftige Person, an der Seite des alternden Mannes aber natürlich unzufrieden. Sie bleibt ihm treu, dafür rächt sie sich an der Tochter, diese leistete nun keinen Widerstand, sondern ergab sich stolz und schweigend in ihr Schicksal, und so wurde die Stiefmutter immer böser; im übrigen ist sie nicht schlecht, bloß gegen Zenzi wie eine Furie."

„Und der Vater?" fragte Nadeshda.

„Der Vater ist schwach; was er an Liebe aufbringen konnte, widmete er früher der Tochter und jetzt der Frau. Gegen die übt er eine einfältige Ritterlichkeit in dem Bewußtsein, daß er ihr etwas schuldig bleibt; er nimmt immer Partei für sie und wird gegen die Tochter dadurch grausamer, als er selbst es merkt."

„Man müßte der Frau einen Liebhaber suchen," meinte Neeren; und Nadeshda berichtigte ihn eifrig: „Das nützt in solchen Fällen nichts."

„Kurz, die arme Zenzi hat ein jammervolles Leben; ihr wird nicht nur die härteste Arbeit aufgeladen, sondern auch ganz unnötige Arbeit. Diese Schikane muß sie am schlimmsten erbittern; was sie fertig gemacht hat, wirft ihr die Stiefmutter zusammen und befiehlt ihr, noch einmal anzufangen. Nichts, was sie tut, ist recht; immer gibt es Scheltworte und oft Schläge; sie muß die abgerissensten Kleider tragen, sie

hat nicht die geringste Freiheit, jeder ihrer Schritte wird überwacht und höhnisch mißdeutet — das alles nun bei ihrem Stolz und ihrer empfindlichen Gemütsart, und nachdem sie als vollständig freie Herrin geschaltet hatte!"

Nadeshda stand auf mit den Worten: „Aber da muß man etwas tun! Man kann nicht ein solches Mädchen in der Hand einer Megäre und eines Trottels lassen. Ich nehme sie in mein Haus."

Der schnelle Entschluß rief Bewegung, wenn auch keinen Widerspruch hervor. Van Neeren und Madame Tontan begnügten sich festzustellen, daß es kühl werde; und allerdings zogen die Wolken schneller, in der Ferne schien es zu regnen, die Wellen plätscherten am Ufer, der schwimmende Boden schwankte stark.

In ihrem Enthusiasmus ließ Nadeshda sich keine Zeit zur Überlegung; sie reichte den andern die Hand, zum Zeichen, daß sie nicht begleitet sein wollte, und während jene sich zum Aufbruch rüsteten, stieg sie ans Ufer, eilte durch die Pforte und den Garten, und dann ins Dorf.

Die Sonne, die schon tief stand, kam langsam wieder hervor, ihr roter Schein legte sich auf die breite Dorfstraße, die an der Kirche vorbei bis zum Bahnhof führte. Nadeshda achtete nicht auf den Weg, ohne Suchen und Umschauen fand sie das Häuschen, das an der Ecke stand, wo eine kurze Gasse steil abbog.

Durch die offene Türe trat sie in den Laden. Zenzi stand gerade an dem Verkaufstisch; ehe sie nach dem Begehr der Fremden hatte fragen können, sagte diese:

„Gut, daß ich Sie allein treffe, ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen," und fuhr fort, nachdem sie der andern eine halbe Sekunde zur Überlegung gelassen hatte: „Ich brauche Hilfe in meinem Hause; Sie gefallen mir, wenn es Ihnen recht ist, möchte ich sie gleich engagieren."

Das junge Mädchen hatte nicht begriffen, es blickte sie verständnislos an und fragte mechanisch: „Was beliebt?"

„Sie sollen fort von dieser schmutzigen Wirtschaft; Sie sollen in meinem Hause wohnen — bei mir eine Stelle haben," erwiderte Nadeshda.

Zenzi wurde dunkelrot, eine mächtige Bewegung durchwallte sie. „Diese schmutzige Wirtschaft verlassen, mit der Stiefmutter und aller Qual —" das klang ihr wie eine himmlische Botschaft, und doch zugleich wie die Stimme des Versuchers.

Sie schwieg.

Und die andere drängte, nicht unfreundlich, aber ein bißchen gar zu dezidiert: „Entschließen Sie sich. Da ist keine lange Überlegung nötig. Daß Sie es bei mir nicht schlechter haben werden als zu Hause, garantiere ich Ihnen schwarz auf weiß."

Das Mädchen fühlte stark die Verlockung, aber zugleich regte sich in ihrer Seele ein mißtrauischer Stolz, sie war nicht sicher, ob sie nicht sich etwas vor der Welt vergäbe, wenn sie annähme, und ihrem Vater Schande mache.

„Was soll ich denn tun?" Sie sprach lediglich um Zeit zu gewinnen, an die Arbeit dachte sie nicht.

Nadeshda war diese Frage unbequem; sie wollte vorsichtig nicht von einem Stubenmädchen reden, daher antwortete sie ausweichend: „Sie würden eine Art — Haushälterin sein.“

Das Mädchen wurde noch röter, aber erwiderte nichts, in einer eigentümlichen Befangenheit.

In diesem Augenblick kam der Vater. Er erzählte sogleich geschäftseifrig, seine Frau sei leider ausgegangen, und bot beflissen seine Dienste an; zugleich blickte er, durch die ernsten Mienen betroffen, in stummer Ungewißheit abwechselnd auf seine Tochter und die Kundin.

Nadeshda wiederholte ohne Umschweife, mit möglichster Präzision ihr Begehren.

Aber die rücksichtslose Kürze führte nicht zum Ziel, es bedurfte einer umständlicheren Wiederholung und die Tochter mußte sich erklärend einmischen, bis der Mann endlich begriff. Ungeduldig trommelte Nadeshda auf den Ladentisch, jeden Moment konnte ein Käufer durch die offene Tür treten, aber der Alte wollte keine Zusage geben, machte Schwierigkeiten, indem er sich hinter dem Ohr kraute und den Mund bis in die entlegensten Winkel seines Gesichtes verzog. Er sei es seiner Würde schuldig, seine Tochter zu behalten, außerdem könne er sie nicht im Geschäft entbehren, man wisse nicht, was sie bei Fremden lernen werde, und was dieser Bedenken mehr waren, mit denen er Nadeshda so reizte, daß sie schon fortgehen wollte.

Doch spielte sie vorher noch ihren letzten Trumpf aus, indem sie scharf bemerkte: „Ich bedaure, daß Sie

zu mir kein Vertrauen haben. Ich wollte vierzig Mark Monatslohn geben und Ihr Geschäft überall empfehlen —"

Das hieß in der Negation: weder ich, noch meine Freunde kaufen jetzt bei Ihnen.

Und der alte Krämer fing an, sich geistig aufnahmsfähiger zu zeigen. Er meinte, seine Frau würde wohl nichts dagegen haben — im Innern besorgte er, sie würde schelten, wenn er die dargebotene Hand zurückwiese — er fragte die Tochter, ob sie einverstanden sei, und sie antwortete mit einem bescheidenen Ja.

Nun begann er eine lange, vorsichtig unbestimmte und verklausulierte Rede, um am Ende mit seiner Zustimmung herauszurücken. Nadeshda ließ ihm zu ferneren Überlegungen keine Zeit, mit ihrer unbewußt autoritären Art im geschäftlichen Verkehr sagte sie: „Abgemacht. Holen Sie die Sachen herunter, ich begleite Sie. Aber beeilen Sie sich."

Dieser selbstgewisse Angriff überrumpelte die Gegner so, daß sie die Waffen streckten und schweigend gehorchten. Zenzi ging auf ihr Kämmerlein und kam nach wenigen Minuten wieder mit einem Bündel; dieses wurde auf einen Schubkarren gelegt, welchen ein Knabe schob.

Nadeshda nahm die schweigende Zenzi an ihre Seite und ließ den Jungen vorausschieben, um ihn beobachten zu können. So ging es durchs Dorf, hundert Schritt über die Chaussee bis zur Pforte der Villa Puschkin, wo sie denn mit ihrer Gefangenen wie ein Triumphator einzog.

Madame kam schnell von der Terrasse herab, sie

hatte die Situation erfaßt und verhehlte nicht ihr Erstaunen über die prompte Ausführung des kaum erwogenen Planes.

Die fortgesetzt schweigende Zenzi wurde in ein reinliches Kämmerchen gebracht; Nadeshda ging selbst in die Küche und ordnete an, für die Neuangekommene etwas Gutes zu kochen und ihr auch eine tüchtige Portion Bier zu wohltätiger Aufheiterung bereit zu stellen.

Die neugierige Madame begab sich noch zu der Einsamen, erhielt aber auf ihre Fragen nur sehr zögernd Bescheid und beschränkte sich dann darauf, selber das Wort zu führen, indem sie den humanen Geist des Hauses lebhaft pries; dazwischen fuhr sie dem hochgewachsenen Schützling mit dem Rücken ihrer Finger über die Wangen, wobei sie schmeichelnd sagte: „Meine liebe Kind!“

Es war mittlerweile völlig Abend geworden. Die beiden Damen gingen zum Nachtessen, sie waren ziemlich gesprächig und recht zufrieden, wie etwa ein siegreicher General auf dem zu seinen Ehren gegebenen Bankett im Rathause, wozu noch das Gefühl kam, einen Menschen aus den trüben sozialen Untergründen an das Tageslicht gefischt zu haben.

Ihr Sieg wurde freilich schon am nächsten Tag bestritten; die Stiefmutter erschien in der Frühe, lärmte mit den Domestiken und verlangte die Herrin zu sehen. Eine Unterredung fand in der Waschküche statt; Nadeshda war so überzeugt von ihrem juristisch keineswegs zweifellosen Recht, daß sie mit ebensoviel Ruhe wie Festigkeit auftrat.

Übrigens gab sich die Stiefmutter nicht als Megäre, sondern als eine gemütvolle Anverwandte, die auf keinen Fall als eine Verfolgerin des unschuldigen Kindes verkannt zu werden wünschte. Nadeshda zerstreute alle Bedenken mit einer siegesgewissen Freundlichkeit; jedoch unterließ sie nicht, anzudeuten, daß sie im Falle eines Zwistes das ganze Dorf zum Schiedsrichter anrufen, im Falle guten Einvernehmens hingegen sich als dankbare Freundin erweisen würde; für ihre Freunde habe sie allerhand Aufmerksamkeiten übrig, wie denn auch ein schöner türkischer Schal seiner Bestimmung als Gastgeschenk harre.

Die Stiefmutter nahm Vernunft an und überlegte im stillen, daß es für sie ein Vorteil sei, wenn die Tochter nicht mehr zwischen ihr und ihrem Manne stünde, ferner, daß man das Wohlwollen der reichen Fremden als Rückhalt gegen manche feindselige Regungen der Nachbarschaft nicht verachten dürfe.

Die kriegführenden Parteien schlossen einen förmlichen Waffenstillstand. Darauf zog die Krämersfrau mit ihrem türkischen Schal von dannen, während Nadeshda, einen russischen Volkstanz vor sich hinsummend, zufrieden in ihr Wohnzimmer ging. Sie wußte nicht genau, was sie mit ihrem neuen Mädchen beginnen sollte, und stellte sich nur im allgemeinen das Programm auf, die Niedergedrückte zu erheben; das war ihr interessant und gab ihr ein Stück neuen Lebensinhalt.

III.

An Dienstboten fehlte es keineswegs; auch zerbrach Nadeshda sich den Kopf nicht, für ihren Schützling Arbeit zu finden, denn sie dachte fürstlich genug, um in ihrem Hause Leute zu dulden, die weiter nichts als ihre Gegenwart bieten konnten; und außerdem urteilte sie sehr skeptisch über den Segen der Arbeit.

Ihre erste Bemühung war, die Neuengagierte wie einen Rekruten einzukleiden. Sie kaufte ihr Kleider, die einem dienenden Mädchen ungefähr angemessen, wenn auch etwas zu gewählt und mit zu starker Anlehnung an die Mode hergerichtet waren; sie zwängte den schmiegsamen Leib in ein vorschriftsmäßiges Korsett und ersetzte die schweren Stiefel durch leichte Schuhe, nicht weniger veränderte sie die ländliche Coiffure, auf die nun je nach Umständen ein Häubchen oder ein Hut gesetzt wurde.

Zenzi sah jedenfalls anders und nach dem Urteil ihrer Herrin besser aus als vordem; Doktor Aigl indessen war anderer Meinung, und als sie zum ersten Mal ihm mit einer Bestellung ins Haus geschickt worden war, sagte er nachher: „Was haben Sie aus der prächtigen Dirne gemacht, das ist ja die reine Maskerade! Früher war sie ein Bild, jetzt ist sie eine Karikatur. Die harmonische Kraft scheint nun plump, der natürliche Ernst wie üble Laune, alles Echte ist dahin.“

Solche Kritik nahm Nadeshda jedoch um so weniger übel auf, da sie unerschüttert in ihrer Überzeugung blieb, Zenzi sei nunmehr wesentlich schöner und zivilisierter.

Unterdessen zeigte sich Madame nicht so weitherzig wie die Herrin des Hauses. Sie hielt dafür, wer bezahlt werde, müsse auch etwas leisten, da sonst des Engagierens kein Ende sei, und außerdem sei für ein gesundes junges Mädchen Müßiggang aller Laster Anfang.

„Gut, finden Sie ihr eine Beschäftigung," sagte Nadeshda, die es ablehnte, sich darum zu bekümmern.

Das war aber nicht so leicht, es fehlte der neuen Kraft teils an Gelegenheit, teils an Fähigkeit, sich zu betätigen. Das Kochen hätte sie von Anfang an lernen und sodann, um es auszuüben, zwei Vordermänner umbringen müssen; an einem landwirtschaftlichen Betrieb fehlte es, und auf den Garten war der Gärtner sehr eifersüchtig. Es blieb also nur die außeretatsmäßige Stelle eines dritten Stubenmädchens, und da war auch allenfalls Aussicht auf eine definitive Anstellung, wenn eine der beiden andern sich verheiratete oder aus andern Gründen ihren Platz verließ.

Indessen mußte auch hier die Unerfahrene das Allerelementarste noch lernen, und sie machte Madame Tontan, welche die Unterweisung sogleich begonnen hatte, mit ihren Fortschritten wenig Freude: die unglückliche Schülerin zeigte sich willig, aber vernagelt. Madame fürchtete ihr irgend etwas Zerbrechliches in die kräftigen Hände zu geben, und so wiederholte sich alle Tage die gleiche, kurze Lektion: sie bestand in dem Abstäuben der widerstandsfähigsten Gegenstände.

Und dieses Pensum absolvierte Zenzi stets auf dieselbe Weise wie das erste Mal, es wollte sich bei

ihr keine leichte Eleganz, keine graziöse Behendigkeit ausbilden; sie machte es gründlich, aber hastig und derb.

Das benahm nun Madame den Mut, auf Schwereres überzugehen, sie konnte denn auch ihrer Schülerin keine guten Noten geben, wenn sie mit der Herrin über sie sprach; doch diese lachte und rief auf russisch: „Das sind Kleinigkeiten!"

Denn sie selbst hätte lieber ein Feld umgegraben als ein Zimmer aufgeräumt. —

Indessen gab sie sich nun ihrerseits mit dem Mädchen ab, das sie erziehen wollte und lediglich durch Belehrung zu erziehen gedachte. Die slavische Freiheit von dem Bewußtsein der Standesunterschiede war ihr durchaus eigen, daher verkehrte sie herzlich und natürlich, beinahe kameradschaftlich mit ihrer Dienerin. Daß der Lehrer seinen Zögling beobachten soll, hatte sie sich wohl gemerkt; und es fiel ihr auf, daß Zenzi keineswegs recht freudig aufatmete, vielmehr trübe und melancholisch war, ja, Heimweh nach dem väterlichen Hause äußerte, wo sie es doch so schlecht gehabt hatte.

Nadeshda urteilte rasch und nach ihrer Weise; daher erklärte sie sich ohne Zögern, hinter diesem Gebaren müsse etwas Besonderes stecken, und das könne nichts anderes als die Liebe zu einem Burschen sein — trotz aller gegenteiligen Versicherungen Aigls. Ohne ergänzende Beobachtungen blieb sie bei diesem Schluß, er stand in ihrem Gehirn fest wie ein Nagel in einem Balken.

An diesen Nagel hängte sie aber ihre ganze Erziehungsmethode. Gegen einen Flirt, mochte er nun pla-

tonischer oder mehr grober Natur sein, wußte sie wenig einzuwenden, aber ernste theoretische Bedenken hatte sie gegen die Liebe, zumal gegen die weibliche, denn sie hatte gehört und gefunden, daß sie das Weib zum Sklaven mache, und zwar um so mehr, wenn das Weib sich ohnehin seines Wertes nicht genügend bewußt sei. Darum suchte sie bei ihrem Stubenmädchen das Selbstbewußtsein vor allem auszubilden.

Nun war sie zum Professor weder geschaffen noch vorbereitet, und ihre Philosophie ermangelte der Reichhaltigkeit; doch erinnerte sie sich an einiges Gelesene und das trug sie getreulich vor. „Das Selbstbestimmungsrecht ist im Leben das Wichtigste, das macht den Adel der menschlichen Natur aus. Jeder Erwachsene hat das Recht, sich frei und ungehindert zu entwickeln, und das Geschlecht macht dabei gar keinen Unterschied; es ist ein Verbrechen gegen die Natur, Erwachsene unter Vormundschaft zu halten. Die Männer haben sich befreit, aber die Frauen seufzen noch unter ihrer Sklaverei. Frei sein soll das Weib, um sich nach seinem eigenen Gutdünken auszuleben. Unrecht und demütigend ist es, wenn man es unter die Befehle eines Mannes beugt, gleichviel, ob der Mann ein Vater, Gatte oder Bruder ist. Das sehen Sie doch ein, Creszenz?“

„Jawohl,“ bestätigte die Schülerin gehorsam, aber eigentlich sah sie nichts ein.

„Vor allen Dingen also merken Sie sich, wenn Sie Ihre Menschenwürde bewahren wollen, daß Sie sich unter keinen Mann beugen dürfen.“

„Sie sind ja auch kein Mann," murmelte Zenzi.

Aber die Herrin dozierte unentwegt weiter: „Also jede Unterwerfung unter den Willen eines anderen ist eine Schändung der eingeborenen Menschenhoheit. Sie haben es an sich erfahren. Nicht wahr, Sie haben es als tiefe Demütigung empfunden?"

Der Schülerin wurde es wirr im Kopfe, doch nach dem Ton der Frage glaubte sie sich verpflichtet mit einem bescheidenen Ja zu antworten.

Derweilen war Nadeshda recht zufrieden mit sich und ihrer pädagogischen Begabung; nur wollte sie das unvorbereitete Mädchen nicht gleich ermüden; daher brach sie den Unterricht vorläufig ab, schwieg einen Augenblick und stieß dann plötzlich heraus: „Haben Sie einen Liebhaber, Creszentia?"

Creszentia zeigte sich betroffen, doch dann zog, zum ersten Mal in dieser Lektion, ein leuchtendes Verstehen über ihr Gesicht. „Ob ich einen Schatz hab'? O nein."

Und sie errötete; vielleicht hatte sie gemeint, man erwarte von ihr, daß sie bereits einen Verehrer gefunden habe.

Die Herrin aber dachte sich ihr Teil und sprach vermittelnd: „Ich will nicht weiter in Sie dringen, es geht mich ja auch nichts an."

In diesen unbestimmten Worten ahnte das Mädchen eine dankenswerte Weitherzigkeit, von der es nun freilich im Moment keinen Gebrauch machen konnte; es glaubte, die Belehrung sei zu Ende, aber dann kam noch ein gewichtiger Nachsatz.

„Vor allem merken Sie sich dieses, daß die Männer, die Sie kennen, im allgemeinen Ihrer gar nicht würdig sind. Wenn einer um Ihre Liebe wirbt, so tut er nicht Ihnen eine Ehre, sondern er wünscht von Ihnen eine Gnade, die er in Dankbarkeit verehren soll. Sollte aber einer Miene machen, den Herrn spielen zu wollen, dann lassen Sie ihn ohne Umstände fallen. Und wenn er Ihnen Schwierigkeiten macht, wenden Sie sich an mich, ich werde Sie zu schützen wissen."

Zenzi dankte ungeschickt für die gute Meinung und versprach, alles was man von ihr verlangte, zu tun.

Ihre Herrin aber meinte, die neue Erkenntnis müsse mit einem Schlage das irre geführte Mädchen umwandeln, es müsse mit der neuen Erkenntnis ein neues Vertrauen in die Zukunft gewonnen haben, sich geistig wiedergeboren fühlen, in Glück und Seligkeit schwelgen.

Sie beobachtete das Mädchen mit heimlicher Freude, aber je länger sie beobachtete, um so mehr mußte sie sich eingestehen, daß die erwünschte Veränderung ausblieb.

Zenzi wurde im Gegenteil immer stiller und trauriger. Sie kam, wenn man sie rief, sie tat ihre geringe Arbeit gehorsam; aber alles geschah wie in einem Traum, wie in einem schweren Traum. Sie sprach unaufgefordert nie, auch nicht mit den Dienstboten; manchmal hatte sie verweinte Augen, erkundigte man sich aber nach der Ursache, so regte sich ihr Stolz, und sie hielt an sich, wenn sie auch mit ihren Tränen kämpfen mußte; und nur auf das dringendste Fragen gestand sie ihr Heim-

weh nach dem väterlichen Hause, wo ihre Empfindlichkeit Tag für Tag mißhandelt worden war.

Wenn ihrem kräftigen Gesichte die Trauer noch einen gewissen Reiz gab, so sprach aus ihrem Verhalten Stumpfsinn, eine blöde Langeweile. Madame gab auf ihre Gewohnheiten acht und ließ sie auch von anderen überwachen: sie hatte sicher keinen Liebhaber. Auch trank sie nicht, und Nadeshda fing schon an sich zu fragen, auf welche Art ein junges Mädchen denn die heitere Lebenskraft seiner Jugend so zerrütten könne.

Ihr wurde das ganze Verhältnis bereits unangenehm. Neeren und Marguelay spotteten über die verkleidete und sentimental gewordene Bäuerin; Aigl, der für Zenzi Sympathie hatte, wie denn auch seine freundliche Anrede am besten auf sie wirkte, hielt mit seiner Kritik nicht zurück. „Sie tun dem Mädchen unrecht, indem Sie es aus allen seinen Verhältnissen reißen. Hätten Sie es lieber sich durchquälen lassen, so schwer das Leben im Hause auch war! Jetzt hat sie das Gleichgewicht verloren und kann auch wohl kaum in ihre frühere Lage zurückkehren.“

Er zitierte Liebig: „Durch ein Gesetz kann der Bauer vom Pfluge genommen und zum Soldaten gemacht werden, aber kein Zwang vermag den Städter oder Soldaten —“

— „Ich kenne den Ausspruch,“ unterbrach Nadeshda ungeduldig.

Sie besann sich schon, ob sie Zenzi nicht heimschicken sollte; die Freude an der Schülerin und an der

eigenen Pädagogik war gänzlich erschöpft; jedoch hielt ein gewisser Eigensinn und Furcht vor dem Spotte der Freunde sie zurück. —

In dieser wenig günstigen Periode ereignete es sich eines Nachmittags, daß ein gellendes Hilfegeschrei hörbar wurde. Es kam von dem Grundstück der Triumvirn, von jenem kleinen Gebäude, das, weiter zurück als das Wohnhaus, nahe der trennenden Hecke stand. Es enthielt Stallung für zwei Pferde, daneben eine Wagenremise, oben aber einen Heuboden und außerdem für den etwaigen Kutscher ein Kämmerchen, das durch eine hölzerne Treppe mit der Wagenremise verbunden war.

Der Schreiende aber war niemand anders als Friedrich, welcher in Ermangelung eines Kutschers dieses Kämmerchen, ebenso wie eine alte Kuh den Pferdestall und ein Veloziped nebst einem schadhaften Boot die Remise, bewohnte.

Ein paar Kinder hatten unten mit Streichhölzern gespielt, bis das Heu Feuer fing, und in ihrer Angst sich über das hölzerne Treppchen geflüchtet, das nun auch schon brannte, so daß sie in äußerster Gefahr schwebten.

Noch war der Hilferuf nicht verklungen, und schon hatte sich eine zahlreiche Nachbarschaft um das Gebäude versammelt; von dem einen Haus kamen die drei Herren, vom andern Nadeshda und Madame, von beiden sämtliche Dienstboten; in der Ferne sah man den Vortrab der Neugierigen aus dem Dorfe und den benachbarten Landhäusern.

Zwanzig Menschen standen aufgeregt und ratlos um den Feuerherd, alle von dem Gedanken erfüllt, man müsse die Kinder retten, nur daß leider niemand sich an die Ausführung begab, zu der es doch höchste Zeit war.

Da trat, die als letzte gekommen war, als erste aus dem Haufen hervor: Zenzi. Ohne Besinnen griff sie nach der Leiter, die, von allen übersehen, gegen einen Baum gelehnt stand; sie setzte sie gegen das Fenster des Kämmerchens, stürzte sich den Inhalt eines halbgefüllten Milcheimers über den Kopf, stieg die Leiter hinan und schlug das Fenster ein.

Atemlose Spannung herrschte ringsum, der schöne Friedrich stand bleich, mit aufgerissenem Mund und zitterte.

Und nach einer Minute kam sie mit den beiden Kindern zum Vorschein. Allen dreien waren die Haare angesengt und die Kleider geschwärzt, sonst schienen sie gesund, wie Doktor Aigl nach einer flüchtigen Untersuchung feststellte.

Nun kam auch Hilfe vom Dorf, das Feuer wurde schnell erstickt; bloß daß es seinerseits die alte Kuh erstickt hatte, die so eines relativ ehrenhaften Todes starb, unberührt von dem Metzgermesser.

Die unerschrockene Retterin aber wurde der Gegenstand lebhafter Anerkennung und vieler Ovationen; Nadeshda hatte sie in ihrem menschenfreundlichen Enthusiasmus an Ort und Stelle umarmt und geküßt; Aigl klopfte ihr auf die Schulter; Marguelay verfaßte abseits von der Menschenmenge ein Sonett; die Bewohner der umliegenden Villen sammelten für eine

Ehrengabe und überlegten, wie man dem Verdienste die Rettungsmedaille sichern könne.

Wie aber benahm sich Zenzi? —

Ihr Verhalten auf der Höhe des Ruhms betrachtete Nadeshda nicht ohne Mißbilligung. Sie nahm die Huldigungen schweigend entgegen, ohne Dank, fast wie eine unberechtigte Aufdringlichkeit, mit düsterer Stirn und zusammengepreßten Lippen.

Die Wohlwollende fragte sich, was denn eigentlich die Seele dieser Magd erfülle. War es ein grotesker Stolz oder der vollendete Stumpfsinn? . . .

Nach einigen Tagen indessen vermochte sie zu konstatieren, daß die lang erwartete Veränderung in Creszentias Wesen nun endlich und zwar sehr plötzlich eingetreten sei. Ihr Antlitz zeigte einen neuen Ausdruck, als müsse sie ein Lächeln der Befriedigung zurückdrängen, wie einer, der einen großen Erfolg gehabt hat; ihr Gang war schwebender; sie gab sorgfältig auf ihre Kleidung acht; wenn sie gerufen wurde, kam sie schnell und heiter; sie plauderte mit den andern Mädchen, und war sie allein, dann hörte man sie summen und singen.

Die Herrin erfreute das wie ein Regen nach langer Dürre; sie meinte, die Saat ihrer Lehre sei jetzt aufgegangen, den befruchtenden Anstoß aber habe jene Feuersbrunst gegeben, bei welcher das Mädchen seine Überlegenheit habe zeigen und von allen Seiten ermunternde Anerkennung erwerben können.

„Nun fühlt sie den Wert des Weibes und ihren eigenen Wert,“ meinte Nadeshda bei sich. „Sie wird

jetzt innerlich und darum auch äußerlich eine freie Person werden, es ist keine Gefahr mehr, daß sie sich irgend einem gewalttätigen Burschen unterwirft."

Sie erwies sich freundlich gegen die Gebesserte und richtete an sie gelegentlich ein paar liebenswürdige Worte, den Unterricht aber hielt sie nicht mehr für nötig, zumal da sie des Unterrichts müde geworden war und auch alles gesagt hatte, was sie zu sagen wußte.

Sogar Madame konnte sich nicht enthalten, zu bemerken, daß Zenzi angenehmer und liebenswürdiger geworden sei, daß die Arbeit ihr leichter von der Hand gehe.

So verfloß eine Reihe guter Tage.

Da machte Madame ihre Patronin darauf aufmerksam, daß sie das Verschwinden von Zucker und von Schokolade — die in einer offenen Schale lagen — bemerkt habe. Sie wolle keinen Verdacht aussprechen, aber alle Symptome wiesen auf das neue Stubenmädchen als auf die Täterin hin.

Nadeshda wehrte sich lebhaft gegen diese Annahme. „Wenn Creszentia irgend einen Fehler hat, so ist es nicht Naschhaftigkeit; Sie wissen selbst, wie wenig lecker sie ist."

Das mußte Madame zugeben; immerhin meinte sie, das Verschwinden von Zucker und Schokolade könne auf keine andere Weise erklärt werden.

„Ach was, die Mäuse haben es genommen," erwiderte Nadeshda, und obwohl die andere ihr zu beweisen suchte, daß es im Hause keine Mäuse gebe die etwa vorhan-

denen aber nicht an den Zucker gelangen konnten, verteidigte sie so hartnäckig ihre Hypothese, daß die Höflichkeit einen ferneren Zweifel ausschloß.

Ein jeglicher ging wieder seinen Beschäftigungen nach. Nadeshda hatte mehrere Toiletten bei einer großen Münchener Schneiderin in Arbeit und gehorchte nun endlich den wiederholten Aufforderungen, indem sie zum Anprobieren nach München fuhr.

Sie beabsichtigte die Nacht im Hotel zu verbringen; jedoch konnte sie einige Besorgungen nicht mehr erledigen, wie sie gehofft hatte, sie war verstimmt und fuhr darum noch mit dem Abendzuge heim.

Man erwartete sie nicht; allein da sie nicht ängstlich war, ging sie trotz der Dunkelheit zu Fuß vom Bahnhof nach der Villa. Als sie an der Gartentür läutete, zeigte sich niemand; und während sie sich wartend umschaute, kam ein Mann, den sie im Finstern nicht erkannte, von ihrem Hause her gelaufen, setzte über die Planke und verschwand zwischen den Bäumen des Nachbargrundstückes.

Sie erschrak heftig; zum Glück kam der Wächter auf seinem Rundgange und öffnete ihr.

Eilig begab sie sich ins Haus und sofort in das Zimmer Zenzis.

Diese fand sie nun halb angekleidet auf ihrem Bette, mit aufgelöstem Haar, die Kleider zerrissen, die Augen rot und verweint, das Gesicht und die Arme voll von blutunterlaufenen Flecken, die von Stößen oder Schlägen herzurühren schienen.

„Um Gottes willen, was ist?“ rief Nadeshda, in der Meinung, es seien Räuber in das Haus gedrungen.

Zenzi schwieg.

„Antworten Sie, es ist jemand hier gewesen, und Sie sind ja mißhandelt worden.“

„Mein Schatz hat mich geschlagen,“ stöhnte das Mädchen heraus, warf sich auf das Bett und vergrub schluchzend den Kopf in die Kissen.

Nadeshda war sehr ergriffen. Sie kehrte sich schweigend ab und ging auf ihr Zimmer. —

Aber lange konnte sie nicht schlafen, sonderbare, wirre, beängstigende Träume erfüllten ihr Gehirn.

Und nach kurzer Ruhe wachte sie früh auf. Sie fühlte sich wie zerschlagen, im Kopfe dumpf; und auf ihre Seele drückte es, daß sie das Geheimnis der vorigen Nacht erforschen mußte.

Um Zeit zu gewinnen, begab sie sich sofort, nachdem sie im Schlafzimmer eine Tasse Kaffee getrunken hatte, in den Garten; sie hoffte zufällig einem der Nachbarn zu begegnen oder in der frischen Luft einigermaßen ihre Kaltblütigkeit wiederzufinden.

Jenseits der Planke sah sie nun Marguelay im Schlafrocke wandeln und, äußerst begierig auf ein freundliches Wort, ging sie eilends zu ihm hinüber. In ihrer Aufregung erzählte sie hastig, was ihr begegnet war; doch der Dichter blieb sehr kühl und bemerkte gelassen: „Das trifft mit einem Gedankengang zusammen, der mich seit einiger Zeit verfolgt. Was man weibliche Schwäche nennt, gibt dem ganzen Geschlechte seinen charakteristi-

schen und eigentümlichen Reiz; das möchte ich einmal recht überzeugend darstellen können."

„Aber diese Geschichte ist doch schrecklich!" rief Nadeshda, ihn gleichsam an die Tagesordnung erinnernd.

Er sprach darauf sentenziös: „Die weibliche Schwäche ist das weibliche Verhängnis — diese natürliche Schwäche, die man auch Stärke nennen könnte, die passive Kraft, die tief in den sexuellen Geheimnissen wurzelt —"

Ungeduldig fragte Nadeshda: „Was soll ich aber tun?"

„Ich würde zunächst weiter beobachten," versetzte der Dichter auf gut Glück. Dann fuhr er eifrig fort: „Hören Sie, ich habe einen neuen Plan, Sie sollen die erste sein, der ich ihn erzähle. Ich möchte etwas über die Kaiserin Eugenie schreiben, einen Zyklus episch-lyrischer Gedichte etwa, doch mehr lyrisch. Diese viel verhätschelte und viel geprüfte Frau interessiert mich ganz besonders. Sie hat die Unritterlichkeit ihrer Zeitgenossen gründlich kennen gelernt! Wissen Sie, was ihren rührenden persönlichen Reiz und die Tragik ihres Lebens ausmacht? Das ist, daß sie Fürstin sein sollte und doch zugleich mit der Fülle des Weibtums begnadet war. Wie auf hohen Bergen der Wein nicht mehr berauscht, so herrscht auf den Höhen des sozialen Lebens eine kalte Nüchternheit. Sie aber brachte in diese Sphären den Rausch der Schönheit —"

„Das ist sehr interessant," versetzte Nadeshda etwas hart, „aber entschuldigen Sie, im Augenblick habe ich für dergleichen kein Verständnis," worauf sie sich abwandte und nach ihrem Hause zurückging.

Marguelay hinterblieb in einiger Verwunderung; alles was die Nachbarin denkbarerweise beschäftigen konnte, war nach seinem Dafürhalten doch ganz belanglos im Vergleich zu dem Geschäft eines kreißenden Poeten.

Nadeshda schloß sich in ihr Zimmer ein; sie hatte sich vorgenommen mit dem Mädchen zu sprechen, aber dann überwältigte sie Furcht und Widerwille gegen die Auseinandersetzung.

Madame klopfte an die Türe und meldete, Zenzi wünsche zu ihrem Vater zurückzukehren; auf die Frage, was sie jetzt mache, wußte sie nur zu erwidern: „Sie liegt auf dem Bett und weint."

„Sie soll warten!"

Die Herrin hatte sich bereits erhoben, doch dann befiel sie wieder eine Art von Mutlosigkeit, sie setzte sich aufs neue.

So blieb sie sitzen bis es zum Frühstück Zeit war. Dann hatte sie aber keinen Appetit; sie fühlte sich im Hause so unglücklich, daß sie beschloß, bei den Nachbarn zu frühstücken, obgleich sie sich über Marguelay aufrichtig geärgert hatte.

Als sie in dem Nachbarhause erschien, fand sie den Tisch noch nicht gedeckt, hingegen allerlei Unruhe und Aufregung; die drei Hausherrn hatten eine gemeinsame Unterredung mit ihrem Diener, der wütende Augen machte und trotzig zu antworten schien.

Neeren rief ihr zu: „Ah, Sie kommen gerade recht zum Verhör; Sie können gleich als Zeuge dienen in einer Sache, die Sie angeht."

„Was gibt es?“ fragte sie erschreckt.

Erst allmählich ging ihr aus den Reden hervor, um was es sich handelte. Man hatte in Friedrichs wertvoller Zigarrentasche nun auch wertvolle mit Papierringen versehene Zigarren gefunden, welche Aigl als die Dinermarke der Nachbarin wiedererkannte; bei näherer Nachforschung fanden sich auch aus Rußland importierte Zigaretten vor, deren Ursprung ebenfalls nicht zweifelhaft schien; eine noch gründlichere Untersuchung aber führte Wein, Süßigkeiten und andere schöne Sachen ans Tageslicht, die augenscheinlich alle der gleichen Quelle entstammten.

Nadeshda identifizierte ihr Eigentum und fragte den Schuldigen aufgeregt: „Von wem haben Sie die Sachen?“

„Von Ihrer Zenzi,“ antwortete er frech, „sie hat sie mir mit Gewalt aufgedrängt. Sie läßt mir schon seit langem keine Ruhe mit ihrem Liebesgejammer.“

Diese Unritterlichkeit versetzte seine drei Herren in Zorn; Neeren, sonst so phlegmatisch, rief mit einer harten Strenge, die aus seinem Munde sehr eindrucksvoll klang: „Packen Sie Ihr Bündel und scheren Sie sich fort! Genade Ihnen Gott, wenn ich Sie in einer halben Stunde noch in der Nähe des Hauses antreffe!“

Der Beschuldigte wollte trotzen; als er aber sah, daß die drei Miene machten, ihn mit Gewalt zu entfernen, zog er fluchend ab.

Die arme Nadeshda jedoch hatte alle Lust zum Essen verloren, sie ging ohne Abschied heim und sofort

in die Kammer Creszentias. Diese stand in ihrer Bauerntracht, augenscheinlich im Begriff das Haus zu verlassen; ihren alten Plunder hatte sie in ein unförmliches Bündel zusammengeschnürt. Ihr Gesicht war verschwollen, die Augen vom Weinen rot; und als ihr Blick auf die Herrin fiel, da erschrak sie heftig.

Diese aber fuhr schnell heraus: „Warum hat Friedrich Sie geschlagen?"

Das Mädchen wurde leichenblaß, es vermochte nicht zu sprechen, doch Nadeshda wiederholte eindringlicher und gebieterischer: „Friedrich hat eben gestanden, daß Sie ihn mit Liebesanträgen verfolgt haben. Warum hat er Sie geschlagen?"

Da kam es wie ein Hauch aus Creszentias Munde: „Er hat mich geschlagen, weil ich nicht mehr für ihn —" Dann zuckten ihre Lippen nur noch und darauf brach sie weinend zusammen.

Nadeshda war starr, von widerstrebenden Gefühlen überwältigt; sie hätte gerne etwas getan, wußte aber nicht, was tun, in einer Art von Verzweiflung ging sie denn auf ihr Zimmer. Sie weilte in einem Sessel und stützte den Kopf auf die Hand; eine Fülle widriger, bedrückender Gedanken kam ihr und vermischte sich mit peinlichen Erinnerungen aus ihrem eigenen Leben . . .

Sie wußte nicht, wie lange sie schon saß; da wurde die Türe aufgerissen, Madame Tontan stürzte herein und rief in höchster Aufregung: „Zenzi ist gegen den See gerannt!"

Besinnungslos eilte Nadeshda in den Garten, Ma-

4*

dame folgte ihr, so schnell sie vermochte. Mit einem Mal war der Garten lebendig geworden; die Dienerschaft aus beiden Häusern hatte sich bereits versammelt, es folgten die Triumvirn ohne Hut und in Morgenschuhen, Dorfleute und Nachbarn hörte man wenigstens, wenn man sie noch nicht sah.

Das verzweifelte Mädchen hatte jedoch einen bedeutenden Vorsprung und hätte schon ertrinken können, ehe es eingeholt wurde; zum Glück sprang es nicht an der nächsten Stelle ins Wasser, sondern rannte den Weg nach rechts hinauf, zur Landungsbrücke. Hier hatte einst eine arme Frau ihrem Leben ein Ende gemacht, und in der wahnsinnigen Aufregung meinte die Unglückliche instinktiv, man könne nur an der Landungsbrücke sterben ...

Sie war schon im Wasser, ihre Kleider breiteten sich wie die Blätter einer Wasserrose um sie aus, als die ersten — Aigl und Nadeshda — ankamen.

Der Doktor sprang entschlossen in die Flut und stieß die halb Bewußtlose mit ein paar kurzen Schlägen an die Brücke; Nadeshda hatte sich niedergelegt, sie ergriff mit der linken Hand das Geländer und hielt mit der rechten Creszenz am Arme fest, bis nach einer halben Minute Menschen kamen und die Rettung vollendeten.

Creszentia wurde in das Haus gebracht, ihre Herrin flößte ihr reichlich Champagner ein und gab auch ein großes Glas Madame, der die Beine schwach geworden waren.

Der Vater und die Stiefmutter des Mädchens waren herbeigeeilt; sie vergossen viele Tränen und versprachen

hoch und heilig, das unglückliche Kind künftig zu hüten wie ihren Augapfel, worauf es ihnen dann mit wiederholten Warnungen und Anempfehlungen ausgeliefert wurde.

Nadeshda aber fühlte sich nach diesem ereignisreichen Tage ganz matt und ging um acht Uhr schlafen.

IV.

Madame pries den Himmel in allen Tonarten, weil er das Haus von einem so unbequemen, leidenschaftlichen Insassen befreit hatte. Nadeshda ihrerseits zog Erkundigungen ein in der Krämerei, und auch Aigl schickte zuweilen hinüber; die Nachrichten lauteten günstig.

Zenzi hatte einige Tage krank gelegen von dem Nervenchok, aber dann ging es bald besser; dank dem energisch vermittelnden Interesse der Nachbarn; blieb das Verhältnis zu der Stiefmutter auch leidlich, und man durfte sich zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt glauben.

„Was ich ihr jetzt verschreiben möchte, wäre ein richtiger Schatz. Vielleicht später noch einen andern, wenn nötig; und dann könnte sie getrost zur Ehe schreiten,“ bemerkte Aigl, als er eines Abends mit Nadeshda und seinen beiden Kollegen durch die Dämmerung des Gartens wandelte.

„Das ist eine gefährliche Kur," meinte Nadeshda, „wir haben gesehen, wie ein sogenannter Schatz auf sie wirkt."

Jedoch der Doktor versetzte schlagfertig: „Die erste Schutzimpfung bringt die stärksten Pusteln hervor, mit jedem Male wird es dann weniger."

Und van Neeren philosophierte darauf: „Sie betrachten also ganz romantisch die Ehe als einen Hafen, nicht als ein Standquartier, als einen fünften, nicht als einen ersten Akt. Das heißt, Sie möchten die so notwendigen, geistigen Stimulantien der unkontrollierten Liebe vor der Ehe applizieren, nicht in der Ehe. Eine alte und raffinierte Kultur hingegen —"

„Lassens mi aus," entgegnete Aigl, wie er zu tun pflegte, wenn er weder ja noch nein und vor allen Dingen nichts Ernsthaftes sagen wollte. . . .

Wie nun aber die Erinnerung an den aufregenden Zwischenfall sich verlor, da wurde Nadeshda die Monotonie ihres Daseins allmählich bewußt. Sie sah die Triumvirn täglich, doch nur zu gewissen Stunden, und bei aller Freundschaft hielt sie nicht auf eine Verlängerung ihres Beisammenseins. Der Haushalt hatte für sie wohl Geheimnisse, aber wenig Anziehung; sie las, manchmal wandelte sie einsam oder mit Madame spazieren; doch zu gewissen Zeiten packte die Langeweile sie so, daß sie abends am offenen Fenster Klavier klimperte, oder mit den benachbarten Villenbewohnern Bekanntschaft anzuknüpfen sich vornahm.

In dieser Lage war ihr jeder Zwischenfall, wenn

er nicht gerade ein Unglück bedeutete, recht erwünscht; und ein solcher stellte sich bald unvermutet ein.

Es kam jemand, um Beschäftigung als besseres, als ein gutes besseres Mädchen zu suchen. Dergleichen Anerbietungen waren nicht selten; wie freudig erschrak aber die Herrin, als sie Ludmilla erkannte, jene Zofe, die sie während ihrer Ehe und in der allerersten Zeit ihrer Witwenschaft gehabt und die sie mit Bedauern hatte ziehen lassen.

Ludmilla war von ihren eigenen Eheerlebnissen eben so wenig erbaut, wie die Herrin von den ihrigen. Sie hatte in Petersburg den schon recht erfolgreichen Jokey Iwanoff VII. geheiratet, aber bald eingesehen, daß es gleich unangenehm war als Frau wie als Pferd unter seiner Obhut zu sein, denn er hatte eine harte Hand. Zum Glück für sie ließ er einmal die Vorsicht außer acht und fiel in der Betrunkenheit aus dem Sattel, wodurch er sich eine Verletzung zuzog, welche ihn zu dauerndem Liegen zwang. Er ging aufs Dorf, und Ludmilla zog ihrer Wege, da sie beide fanden, daß sie sich gegenseitig nichts mehr zu sagen hatten; und nun suchte die Strohwitwe nach längerem Umherwandern ihre alte Herrin auf, deren leutselige Umgänglichkeit ihr in guter Erinnerung geblieben war.

Die Herrin war sehr froh, sie wußte, wie lieb ihr die Zofe in der Verdrossenheit ihres häuslichen Lebens einst gewesen war; sie hatte als ein trefflicher Resonanzboden gedient, indem sie es gut verstand zuzuhören, so daß die Dame vor ihr gleichsam laut denken und auf die

Art ihrer Empfindungen, Neigungen und Abneigungen sich erst recht bewußt werden konnte. Als Beichtstuhl diente gewöhnlich der Frisiertisch. Ludmilla hatte nicht nur ein offenes Ohr, sondern sie widersprach auch nie und wußte doch den herrschaftlichen Gedanken so nachzuhelfen, daß sie sich aufs artigste zusammenfügten; sie war sehr verschwiegen; und zu alledem beherrschte sie das Russische, das Nadeshda schon längst wieder einmal gern gesprochen hätte.

Da es überdies trotz der zahlreichen Dienstboten an einer richtigen Zofe fehlte, so fiel die Entscheidung nicht schwer: Ludmilla wurde mit erhöhten Bezügen in ihre früheren Würden eingesetzt, sie frisierte, gab ihren Rat in Toilettefragen, hörte diskret zu —

Und Nadeshda war fürs erste sehr glücklich.

Auch die Triumvirn äußerten über diese Acquisition ihre Befriedigung.

Nun war allerdings Ludmilla erfreulich anzuschauen, nur mäßig groß, elegant und schlank, mit netten Händchen und Füßchen und sehr zarten Knöcheln; frisch, heiter, schnippisch, von graziöser Beweglichkeit und anmutiger Haltung; ein wenig durchtrieben, ein wenig kindisch und von einer unvertilgbaren Jugendlichkeit umstrahlt — in ihrem netten, etwas kurzen Kleidchen war sie so recht die Soubrette der komischen Oper; ja, man konnte wohl nachfühlen, was van Neeren meinte, wenn er sie öfter die kleine Rokokokokotte hieß.

Sie war eine Vollblutpolin, und van Neeren bemerkte einst zu Aigl: „Wenn Ihr, hochwürdiger Herr

Doktor, nicht wüßtet, daß sie Ludmilla heißt, würdet Ihr sie lediglich für eine Französin ansehen. Einem Vielgewanderten wie meinesgleichen entgeht zwar bei der flüchtigsten Betrachtung das slavische Wesen nicht. Ich habe eine gewisse Sympathie für das Polnische — oder sind Sie vielleicht ein Hakatist —"

„Nein, ich bin ein Deutscher," brummte Aigl zerstreut. Und dann fuhr der lange, blonde Germane fort, über die Polen zu sprechen und über das Verhältnis von Siegern und Besiegten. . . .

Die drei Brüder hatten den Antrag gestellt, Ludmilla möge bei Tisch aufwarten, mit der Begründung, jegliche Kreatur fresse am liebsten aus einer schönen Hand. Allein dieser Antrag wurde abgelehnt, da die kleine Soubrette, die wohl nicht ganz ohne Falsch, aber so klug war wie die Schlangen, solche Ehrung zurückwies. —

Und nun floß das Leben in seiner ländlichen Einförmigkeit weiter — was neu gewesen war, wurde bald alltäglich; Nadeshda war mit ihrer Zofe wohl zufrieden, fand jedoch weniger Anregung in ihr, als sie erwartet hatte. Es gab nämlich beim Frisieren nicht viel zu erzählen, weil es an einer bunten Geselligkeit mangelte; der Resonanzboden blieb stumm, denn er hatte keinen Ton aufzunehmen.

Ludmilla ihrerseits klagte zwar nicht über Langeweile, fing aber an zu begreifen, daß sie sich nicht auf das Haus beschränken, sondern ihre Fäden weiter spinnen müsse, wollte sie nicht in dieser Einsamkeit versauern. —

— Eines Tages erhielt Nadeshda von Marguerey

ein Billett, welches folgendermaßen lautete: „Soeben ist ein Freund angekommen, Herr Edmund Salving, der bei uns frühstücken wird. Werden wir das Vergnügen haben, auch Sie und Madame Tontan in unserem Kreise zu wissen? Salving ist ein sehr interessanter Herr.“

Nadeshda gab für sich sogleich zusagende Antwort, hingegen refüsierte Madame trotz alles Drängens, denn sie machte eben ihre alljährliche Purgierkur durch und fürchtete, man würde sie zu allerhand Genüssen nötigen, die sich mit der Behandlung nicht vertrugen.

Eine halbe Stunde später betrat Nadeshda den Balkon vor dem Sommerhause der sogenannten Brüder. Es wurde ihr ein Herr vorgestellt, welcher ihre Aufmerksamkeit erregte; von zarter, schmächtiger, eleganter Figur, hatte er außerordentlich schöne Hände, ein zugleich weiches und feines Gesicht, eine sanfte Stimme und in seinem ganzen Gehaben den Ausdruck der zehnfach destillierten, äußerst verletzbaren Empfindlichkeit. Von einer zärtlichen Sorgfalt zeugte seine Kleidung, sie war gewählt und korrekt, aber verriet nichts von der Werkstatt und saß an ihm so natürlich, wie das Federkleid an einem Vogel.

Dieser Mann kam der Nachbarin bedeutend und fremdartig vor, ihr blitzte der Gedanke durch den Kopf: „Das ist der Ästhet, von dem Kritiker und Feuilletonisten so viel erzählen!“

Man stand in einer ungezwungenen Gruppe auf dem Balkon; unten und fern hinter den grünen Wipfeln schimmerte der See; die Glastüre zum Eßzimmer war offen.

Herr Salving teilte nach den ersten begrüßenden Redensarten der Dame mit, er sei schon lange befreundet mit Marguelay, dessen Dichtungen er innigst verehre; und als Neeren, die Gedichte höflich lobend, zugleich bedauerte, daß ihrer so wenige seien, meinte jener: „Es ist guter Geschmack, Rosen einzeln zu verstreuen und nicht in ganzen Ladungen anzufahren. Das Massenhafte wirkt als solches immer indifferent.“

„Dichten Sie auch?“ fragte Nadeshda; es war ihr kein Zweifel, daß dieser ästhetische Herr dichten müsse.

„Ich beschränke mich darauf, zu genießen, also in meinem Innern nachzuschaffen. Wenn ich der Produktion vielleicht nicht unfähig wäre, so mangelt mir doch die Kraft, sie mit völliger Leichtigkeit zu geben; jede Anstrengung aber verzerrt die reine Schönheitslinie des inneren Wesens.“

Van Neeren schwieg nicht ohne Absichtlichkeit; Aigl berichtete der Nachbarin, daß auch er Salving seit langem kenne, und fügte hinzu: „Wir nannten ihn immer Edmund Säuslesacht —“

„O, bitte,“ sprach jener und hob abwehrend die Hände in den Gelenken; die Bezeichnung hatte ihn, sei es aus phonetischen Gründen oder infolge einer Ideenassoziation, immer gekränkt.

Mit einer liebenswürdig erläuternden Empfehlung wandte sich nun Marguelay an Nadeshda. Salving sei jener Mensch, der in der heutigen Gesellschaft zu wenig vertreten sei und den alle Künstler so sehr vermissen — das, was zum schaffenden Künstler das

Korrelat bilde, der empfängliche, verstehende Genießer, mit einem Worte der Ästhet im edelsten Sinne. Seine Genußfähigkeit sei unendlich umfassend und unglaublich verfeinert, ein Dichter selbst vermöge der subtilsten Feinfühligkeit nicht immer zu folgen. —

„'s Essen is fertig," rief eine fette Stimme, und der Kopf der Köchin wurde in der Verandatüre sichtbar.

„Setzen wir uns gleich an den Tisch," mahnte Aigl, „man redet beim Essen besser als beim Warten."

Man hatte den beiden Gästen einander gegenüber ihre Plätze angewiesen; der Tisch war sauber, wenn auch einfach gedeckt und verziert mit Feldblumen; das Eßzimmer mit seinen Bauernmöbeln, seinen Waffen und Humpen nahm sich in der gedämpften Beleuchtung sehr anheimelnd aus; das einzige, was man allenfalls kritisieren konnte, war, daß es im Eßzimmer noch ein wenig nach Aigls letzter Zigarre roch.

Ein Diener fehlte der dreiteiligen Herrschaft im Augenblick; wohl war eine Magd engagiert worden, aber die Köchin urteilte, man könne ihr bei so feierlichen Gelegenheiten das Porzellan und die Trinkgelder nicht anvertrauen.

Mit hochgerötetem Gesicht und nicht ganz untadelhafter Schürze kam sie darum selbst herein, eine große Schüssel vor sich hertragend. Sie setzte die Schüssel auf den Tisch und verschwand. —

Nun warf Salving gleich den andern einen unwillkürlichen Blick auf den Inhalt; und plötzlich wurde er eben so weiß, wie die Köchin rot gewesen war.

Das entging den Wirten nicht, und Nadeshda erschrak; doch brauchte man nach einer Erklärung nicht lange zu suchen, denn Salving starrte, wie hypnotisiert, auf die Mitte der Tafel, auf die wohlgekochte Leiche eines Milchschweinchens, das den Frühstücksbraten bilden sollte.

Da Salving nicht sprach, so nahm man von seinem wunderlichen Anfall zuerst keine Notiz; Aigl erhob sich, befestigte sich die Serviette unter dem Kinn, griff nach dem Tranchiermesser und wollte eben mit chirurgisch kunstgeübter Hand in das rosig weiße Fleisch schneiden —

„Es geht mir durch und durch," ächzte Salving mit bleichen, zuckenden Lippen.

„Sind Sie kein Freund von Spanferkel?" fragte Aigl aufblickend, in gemütlichem Tone.

Inzwischen hatte jener sich gewaltsam einigermaßen gefaßt, er äußerte mit nur noch leise zitternder Stimme: „Verzeihen Sie, ich kann nicht anders. Das Zerlegen eines ganzen Tieres, eines noch intakten Körpers — es ist ja anders bei einem Stück formlosen Fleisches — das geht mir auf die Nerven."

Den Doktor kitzelte die Lust zur Opposition gegen den empfindsamen Mann, und er meinte: „Aber so ein Spanferkel ist doch etwas recht Niedliches!"

„Es ist — eine Leiche — man wird den Gedanken an das Metzgermesser und an das entflohene Leben nicht los —"

Nadeshda liebte jeden anderen Braten mehr als diesen; indem sie nun aber auf die Schüssel blickte, kam ihr

plötzlich eine unangenehme Vorstellung. „Das sieht aus wie ein totes Kind," entfuhr es ihr; und dann hätte sie das Wort gern zurückgenommen, jedoch es war zu spät.

Auch Marguelay war von einem widrigen Gefühl ergriffen worden, und nun saßen die drei um das tote Ferkel mit einer so unglücklichen Miene, als wären sie von Menschenfressern zu einem Schmause geladen.

Aigl hatte Erbarmen, er nahm den Gegenstand des Abscheus und stellte ihn auf einen Seitentisch. Mit dem Rücken gegen die Gesellschaft, halb im Dämmer, wollte er schnell wie ein Henker seine Arbeit verrichten; aber die ganze Gesellschaft protestierte, sogar auch van Neeren verzichtete auf den Braten.

„Ich muß ihn aber wenigstens probieren, damit ich der Köchin sagen kann, daß sie ihn gut gemacht hat," sagte der Doktor, nahm die Schüssel auf seine beiden Hände und verschwand mit seiner nahrhaften Last in der Tür.

Nach einigen Minuten kehrte er zurück, mit Ostentation sich den Mund abwischend, „was wünschen die Herrschaften zu essen?" fragte er dann. „Ich sehe, unser Menü ist nicht sehr reichhaltig."

In der Tat hatte sich die Köchin schlecht vorgesehen, so daß es außer Kartoffeln und gelben Rüben nichts Warmes gab.

„Ach was," rief Nadeshda, „machen Sie keine Umstände, schicken Sie das Mädchen in die Villa Puschkin, ich gebe ihr einen Zettel für Madame mit."

Ohne Debatte wurde der Vorschlag angenommen;

inzwischen saß man und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Aber noch schwebte das Bild des nackten, toten, so unheimlich menschenähnlichen Säugetiers vor jedem geistigen Auge wie eine peinliche Obsession —

Daher kam kein Gespräch in Gang, umsonst verschwendete Aigl seine drastischen Bemerkungen im allergröbsten Dialekt; er erregte keine Heiterkeit, nicht einmal Widerspruch. —

Endlich kam die abgesandte Botin zurück. In Nadeshdas Hause waren die Vorratskammern auch eben weniger gefüllt, als sie es dachte und als es sonst der Fall war; und so hatte Madame aus dem geringen Vorrat eine Anzahl kleiner Würste herausgesucht als einzige Beisteuer zu dem unvollkommenen Mahle.

Die Würste wurden schnell gebraten und kamen in einer braunen Sauce auf den Tisch.

Bei diesem Anblick nun verdüsterte sich Salvings Miene, die sich schon aufgeheitert hatte, aufs neue. Man trug Nadeshda die Schüssel an, und als nun die Reihe an ihn kam, schob er sie von sich weg mit der heuchlerischen Entschuldigung, er habe schon zu Hause einiges genossen und nun keinen Hunger mehr.

Diese Ausrede wurde nicht akzeptiert, Aigl bedrängte ihn mit Aufforderungen zum Essen: „Sehen Sie, das ist kein Organismus, sondern eine amorphe Masse. Es sind die schönsten Würste Ihres Lebens, da sie aus der Vorratskammer Ihrer verehrten Nachbarin stammen. Die können Sie nicht verschmähen. Nehmen Sie, nehmen Sie, tun Sie unserer Gastfreundschaft die Ehre an."

Er schob die Schüssel nahe zu dem Teller seines unglücklichen Gastfreundes, und dieser, in die Enge getrieben, hatte die Schwäche, das kleinste Exemplar herüberzunehmen.

Nun sollte er es auch verspeisen; allein so weit kam es nicht: er würgte, starrte in die Luft und bat flehentlich, ihn von diesem Genusse zu dispensieren.

„Aber die Form der Würste kann Ihnen doch keine fatale Ideenassoziation erwecken," insistierte Aigl.

„Ach, die Form ist es nicht," brachte der Gequälte endlich heraus, „es ist der Inhalt. Man ist beständig gezwungen zu überlegen, was für uneingestehbare Dinge —"

Er brach rücksichtsvoll ab, hatte es aber doch bereits verschuldet, daß von der ganzen Gesellschaft nur noch Aigl an der trefflichen Charkuterieware Geschmack fand; dieser verzehrte sein Teil, während die andern ihm zuschauten, wie man einem Feuerfresser in seiner Jahrmarktsbude zuschaut.

Es herrschte ein etwas verlegenes Schweigen, eine Art Verstimmung gegen den allzu feinfühligen und schwer zu traktierenden Gast; freilich gestand sich Nadeshda sofort, daß sein Gebaren nicht auf Affektation, sondern auf Natur oder einer zweiten Natur beruhe; denn keine Komödie kann einen Menschen bis dicht an den Rand des Erbrechens führen . . . .

Sie rief heiter-versöhnlich: „Betrachtet euch als arkadische Hirten und gebt uns ein frugales Mahl! Gebt uns Käse, Radieschen, Butter, Brot, Früchte und Wein!"

Marguelay und Neeren stimmten lebhaft zu; Aigl hatte nichts zu wünschen, weil er gesättigt war.

Die ländlich nahrhaften Produkte wurden herbeigeschafft, sie zierten den Tisch auf das anmutigste; auch stellten sich bei dem vegetarischen Mahl Zufriedenheit und Heiterkeit ein, die durch den roten Tiroler noch befördert wurden.

Marguelay, welcher glaubte, seinen Freund und Gast nachträglich noch einigermaßen entschuldigen zu müssen, bemerkte: „Der geschmackvoll verwöhnte Mensch bedarf gar nicht vieler Umstände. Auf die rechte Art ist er leicht zu befriedigen, denn es kommt ihm viel mehr auf das Wie als auf das Was an.“

Und Salving, bereits wieder völlig in seinem ästhetischen Gleichgewicht, fügte hinzu: „Alle Übertreibung, der Masse, wie der Art nach, ist kulturwidrig, Kultur besteht in der Harmonie der Verhältnisse; den Sinn dafür nenne ich Takt; daher ist Takt die eigentliche Kardinaltugend des Kulturmenschen wie auch des Künstlers.“

„Eine bloß ästhetische Kultur kann der Menschheit wohl nicht genügen,“ warf Nadeshda ein.

„Verzeihen Sie, es gibt keine andere, möchte ich sagen. Was außerhalb des Ästhetischen liegt, ist nicht mehr Kultur, sondern bloß Technik.“

Marguelay sagte lebhaft zustimmend: „Sie haben ganz recht, obwohl es paradox klingt. Kultur kann man definieren als eine Kunst, deren Instrument der Mensch ist. — Insofern ist sie mit der Schauspielkunst am

nächsten verwandt. Wie der Mensch reden und gehen, sich halten und kleiden soll, welche Vergnügungen er sich erlauben darf, und was er als häßlich, schädlich oder unwürdig von sich abzuweisen hat, damit er zu einer reinen, schönheitsvollen Darstellung seines Wesens gelange: das alles ließe sich in Maximen geben, die ein guter Bühnenkünstler sich ohnehin zur Richtschnur nimmt. Man kann ruhig sagen: Der wahre Mensch ist der vollendete Schauspieler."

„Nur, wie ist so viel Selbstbeobachtung möglich für diejenigen, die arbeiten müssen?" fragte Nadeshda.

„Das ist," erwiderte Salving, „nun freilich die unangenehmste Stelle in der ganzen Weltordnung. Wie der Mensch in der Welt gestellt ist, kann er Arbeit nicht völlig entbehren; und doch ist sie sein Feind. Ich will nicht sagen, Arbeit schändet den Mann; aber Mühe und Anstrengung macht ihn stumpf, dumpf und unempfindlich, engherzig und gegen seine Mitmenschen hart, so daß sie also seine geistige Qualität entschieden verschlechtert."

Aigl rief dazwischen: „Es gibt nach Shakespeare kein besseres Zeichen eines braven Sinnes als eine harte Hand."

Und Salving erwiderte lächelnd: „Ja, Shakespeare hat eine göttliche Ironie."

Man hatte gegessen, die Köchin kam und trug die leeren Teller hinaus. Aigl zündete sich eine große Zigarre an; Nadeshda wünschte auch zu rauchen, genierte sich aber ein wenig vor Herrn Salving, und war dann froh, als dieser eine golden bereifte Zigarette aus seinem Etui nahm.

Der Doktor schenkte, gegen allen Widerspruch taub, noch einmal von dem roten Tiroler ein, indem er versicherte: „Das Glas nach dem Essen ist der beste Trunk und die halbe Stunde am abgeräumten Eßtisch die gemütlichste Zeit des Tages.“

Doch Salving und die Nachbarin nippten nur; diese, die Wein am Vormittag weniger gut vertrug, fühlte sich schon ein bißchen schwindlig. Das Clairobscur des Zimmers gewann in ihrer Anschauung schon die Intimität eines alten Ölgemäldes; die Bauernmöbel erweckten das Gefühl des Ungewöhnlichen und Entlegenen; sie glaubte sich, wenn das Gespräch verstummte, in starrer Öde, auf menschenleerer Alm . . .

Mit seiner unverbrüchlichen Ruhe, die manchmal sonderbar wirkte, sagte Neeren ganz plötzlich: „An die Fortschritte der Zivilisation läßt mich täglich ein gewisser Ort denken, von welchem das Wort Mephistos gilt: ‚mit vielen Namen glaubt man mich zu nennen.‘ Welch herrlicher Beitrag zur Kulturgeschichte wäre eine Monographie über diesen Gegenstand! Sr. Nichtswürden, Herr Jonathan Swift, dean von St. Patrick —“

„— men are never so serious, thougtful, and intent, as when they are at stool,“ fiel Aigl ein, dem andern das Zitat von der Zunge schnappend; er sprach es mit fettem Behagen und das Englische dem Oberbayrischen angenähert.

„Brahma, Sie sind ein Zyniker,“ sagte Nadeshda; doch mußte sie in ihrer durch den Wein gesteigerten Empfänglichkeit für das Komische wirklich lachen, wobei

ihr freilich nicht Aigl komisch erschien, sondern der meist so zurückhaltende, scheinbar prüde van Neeren.

Sie schämte sich dann vor dem Fremden ihrer Frivolität, und um irgend etwas Ernsthaftes zu äußern, wandte sie sich an ihn mit der Frage: „Wenn das Menschengeschlecht immer vollkommener werden soll, wie denken Sie sich dann den zukünftigen Menschen?“

„Ich denke, das Bewußtsein wird sich nicht noch mehr anfüllen — es ist jetzt schon zum Platzen gefüllt — sondern die Schwelle des Bewußtseins wird verlegt werden.“

Nadeshda begriff das nicht recht; Aigl auch nicht; aber das gestand er bei allem zur Schau getragenen Grobianismus niemals ein; er lenkte das Gespräch daher ab, indem er seinerseits auf Nadeshdas Frage antwortete: „Wenn das Gehirn sich stark entwickeln soll, muß der Kopf sehr dick werden; damit aber ein solcher Kopf glücklich ausgetragen und zur Welt gebracht werde, bedarf es eines geräumigen weiblichen Beckens, welches naturgemäß auf beträchtlich konvergierenden Beinen stehen muß. Der Mann wird die Entwicklung mitmachen, wenn er auch notwendig hinter der Frau einen Schritt zurückbleibt. So wird der Mann dann aussehen, wie jetzt eine recht rundliche, etwas geschnürte Frau, das Weib aber, wie erwähnt —

„Wünschen die Herrschaften den Kaffee auf dem Balkon oder auf der Aquasse?“ erkundigte sich Marguelay.

Da man sich für den Balkon entschied, so öffnete er die Glastüre mit ihren tief herabgehenden Scheiben;

die Gesellschaft setzte sich draußen um den Gartentisch unter der herabgelassenen Markise, die doch den Sonnenstrahlen nur teilweise den Zugang verwehrte.

Nadeshda bereitete den Kaffee selbst in der Maschine und füllte ihn in die Tassen.

Die Unterhaltung wurde leiser und abgebrochener, auch Aigl wurde seiner derben Bemerkungen müde. Warm schien die Sonne, aber nicht heiß, ein sanfter Wind bewegte die Wipfel der Bäume auf der Bodensenkung, die sich gegen den See hinabzog; zwischen den Wipfeln hindurch sah man in der Ferne die Oberfläche des Sees glitzern. Die kleine Gesellschaft schwieg, wie die Natur —

Diesen Augenblick ergriff Marguelay, der schon einige Zeit mit seinen Gedanken beschäftigt schien; er tat bedeutend den Mund auf und hub an: „Ich möchte die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, eine literarische Idee zu äußern, die mich seit heute morgen verfolgt und die ich wahrscheinlich ausarbeiten werde. Auf Freund Salvings Diskretion vertraue ich ebenso wie auf sein Urteil; er wird im Verein mit der Gesellschaft mir gewiß manchen nützlichen Wink geben können.“

Der andere versprach, nach besten Kräften raten zu wollen, wenn er auch bescheiden an seiner Fähigkeit zweifelte, bei dem Entstehen irgend eines Werkes mitzuhelfen, da seine Empfänglichkeit eben auf das Fertige beschränkt sei.

„Mich beschäftigt —“ begann Marguelay, „die Savonarolaidee —“

„Die ist alt,“ warf van Neeren ein.

„Der Stoff ist allerdings öfter behandelt, aber die Idee scheint mir noch nicht recht herausgeschält."

Aigl erinnerte an Lenau.

„Lenaus Auffassung ist interessant und vielleicht auch poetisch," erwiderte Marguelay, „aber es fehlt ihr die rechte Größe, die in dem Vorwurf liegt. — Es gibt ein halbes Dutzend gewaltiger literarischer Probleme, die ewig sind, die, von Sonne und Wolken veränderlich beleuchtet, doch immer in unveränderter Größe dastehen, die man von jedem kleineren Gipfel aus der Ferne erblickt. Ich rechne dazu das Faustproblem und vor allem das Don Juanproblem, welche beiden ein deutscher Dichter in richtigem Gefühl, aber mit titanischer Verwegenheit mit einander verschmelzen wollte. Die Umkehrung des Don Juan nun ergibt den Savonarola."

„Sehr wahr," versetzte Neeren trocken, „es liegt auf der Hand."

Unbeirrt sprach der Dichter weiter: „Diese beiden Helden sind, ein jeder in seiner Art, Heroen des Egoismus."

„Für Don Juan leuchtet das ein," bemerkte Nadeshda.

„Don Juans Egoismus ist die Unerschöpflichkeit des Genießens. Die Menschen sind ihm Zweck für seine Sinnenleidenschaft; daher steht er der Menschheit im Grunde feindlich gegenüber. Er scheint für einige Zeit der Stärkere; aber die gigantische Selbstsucht kann sich auf die Dauer gegen eine geheiligte Ordnung nicht halten; sie bricht zusammen und versinkt in den Schoß der Hölle, aus dem sie geboren ist. — Ähnlich möchte ich Savonarola auffassen. Er ist der Mann, der in

sich die Natur überwunden hat, die sündhaft-schwache, gedankenlos-sinnliche Natur. Er ist ganz Geist geworden, er liegt mit der Natur in leidenschaftlichem Kampfe, ein erhabener Verächter des armen Menschenvolkes, das nun doch einmal mit ihr verwachsen ist. Wie Don Juan opfert er Menschen, freilich nicht seiner Sinnenlust, sondern dem Herrschaftsgelüste des Geistes. Auch er fährt über die Erde wie ein vernichtender Eroberer, der Würgengel, der mit Don Juan war, begleitet auch ihn; aber nicht mehr in der Gestalt blühender Unzucht, sondern als das hagere Gespenst der Askese. Er tritt zu einem liebenden Brautpaar, und es verdorrt ihr unschuldiges Glück. Die Mutter, die er in seinen Bann gezogen hat, hört kalt, mit vertrockneter Brust, ihr Kind schreien; der König wendet sich gleichgültig von den Staatsgeschäften ab, überläßt sein Land der Wirrsal und Not; der Poet vernichtet, was er Süßestes zu sagen wußte. Die Macht des anmaßenden Geistes droht die Welt in ein Chaos zurückzuverwandeln, — da bricht sich endlich die wahnsinnige Überhebung an ihrer eigenen Unwiderstehlichkeit: mit einem Schlage gehen dem Weltenzerstörer die Augen auf, und er ist doch nicht stark genug, den Anblick zu ertragen; der Heilige sinkt zusammen unter dem Gewichte seiner eigenen — Sünde."

Die Gesellschaft hatte mit Aufmerksamkeit zugehört, nur Aigl machte kleine Augen, und schließlich sagte er: „Eine rechte Unterhaltung zur Siesta und den Müden erquicklich, wie ein Schlaf im Grase. Wenn ich Virgil zitieren darf:

‚tale tuum carmen nobis divine poeta
quale sopor fessis in gramine. . . . .'

— Nadeshda fühlte sich in diesem geistig angeregten Kreise immer wohl; daneben schien ihr jetzt von dem Fremden ein eigentümlicher Zauber auszugehen, und sie genoß mit einer gleichsam wollüstigen Ruhe die weiche Berührung seines Wesens; dergleichen glaubte sie niemals gekannt, aber schon immer vorgeahnt zu haben.

Doch verabschiedete sie sich bald, um die Männer unter sich zu lassen. Sie schüttelte Salving äußerst herzlich die Hand und forderte ihn auf, er möge recht bald bei ihr Besuch machen, worauf er bescheiden um die Vergünstigung bat, sie einmal in seiner Wohnung begrüßen zu dürfen. . . . .

Als Nadeshda nachher mit Madame beim Tee saß, hatte sie viel zu erzählen. Madame hörte aufmerksam zu; aber nach der Beschreibung machte sie sich kein recht poetisches Bild von dem Fremden, sondern meinte, das müsse ein wunderlicher und schlecht erzogener Mensch sein.

„Warten Sie, Sie werden ihn kennen lernen," erwiderte Nadeshda.

V.

Nadeshda war nach München gefahren, einiger notwendiger Besorgungen wegen, wie sie Madame und

sich selbst vorredete; doch war das nicht der einzige Grund.

Sie langweilte sich nämlich, quälte sich mit einer unbestimmten Sehnsucht und einem heimlichen Ärger, da sie auf Salvings Besuch gerechnet hatte und Salving nicht kam.

Als sie nun aber durch die große Stadt wandelte, war sie wiederum enttäuscht, sofern sie gehofft hatte, Zerstreuung und Anregung zu finden; die sommerlich heißen Straßen schienen ihr öde, sie hatte keine Lust zu Besorgungen oder zu den wenigen Besuchen, die sie etwa machen konnte.

Dann erinnerte sie sich an ein Versprechen — als ob solche absichtliche Erinnerung nötig gewesen wäre, da sie doch kaum an etwas anderes dachte — an das Versprechen, welches sie Salving gegeben haben wollte, ihn zu besuchen.

Der ungenierten und resoluten Frau wäre zu anderer Zeit ein solches Vornehmen als überaus einfach erschienen; aber nun kostete es Überlegung, und sie mußte eine heimliche Zaghaftigkeit bekämpfen wie ein junges Mädchen.

Als sie dann mit leisen Andeutungen von Herzklopfen an der Türe klingelte, da öffnete ihr ein Jüngling, der eigentlich noch ein Knabe war, bartlos, mit wundervollen Hinduaugen, einem zart-schönen Gesicht von gesättigter Hautfarbe und edlen Händen; war er kein Indier, so hätte er verdient einer zu sein; wie denn auch seine zwitschernde Stimme, sein fremdlän-

disches Deutsch an den Orient gemahnten, und nicht weniger das fremdartige, blendend weiße Oberkleid, welches die Umrisse des Körpers verdeckte und doch einen reizend schlanken Körper vermuten ließ.

Er nahm die Visitenkarte und führte Nadeshda in ein Zimmer, wo er sie zu warten ersuchte.

Doch kaum hatte sie sich recht in dem Raum umgesehen, so stand schon der Hausherr vor ihr; er war, fast zu ihrer Überraschung, wiederum korrekt und modern gekleidet, und das Eigene seines Anzugs lag lediglich in dem feinen Stoff, in den kostbaren Hemd- und Manschettenknöpfen.

Er sprach mit leiser Stimme ein paar allgemeine Worte, sein Wesen schien überhaucht von einer leichten, poetischen Befangenheit, welche sich denn auch in gewissem Grade seinem Gaste mitteilte, aber dann durch die beiderseitige stille Freude des Wiedersehens allmählich überwunden ward.

Nadeshda erinnerte ihn an sein Versprechen, ihr die Wohnung zu zeigen, und bat um Entschuldigung für ihre Ungeduld, die teils aus objektivem, teils aus persönlichem Interesse hervorgehe; denn wenn sie begierig sei das Haus zu sehen, so nicht minder den Hausherrn, der seinerseits freilich wenig Eile bewiesen habe, das verabredete Zusammentreffen herbeizuführen.

Salving antwortete höflich und forderte zur Besichtigung auf.

Er war insofern ein guter Führer, als er nur wenig sprach, daher den Eindruck des Gezeigten weder

schwächte noch veränderte; er begnügte sich zu sagen, als seine Begleiterin das Eßzimmer ein wenig verwundert anschaute: „Hier war Strenge, ja, Nüchternheit von Nöten, um der prosaischen Bestimmung des Raumes ein Gegengewicht zu geben, nicht sie zu betonen."

Alles in diesem Zimmer war hell, grade und flach, das Licht fiel fast ungedämpft herein und verbreitete eine Stimmungslosigkeit, die sich doch zu einer Stimmung verdichtete. Man konnte sich in einem Tempelchen glauben, das Juno, der reinlichsten Göttin, gewidmet sei; erst wenn man näher zusah, wurde man an den hellgelben Möbeln die zarte Arbeit gewahr, deren gediegene Echtheit und keusche Reserve eines Tempels nicht unwürdig schien.

Nebenan befand sich Salvings Arbeitskabinett. Hier war die Stimmung anders: Möbel aus gepreßtem Leder, Teppiche und Vorhänge in schwärzlichem Dunkelgrün, und auf diesem Grunde die geisterhaften Reflexe von Bronze gleichsam als Lichter aufgesetzt. Ein tiefes Halbdunkel herrschte, in den Ecken schwarze Finsternis; und in dieses Dämmer fielen schräg von den Fenstern her weiße Strahlenbündel, spielten auf dem ungeheuren Schreibtische um die Bronzefiguren und teilten ihnen ein unheimliches Leuchten mit. —

Dann ging es weiter ins Wohnzimmer. Gold und Ebenholz feierten hier ihre Vermählung; die Wände bedeckten goldglänzende Seidentapeten, von schwarzen Leisten umfaßt, und Ölgemälde in breiten, schwarzen Rahmen unterbrachen die Fläche. Ebenso waren an

den Türen die Rahmen ebenholzschwarz, die Füllung goldig. Die Möbel wiederum bestanden aus goldiger Seide und Ebenholz, nur einige waren mit schwarzem Samt überzogen und hatten goldene Gestelle. Der Teppich bestand aus Löwenfellen, durch breite Streifen dunklen Bärenpelzes getrennt und verbunden. —

Zuletzt öffnete der Hausherr die Türe zu seinem Schlafzimmer. Dessen Farbe war meergrün, hier und da war Weiß aufgesetzt, wie Wogenkämme; die Decke leuchtete in einem eigentümlichen Blau, das zu dem Grunde paßte, wie der Himmel zum Meere. In einer Ecke erhob sich der Alkoven; so geschickt waren die Falten des grünlichen Stoffes emporgerafft, daß sie eine Woge zu bilden schienen, in deren Höhlung der Schlaf das beruhigende Dunkel fand. —

Die beiden gingen ins Eßzimmer zurück. Inzwischen hatte der Diener auf den Tisch eine silberne Schale mit Biskuits gestellt, sowie zwei ganz kleine Gläschen, die nur wenige Tropfen fassen konnten, und eine geschliffene Karaffe.

„Darf ich Ihnen Kanariensekt anbieten?“ fragte der Hausherr; Nadeshda nickte zustimmend, obwohl sie den Ausdruck nicht kannte.

Sie träufelte sich die wenigen Tropfen auf die Zunge; es war ein Südwein, dem Madeira ähnlich.

Dann wandte sie sich zu ihrem Begleiter und sprach: „Sie sind eigentlich ein glücklicher Mensch! Sie leben in einer Sphäre stiller Heiterkeit, in einem so schönen Frieden —“

„Wer darf wagen, sich glücklich zu nennen,“ seufzte Salving. „Frieden ist zwar die unumgängliche Vorbedingung, und ich habe ihn mir einigermaßen gesichert. Die erste und schwerste Aufgabe ist, rohe Menschen von sich fernzuhalten und sich in seinem engsten Kreise mit reiner Harmonie zu umgeben.“

Auch Nadeshda seufzte. Sie glaubte in einer wunderlichen Selbsttäuschung, daß solche Abgeschiedenheit ihr gemäß wäre, und sprach: „Um diese selbstgenügsame Ruhe zu erlangen, muß man eine schöne Natur sein.“

Dieses Kompliment nahm der andere mit fast unmerklichem Lächeln entgegen und erwiderte es höflich. „Ich glaube, Sie erkannt zu haben; Sie dürfen sich nur von der Welt isolieren und Ihrer eigenen Natur folgen —“

Die dankbare Nadeshda meinte ein wenig zu erröten und freute sich darüber. Dann glaubte sie, daß es Zeit wäre, das Zusammensein abzubrechen; sie erhob sich, entschuldigte sich wegen der Störung, dankte freundlich dem Wirt und gab ihm herzlich die Hand.

Er begleitete sie bis an die Treppe; ihre Aufforderung, sie zu besuchen, beantwortete er mit einer zusagenden Verbeugung.

Nadeshda eilte die Treppe hinab und ging in einer ungewohnten Zerstreutheit zum Bahnhof; es zitterte in ihrem Gemüte nach wie ein verklingendes Pianissimo; der wunderliche Mann in seiner selbstsüchtigen Einsamkeit hatte ihr einen sonderbar mystischen Eindruck

hinterlassen, wie sie ihn von künstlerischen oder religiösen Anregungen nur selten empfunden hatte.

Auf der Fahrt und noch zu Hause dauerte diese seltsame Stimmung an.

Da Nadeshda indessen keine passive Natur war, setzte die innere Anschauung sich dennoch in eine Äußerung des Begehrungsvermögens um; halb unbewußt faßte sie den Vorsatz, diesen Mann sich zu gewinnen; ob als Freund, als Liebhaber oder als Gatte, war ihr selbst noch nicht deutlich, aber sie hatte keinen Zweifel, daß sie ihn sich irgendwie erwerben müsse. Ja, sie meinte, er sei eine lebendige Verkörperung jenes Ideals, das sie heimlich immer in der Seele getragen; und die Illusion bereitete ihr ein stilles verschwiegenes Glück.

Sie nannte Salving weder vor Madame noch vor den Nachbarn; diese freilich redeten einmal beiläufig von ihm, Marguelay erklärte, daß er ein schöner Geist sei. Darauf erwiderte Aigl: „Er ist eine geistige professional beauty“ und fügte hinzu, daß er leider beträchtliche Schulden habe.

Dieses Wort verletzte Nadeshda beinahe, denn sie hatte sich gewöhnt, ihren neuen Freund von aller irdischen Notdurft frei zu denken; doch war sie auch wieder froh, weil er, mit einem kleinen Teil Menschlichkeit behaftet, ihrer auch wohl einst würde bedürfen können.

Die Erfahrene, Vorurteilslose schwärmte wie eine Konfirmandin und bemerkte nicht einmal, daß es der unheimliche, allgegenwärtige Eros war, der solches zu Wege brachte.

Ein einziger Mißton begleitete ihre Gehobenheit: ihre ganze Umgebung, belebt oder unbelebt, schien ihr ordinär; ja, sie übertrug dieses Urteil von ihren Möbeln, ihrem Garten und ihren Freunden auf sich selber und hatte, wenn sie an Salving dachte, das niederdrückende Gefühl der eigenen Unvollkommenheit, wie etwa ein junger Dichter, der sich unter seinem Schaffen an Goethesche Verse erinnert. Ihre ganze Einrichtung war camelote, ihre Bilder entsprachen dem Geschmack eines Vorstadtkrämers, die vielgerühmten Pariser Bronzen waren kaum zu Kinderspielzeug gut genug, Madame war eine fürchterlich triviale Person und das Dienstpersonal nicht besser wie Bauerngesinde.

So lebte sie abwechselnd in aufreibendem Ärger und in aufreibender Überschwänglichkeit, und je länger es dauerte, umsomehr gewann der Ärger das Übergewicht.

Ein besonders ungünstiger Tag fing damit an, daß das Ei zum Morgenkaffee nicht frisch war, dann wurde ein Kleid gebracht, welches so verschnitten war, daß der Schneider auch kein besseres Schicksal verdient hätte; eine Stunde später wurde eine kostbare Lampe zerbrochen; und alles dieses in den frühen Morgenstunden, so daß des Tages größter Teil noch fernerem Unheil offen stand.

Wer vom Geschick verfolgt wird, will den Menschen nicht wohl; in solcher Stimmung war Nadeshda; und nun grade wurde ihr ein Besuch angezeigt. Fast hätte sie den Besuch, wie einen falsch adressierten Brief unbesehen zurückgeschickt; jedoch besann sie sich noch recht-

zeitig und erfuhr mit leichtem Schrecken, daß der Einlaß Begehrende Edmund Salving war.

Sie flog auf ihr Zimmer, während er unten wartete, und fünf Minuten später konnte er sie in ihrer einfachsten, kleidsamsten Toilette begrüßen.

Sie empfing ihn herzlich; dann saßen sie einander gegenüber in einem angenehmen Plaudern; obgleich Salving aus übergroßer Zartheit nicht leicht etwas Faßbares sagte, schmeichelte doch der Ton seiner Stimme und seine Ausdrucksweise ihrem Ohr. Er erinnerte sie freundlich an ihr Versprechen, ihm auch ihre Wohnung zu zeigen; und nun machten sie sich auf den Weg von einem Zimmer ins andere.

Nadeshda war unsicher, schämte sich ihrer Sachen und blickte ängstlich auf den Begleiter, von dem sie ein höhnisches Lächeln befürchtete.

Aber er blieb in seiner freundlichen, ölglatten Ruhe; freilich mußte er alles, was er sah, gewissenhafterweise tadeln, doch äußerte er seinen Tadel nur als zurückhaltendes Lob.

„Dieses Bild könnte völlig befriedigen, wenn man es allein sähe,“ sagte er. „Nur hängt es neben den andern in gar zu gewählter Gesellschaft; dadurch wird eine gewisse Begrenzung der technischen Vollendung sichtbar, die dem aufmerksamsten Auge sonst entgehen würde.“

Von dem nächsten und allen übrigen Bildern sagte er dasselbe, und deutsch gesprochen hieß es, daß sie alle gleich schlecht gemalt seien; aber Nadeshda dachte schon nicht mehr an die Bilder, sondern nur an sich selbst,

empfand die Höflichkeit des Tadels als liebliche Schmeichelei.

Nach der Besichtigung bat Salving bescheiden um die Erlaubnis, auch den Schmuck betrachten zu dürfen.

Nadeshda war auf dieses ihr Bestes gar nicht verfallen, sie hatte herrlichen Schmuck; mit um so mehr Freude zeigte sie ihn.

Salving schaute kennerhaft interessiert auf die alten Fassungen, die wundervollen Steine; hier konnte er ohne Einschränkung loben, und er lobte mit einer milden Begeisterung. —

Es war Nadeshda peinlich, daß sie nicht für kurze Zeit hatte verschwinden können, um die Anordnungen für das Frühstück zu geben.

Wenigstens hatte sie im Vorbeigehen Madame ein paar Worte ins Ohr geflüstert, und diese verstand unerwartet gut; sie sorgte dafür, daß an Silber und Porzellan das Beste auf den Tisch kam, daß Rosenknospen über das Tischtuch verstreut wurden und ein zierlicher Strauß jedes Kuvert schmückte. Nicht minder beschwor sie die Köchin, das Äußerste ihrer Kunst zu geben.

An diesem Tage sollte Ludmilla ausnahmsweise bedienen; sie tat es gern, denn sie hatte ebenso Lust sich den Blicken des Fremden darzubieten, wie andererseits, ihn zu beobachten.

Als die drei mit kurzer Verzögerung zu Tisch gingen, war alles in so guter Ordnung, wie ein japanischer Feldzugsplan. Das beruhigte und erfreute die

Wirtin, und mit zufriedenem Lächeln hörte sie zu, als der Gast ihr auseinandersetzte, er habe mit Absicht zu seinem Besuch diesen Tag gewählt, wo, wie er wisse, die drei Nachbarn auf einer Exkursion zu einer alten, interessanten Kirche begriffen seien. Denn wenn er einem wertvollen Menschen, zumal im Anfange der Bekanntschaft, gegenüber sich recht frei und behaglich fühlen solle, dann müsse jeder andere menschliche Einfluß ausgeschaltet sein.

„Ich schätze die drei Männer sehr, sie sind meine guten Freunde," sagte Nadeshda mit Nachdruck, gleichsam zur Gewissensberuhigung.

Madame, die stets ihre Aufmerksamkeit beisammen hatte, und glaubte, die Geister im rechten Fahrwasser erhalten zu müssen, unterstrich diese Bemerkung stark.

Auch erhob Salving durchaus keinen Widerspruch; vielmehr äußerte er seine Hochachtung für Marguelay, der wirklich als Dichter fein und als Mensch zu ehren sei.

Er billigte, daß Marguelay früher mit der Bohème verkehrt, mehr aber noch, daß er sich seitdem von ihr zurückgezogen habe; denn die Bohème gehöre auch zum profanum vulgus.

„Ja, die Dichter müssen sich wohl isolieren," meinte Nadeshda.

„Dürfte ich nicht hinzufügen: jeder Mensch von Geschmack muß sich isolieren? Erinnern Sie sich, wie oft Sie das empfunden haben. Sie wissen aus Erfahrung, wie sehr der höher entwickelte Mensch unter

dem Wesen des profanum vulgus leidet, wie sehr er dieses Leiden, das ihn an Gott und seiner Seele irre machen könnte, vor den gewöhnlichen Menschen verbergen muß, denen es ganz unbekannt ist, und wie sehr er das als Hemmung, als Demütigung empfindet."

Nadeshda wußte von alledem aus Erfahrung nichts, und Madame bemerkte zurechtweisend, der Mensch solle nicht stolz sein.

„Der Herr will nicht sagen, daß man darum die Menschen verachten soll," erklärte Nadeshda.

Und der Herr bestätigte: „Man muß nur die Welt richtig erkennen, dann darf man sie mit einer künstlerisch objektiven Liebe betrachten. Aber freilich aus großer Entfernung, damit man unberührt bleiben kann. Und daraus ergibt sich dann der göttliche, versöhnende Humor."

Was Salving unter Humor verstand, hätte Nadeshda kaum für solchen angesehen; aber sie faßte es auf ihre Weise auf, und die Freunde schienen ihr plötzlich um ein gutes Stück menschlich näher gerückt, sie empfand in ihrem Herzen Befriedigung und Freude.

„Der Mensch kann nicht immer in den Wolken leben, er muß mit andern Menschen verkehren," sagte Madame gewichtig, indem sie ihre Rolle als Chor in der Komödie gar zu genau nahm.

Salving aber griff das Wort auf und fuhr fort: „Was wäre der Olymp, lediglich von einem einzigen Gotte bewohnt? Nichts ist dem kultivierten Menschen notwendiger als das zarte, unausgesprochene Verstehen, das ihn mit anderen individuellen Kulturen verbindet.

Sie erinnern sich, wie sehr man aufatmet in einem auserwählten Kreise, der in seinen Lebensformen Stil hat; denn unsere Zeit- und Volksgenossen sind leider Barbaren — wenn ich einen weniger pathetischen Ausdruck wählen wollte, so bliebe mir nur das häßliche Wort ‚Knoten‘ übrig.“

Nadeshda war glücklich; die aufwartende Ludmilla spitzte die Ohren und urteilte im stillen, der Fremde sei interessant und appetitlich, aber nicht eigentlich verführerisch . . .

Als Salving fort war, hinterblieb Nadeshda in großer Freude. Sie umarmte Madame und versicherte ein über das andere Mal: ah, que je suis heureuse; überhaupt zeigte sie sich an diesem Tage noch sehr redselig, entwickelte ihre Theorie von der Zartheit als der einzig schätzenswerten Eigenschaft des Mannes, und entwickelte sie immer aufs neue, so lange sie auf dem Gesichte ihrer alten Schülerin noch Zweifel sah.

Denn Madame wollte das alles wirklich nicht recht einleuchten; sie antwortete mit der unanfechtbaren Maxime: il faut qu'un homme soit un homme, und verhehlte nicht völlig, daß Herr Salving sie mehr verwundert als entzückt habe; er scheine ihr zugleich schwächlich und stolz.

Durch solche Äußerungen fachte sie lediglich Nadeshdas Eifer aufs neue an, so daß diese mit größter Lebhaftigkeit immer wieder bewies, Edmund Salving sei unzweifelhaft und in jeder Beziehung das Ideal eines Mannes, wie es aus der Vergleichung mit andern

männlichen Idealgestalten — wie etwa Goethe, Franz von Assisi und Alexander dem Großen — sich deutlich ergebe; auch habe sie, Nadeshda, dieses Ideal unbewußt immer vor der Seele gehabt.

Die öftere Wiederholung dieser Versicherungen wirkte auf Madame bekehrend, ja zuletzt erglänzte ihr eigenes Antlitz in einem Abglanze der schönen Begeisterung.

Die gute Person war allerdings zu solcher Art Beeinflussung vorzüglich disponiert, sie konnte es nämlich niemals verschmerzen, wenn Nadeshda weder Subjekt noch Objekt einer Verliebtheit war. Daß der ästhetische Gast hübsch und fein sei, mußte sie gerechterweise anerkennen; nun sagte sie sich noch außerdem, er sei bis über die Ohren verliebt und daher einigermaßen scheu vor der glänzenden Frau. Schließlich meinte sie, man könne ihn erziehen und gewöhnen; so werde er sich schließlich zu einem reizenden Menschen entwickeln.

Diese Gesinnungsänderung nahm Nadeshda aufs dankbarste zur Kenntnis, belohnte sie mit Küssen und Geschenken.

Ihr war jetzt überhaupt froh zumute; ohne viel Hangen und Bangen hatte sie sich in den Kopf gesetzt: sie wolle Edmund Salving heiraten. Sie zweifelte keineswegs, daß er von demselben Gedanken erfüllt sei, und Hindernisse sah sie nirgends; in ihren Hoffnungen aber wurde sie noch bestärkt durch Ludmilla, die sich in schmeichelhaften Äußerungen über den Fremden erging, in dunklen Andeutungen von den Prophezeiungen ihrer

Karten sprach und die wohlverdienten kleinen Geschenke mit halbwegs indiskreten guten Wünschen entgegennahm. . . . .

Salving zeigte sich von nun an häufig. Da konnte er nicht vermeiden, mit den Nachbarn zusammenzutreffen; zuweilen suchte er sogar bei ihnen Unterkunft, denn sie hatten ihm versprochen, sie wollten ihn hausen, hofen und herbergen. Die Brüder befolgten den Grundsatz, die Freiheit ihrer Gäste durch keinerlei Aufmerksamkeit zu beeinträchtigen; es wunderte sie nicht, daß Salving sich gern bei ihnen aufhielt, und er war ihnen nicht besonders lästig; ja, Marguelay hatte mit ihm oft eingehende Gespräche.

Aber weniger leuchtete ihnen ein, was er im Nachbarhause tue, wo er sich um eine Dame, wenn nicht um zwei, bekümmern mußte; denn sein Verhältnis zum andern Geschlecht hielten sie für negativ, nicht nur im Prinzipiellen, sondern auch im Funktionellen.

In der Tat hatte er, wenn sie ihn mit Nadeshda sahen, etwas recht Scheues, Verlegenes, Verstörtes, man konnte sagen, daß ihm die Gesellschaft kein Fest war. Grausam verletzte Aigl und manchmal auch Neeren in Gegenwart der Damen sein ästhetisches Gefühl, was Marguelay entweder nicht übers Herz brachte oder seiner Dichterwürde nicht antat. —

Aber auch, wenn die Nachbarn fehlten, erging es dem zarten Manne nicht viel besser. Er litt unter dem Wohlwollen der Madame Tontan, gegen das er sich nicht wehren konnte. Das gutmütig ungezwungene Wesen

der alten Französin verwirrte ihn; sie aber wurde aus ihm immer noch nicht klug, beurteilte ihn freundlich, aber falsch.

Sie meinte, das in Nadeshda verkörperte Ewig-Weibliche wirke zu stark auf ihn, man müsse ihn von dieser Präokkupation ablenken und zugleich das Selbstbewußtsein kräftigen. So purrte sie den Armen ohne Unterlaß an, damit er mehr aus sich herausgehe; sie drängte ihm Wein auf, den er wie ein Vögelchen tropfenweise genoß; sie machte derbe, gewagte Witze, um ihm zu zeigen, daß er sich nicht zu genieren brauche.

Alles das ließ er duldend über sich ergehen; aber zuweilen hatte er doch eine innere Reaktion, welche eine innere Hitze erzeugte, so daß er plötzlich in den Garten rennen mußte, um Kühlung zu suchen; welches Gebaren die Französin entweder nicht begriff oder ganz andern Ursachen zuschrieb.

Nadeshdas Neigung zu ihm wuchs immer noch; indessen mußte die Verliebte selbst einsehen, daß er nicht so bald zu einer Erklärung gelangen würde. Und doch wäre sie gegen ihn willenlos gewesen; er hätte sie eben so leicht als Geliebte, wie als Braut haben können. —

Eben diese innerliche Unterwerfung verhinderte es, daß sie ihm auf amerikanische Art ihrerseits einen Antrag machte; so blieb ihr denn wirklich nichts übrig, als ihm seine Erklärung nach Möglichkeit zu erleichtern.

Eine Erinnerung aus den Kinderjahren kam ihr zu Hilfe: sie hatte mit ihren Puppen alle erdenklichen Lebensverhältnisse durchgespielt und den stummen Ge-

schöpfen dadurch eine Sprache verliehen, daß sie ihnen vorsagte, was zu sagen war, und das widerspruchslose Stillschweigen als Zustimmung betrachtete. Dieser Methode bediente sie sich nun auch mit ihrem zurückhaltenden Freunde.

„Sie werden ein guter Ehemann sein, wenn Sie eine Frau finden, die Sie versteht und auf Händen trägt," redete sie ihm vor; und er widersprach ebenso wenig wie die Puppen, ja, wenn sein Mund gleich schwieg, so lag in der Miene seiner flach ausgestreckten Hände eine entschiedene Bejahung.

Und nach diesem ersten glücklichen Versuche soufflierte sie weiter; das Spiel ging aufs beste, und sie brauchte sich gar nicht zu genieren, denn auf jede ihrer Äußerungen antwortete das als Zustimmung vorausgesetzte Schweigen, und je mehr sie die Punkte aufs i setzte, umso freundlicher lächelten die zarten Hände.

Da war sie denn endlich so weit, daß sie eine ordentliche, öffentliche Verlobung mit ihrem stummen Partner verabreden konnte. Sie wollte ein schönes Diner geben; Salvings Erscheinen war dann das Zeichen seiner Einwilligung, und am Ende des Mahles sollte die Verlobung auf eine passende Art proklamiert werden. Diesen modus procedendi hielt Nadeshda für sehr praktisch; die persönliche bräutliche Annäherung, die offenbar ihre Schwierigkeiten hatte, mochte wohl noch am leichtesten unter dem Drucke der allgemeinen Teilnahme erfolgen, und die für überzarte Gemüter immer peinliche

Demonstration ließ sich in einer festlichen Stimmung noch am besten ertragen . . .

Eigentlich hätten die häufigen Besuche Salvings den Triumvirn auffallen müssen. Sie fielen auch auf, nur blieb allen dreien der Gedanke sonderbarerweise dauernd fern, es könne zwischen diesem Ästheten und ihrer Freundin irgend ein Wollen oder Wünschen statt haben, wie es zwischen einem Weibe und einem Manne natürlich ist; sogar die häufigen Anspielungen der Madame öffneten ihnen die Augen nicht. Ihren Argwohn richteten sie vielmehr gegenseitig aufeinander; denn es war nur ein stillschweigendes Abkommen, kein förmlicher Vertrag, daß sie auf Lebenszeit ihrer Nachbarin lediglich Freunde bleiben wollten.

Sie hielten Salving für einen geschickt vorgeschobenen Strohmann und ließen ihn ruhig gewähren, indessen sie sich gegenseitig mit steigender Aufmerksamkeit beobachteten.

Nadeshda kannte die Meinung ihrer Freunde nicht genau, ahnte sie aber aus deren Reden und Benehmen, und so setzte sie dann schnell den Tag der Feier fest, welchen sie bereits in ihrem Inneren beschlossen, aber schon öfter von einem Datum auf ein ferneres verlegt hatte.

Der ästhetische Junggeselle kam mit einer ganz naiven Miene zu dem Mahle, von dem er als Bräutigam aufstehen sollte. Man setzte sich ohne langes Zögern an die Tafel, die in dem geräumigen Eßzimmer auf das prächtigste hergerichtet war; die beiden Haupt-

beteiligten waren zuerst schweigsam und in sich versunken, jedoch unter den Tischgenossen, den Brüdern nämlich und Madame Tontan, begann eine lebhafte Unterhaltung, sobald nur die Servietten auf den Knieen lagen.

Sie nahm freilich einen sonderbaren und für die Gelegenheit nicht recht passenden Weg. Aigl sprach von dem Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander, insbesondere von der Ehe; mit allerhand wahllos herbeigezerrten Zitaten trug er seine vielleicht anfechtbare, doch logisch ganz konsequente Theorie vor. Freundschaft, lehrte er, sei das Dauernde, Liebe das Vergängliche, daher könne man für erstere wohl einen ewigen Bund schließen, für letztere aber nur wechselnde Allianzen. Die Ehe dürfe sich auf geschäftliche und persönliche Freundschaft gründen, müsse jedoch vollkommen frei bleiben von Liebe, als welche für vorübergehende freie und einigermaßen verschwiegene Beziehungen die richtige Grundlage bilde.

Nadeshda war objektiv genug, vergnügt zu lächeln; ihr Bräutigam konnte nach seiner ästhetischen Anschauung die Lehre nicht so übel finden, nur war er unangenehm betroffen durch die Art ihrer Verkündigung; im ganzen widersprach niemand außer Madame.

Auch Neeren und Marguelay stießen mit ihrem Kompagnon in dasselbe Horn; sie meinten, er habe es auf Nadeshda abgesehen und rede nur so, um seine eigentlichen Intentionen zu verschleiern; um von sich den Verdacht abzuwenden, hielten sie es für das beste,

daß sie sorgfältig ihren Argwohn verheimlichten und dieselbe Politik wie ihr Genosse befolgten.

So kam es denn zwischen den dreien zu einer Erörterung, die der weitherzigen Wirtin selbst bedenklich schien, so daß sie zu erwägen gab, die aufwartende Ludmilla sei schon verheiratet gewesen und sehr intelligent, es werde ihrem Verständnis daher kein Wort verloren gehen.

Man suchte nach einem andern Thema, jedoch so sehr Madame sich bemühte, wollte sich zu erfreulichen Diskursen die Stimmung nicht einstellen, daher denn endlich ein jeder schwieg und aß. —

Das Diner fing an mit Hummermayonnaise und sollte mit Gänseleberpastete schließen. Allein so weit kam es nicht, mitten im dritten Gang wurde Salving plötzlich unwohl. Er sank leichenblaß gegen die Lehne seines Stuhles zurück, verlor das Bewußtsein und mußte gehalten werden, um nicht auf den Boden zu fallen.

Aigl, der schnell beigesprungen war, sagte: „Man muß ihn vorsichtig zu Bett bringen."

Das geschah, und in größter Eile nahm der Arzt an dem immer noch Bewußtlosen die Untersuchung vor.

Als er zu der harrenden Gesellschaft zurückkehrte, fiel seine ernste Miene auf; man fragte ungeduldig, und er berichtete, es habe sich bei dem Patienten eine schwere innere Krankheit deklariert, er müsse vor allem unbeweglich im Bette bleiben, und die Behandlung werde längere Zeit in Anspruch nehmen.

Neeren und Marguelay gingen nach Hause.

Der Arzt blieb noch; als der Kranke zu sich ge-

kommen war, begab er sich an sein Bett und setzte ihm ernstlich seinen Zustand auseinander. Er warnte vor jeder Unvorsichtigkeit und bestand auf der strengsten Bettruhe. Das Ersuchen des Kranken, man möge ihn wenigstens in das benachbarte Haus, zu seinem Freunde Marguelay hinübertransportieren, lehnte er kurz ab; und als jener sich damit nicht zufrieden gab, fuhr er ihn an: „Wissen Sie denn, was Sie haben? Es ist ein Geschwür im Darm und bei der geringsten Unvorsichtigkeit droht eine Peritonitis."

Mit Unwillen erhob Salving seine Hände in den Handgelenken und protestierte: „Nein, Herr Doktor, d a s kann es nicht sein, Sie müssen sich irren."

Jedoch Doktor Aigl verwies ihm herrisch die Widerrede, gab in befehlendem Ton seine Anordnungen, und entfernte sich dann. —

Salving lebte des angenehmen Glaubens, die Natur werde, wenn sie schon Krankheiten ihm nicht ersparen wolle, ihn durch eine andauernde Ohnmacht über das Unästhetische der Krankheit hinweglullen.

Das tat sie indessen nicht.

Er hatte keine Schmerzen und fühlte sich ganz leidlich, nur schwach; die Schwäche aber wurde noch durch die Enthaltung von jeglicher Nahrung vermehrt, welcher er sich unterziehen mußte. So konnte er weder lesen noch schreiben, noch viel denken, und war zu seiner innigen Beschämung wie ein unbehilfliches Kind auf gut gesinnter Menschen Pflege angewiesen.

Die Pflege nun übernahm, wie er es fürchtend

vorausgesehen hatte, Nadeshda ohne weitere Umstände, von ihrer Gesellschafterin unterstützt. Sie tat es mit Enthusiasmus, gründlich und vor allem unbefangen, indem sie zu dem Kranken eine Art lächelnd-mitleidigen Muttergefühls hatte; außerdem betrachtete sie sich seit jenem Mittagessen durchaus als seine Verlobte, obgleich die Verlobung nicht ausgesprochen war; und einer Frau, die schon eine erste Ehe hinter sich hat, ist es nicht zu verübeln, wenn sie mit ihrem zweiten Bräutigam nicht gar zu viel Federlesens macht.

Stundenlang saß sie an seinem Bett, tröstete ihn oder verglich, wenn er gar zu sehr klagte, seinen Zustand mit schmerzhaften oder entstellenden Leiden; auch bemühte sie sich als Vorleserin; aber nicht weniger rückte sie ihm das Kopfkissen zurecht, steckte ihm das Thermometer in die Achselhöhle, obwohl er dazu ein Gesicht machte, wie ein Kater, der Senf geleckt hat.

Des Patienten Blutwärme war regelmäßig 36,8° aber zugleich lebte er in einer dauernden geistigen Untertemperatur, infolge deren Nadeshdas menschenfreundliche Wärme bei ihm auf ein frostiges Mißbehagen stieß. Er kam sich in seiner Hilfsbedürftigkeit lächerlich vor, er fand es grausam und taktlos von Nadeshda, daß sie durch aufdringliche Pflege ihm seine Hilfsbedürftigkeit zu Gemüte führte. Sie hätte nach seiner Meinung ihn zwar nicht wie einen Hund in irgend einer Ecke sterben lassen, doch sich der Pflege enthalten sollen und sie einer barmherzigen Schwester oder sonst einer diskreten Professionellen zuweisen.

Seine natürliche Prüderie wollte er nicht nur nicht überwinden, sondern er hegte und pflegte sie mit einer Art von Verbissenheit; er lehnte es darum auch ab, irgend einen Menschen zu sehen, obgleich Nadeshda mehrmals bat, er möge Freunde kommen lassen, damit sie sich überzeugten, daß er keinen Mangel leide; vor allem aber war es ihm eine Kränkung, daß man ihn in Doktor Aigls alte Nachthemden gesteckt hatte.

Diese Hemden trugen nämlich zwischen dem ersten und dem zweiten Vorderknopf, also an einer Stelle, wo sonst Orden kleben oder Medaillen am Halsband baumeln, in blau und roter Seide gestickt den handgroßen Zirkel einer studentischen Verbindung. Dieser Zirkel war ihm ein böser circulus vitiosus, er bedeckte ihn, wenn Nadeshda oder Madame anwesend waren, unentwegt mit seinen beiden Händen, wodurch er das Ansehen eines frommen Büßers erhielt.

Zu dieser kleinen Wunderlichkeit lachte seine hartherzige Pflegerin. Sie war völlig unbefangen, wiederholte oft, seine gebrechliche Menschlichkeit mache ihn ihr noch werter und sprach nur ein einziges Mal von Dankbarkeit, als er gar zu dringend sich aus ihrem Hause hinwegsehnte.

Nicht minder unbefangen war Madame Tontan. Auch sie gab dem gekränkten Ästheten gute Lehren: „Madame Nadeshda ist sehr vernünftig, sie geniert sich nicht, sie ist in Rußland aufgewachsen. Und später in der Ehe gibt es nur Streit und Mißverständnisse, wenn man übermäßig delikat ist.“

So treffliche Anweisungen fielen leider auf einen unfruchtbaren Boden.

Unterdessen erklärte Aigl als behandelnder Arzt sich zufrieden mit den erreichten Fortschritten, fand aber nunmehr ein mildes Abführmittel für notwendig. In gegenwärtigem Falle könne lediglich Rizinusöl dienen; doch verbot er ausdrücklich die Anwendung der beliebten Gelatinekapseln.

Das Öl wurde verschrieben, Nadeshda und Madame lauerten am Bette des Kranken, um die Verabreichung durchzuführen. Man hatte durch Überraschung wirken wollen und hielt Salving einfach den gefüllten Löffel hin; man hoffte, er würde danach schnappen wie ein Hund, und die Qual dann vorüber sein.

Auch hatte er den besten Willen, aber nicht genug Schnelligkeit, um dem Ekel zuvorzukommen, bevor dieser ihn übermannt hatte. So saß er im Bette aufrecht, würgend und mit verdrehten Augen, die beiden Damen, unbeweglich den Löffel haltend, wie Schicksalsgöttinnen an seiner Seite.

Warten förderte die Sache nicht; man mußte die Gabe zurückziehen, die durch ihr bloßes Vorhandensein den innern Kampf offenbar vermehrte.

„Das Öl muß erwärmt werden," flüsterte Madame im Abgehen ihrer Patronin zu. „Wenn es so dick ist, dann bildet es einen langen Faden, der sich unten im Magen zusammenrollt, während man das andere Ende noch im Munde fühlt."

Auch auf Nadeshdas Gesichte spielte sich ein leiser

Kampf gegen das Widrige ab; aber Madame leckte sich die Lippen und lachte dazu.

Im Nebenzimmer wurde über einer Spiritusflamme die dickliche Medizin zu dünnflüssiger Konsistenz erwärmt; Salving lag unterdessen in banger Erwartung, wie ein Verurteilter, der die Instrumente der Folterknechte von weitem klirren hört.

Die beiden Schicksalsgöttinnen kamen zurück mit dem erwärmten Rizinusöl und einem Stück Brot; ein kurzer Versuch, ein ohnmächtiges Zurücksinken vor der Macht des Ekels . . .

Eine Wiederholung des Versuches führte nicht weiter, man mußte den Fehler in der Methode vermuten. Indessen mangelte es der erfinderischen Madame an Methoden nicht. Sie machte Kaffee heiß, den sie mit der fetten Arzenei, wie mit Rahm vermischte; Nadeshda schüttelte in einer Flasche einen Rest Bier mit dem Öl, die Köchin schlug ein Präparat aus Ei vor, welches das zähe Fett geschmackvoll einhülle; irgend jemand kam auf die Idee, statt mit der erfolglosen Erwärmung es einmal mit Abkühlung zu probieren.

Jedes dieser Systeme wurde gewissenhaft an dem Kranken geprüft; aber er reagierte allem gegenüber auf die gleiche Weise: nämlich verzweifelt abweisend.

Schon glaubte man, auf die Darreichung des Heilmittels verzichten zu müssen, und Nadeshda bemerkte zu Madame: „Es wird nur ein ganz anderer Weg übrig bleiben, um den beabsichtigten Effekt zu erzielen.“

Da entschloß Madame Tontan sich zu einem heroischen Vorgehen, um den Patienten beim Portepee zu fassen, bei seiner männlichen Ehre. Sie goß sich einen Löffel des dicklichen Trankes voll, den sie mit gut geheucheltem Behagen vor seinen Augen ausschlürfte; nachdem sie sich dann den Mund abgewischt hatte, sagte sie zu ihm: „Sie sind ein Mann; was ich kann, werden Sie auch können."

Allein die Natur selber bat um Gnade, bereits meldete sich jene erwünschte Wirkung, die das Öl auf physiologischem Wege hatte hervorrufen sollen, und welches nun die reine Suggestion hervorrief.

„Tant de bruit pour une — omelette," sagte Madame kopfschüttelnd und ging an die Türe. —

Von der Zeit an machte die Besserung immer schnellere Fortschritte. Salving konnte bald aufstehen und in einem Schlafrock Aigls sich durch die Zimmer bewegen; aber ihm schien, er mache nun einen unwürdigeren Eindruck, als da er noch im Bette lag, wodurch er dann immer verstimmter und zurückhaltender wurde; Nadeschda hatte ihrerseits jetzt auch weniger Geduld, sein Verhalten machte sie oft krittlig.

Eines Tages erhielt Salving einen Brief, über den er viel Freude empfand, wenn er auch seine angenehme Gemütsbewegung nach Kräften verbarg. Er schwieg über den Brief; Nadeschda nahm es ihm übel, daß er seine Angelegenheiten vor ihr als ein Geheimnis behandle; und endlich rückte er dann doch mit seinem Geheimnis heraus.

Seine Einkünfte lieferte ein altes Haus in seiner Vaterstadt. Nun sollte eine Straße durchgebrochen und eine Brücke gebaut werden; das Besitztum gewann dadurch einen ganz außerordentlichen Wert und konnte jederzeit verkauft werden. So schrieb Salvings geschäftlicher Vormund, sein Vetter, der zugleich Advokat war.

Nadeshda gratulierte, blieb jedoch im Innern kalt, die Nachricht berührte sie nicht einmal angenehm. Ihr Patient aber brannte, nach München zurückzufahren; umsonst stellte sie ihm vor, sie könne an seiner Statt nachschauen, welche Torheiten der dunkeläugige Hindujüngling in der leeren Wohnung begangen haben möge.

Sobald Aigl die Erlaubnis gab, reiste Salving fort. Er bedankte sich in keusch gemessener Rede bei seiner opferwilligen Braut, zu der er übrigens nie wie ein Bräutigam gewesen war, und versprach, das Nötigste in aller Eile zu erledigen, um dann schnell zurückzukommen.

Am nächsten Tage schickte er eine Ansichtskarte mit etlichen grüßenden Worten; zwei Tage darauf einen Brief, der den Dank verlegen-umständlich wiederholte und ein baldiges Wiedersehen erhoffen ließ.

Dann aber kam nichts mehr.

Nadeshda wartete mit Ungeduld, Zorn und Beschämung; einige Male war sie nahe daran, nach München zu reisen, aber dann hielt ein heimlicher Stolz sie zurück. Und auch als Madame Tontan sich zu der

Unternehmung erbot, sagte sie: „Nein, nein, er muß sich bei uns melden."

Sie mochte weder die Brüder noch Ludmilla sehen, schloß sich unter dem Vorwand des Unwohlseins in ihr Zimmer ein und war in sehr gedrückter Stimmung.

So vergingen zwei Wochen. Ludmilla wagte sich nicht mehr zu ihrer Herrin, die zwischen Gereiztheit und Tränen schwankte, Madame zerbrach sich den Kopf über den wunderlichen Menschen und hatte heimliche, ergebnislose Unterredungen mit den Nachbarn; Nadeshda schwieg, schwieg und schwieg. . . .

VI.

An einem dieser unendlich langen Wartetage kam ein großer, schöner Brief mit dem Poststempel Wien. Nadeshda riß ihn hastig auf, sie erkannte die Handschrift und las . . . . .

Edmund Salving begann mit einem Dank gegen die Freundin, die ihn so aufopferungsvoll während seiner Krankheit gepflegt, und gegen das Geschick, das ihn wieder in befriedigende pekuniäre Verhältnisse gesetzt habe. Dann erwähnte er, daß ihm durch die verschiedenen Zwischenfälle München verleidet sei, weshalb er sich zunächst in die benachbarte Kaiserstadt begeben habe.

Zum ersten Male sprach er es jetzt aus, daß, wo nicht eine Verlobung, doch das Projekt einer solchen bestanden habe, was ihm dann nun für ewig eine interessante Erinnerung bleiben werde. Denn so wie er seine beinahe zur Braut gewordene Freundin kenne, habe sie viel zu viel Geschmack, um an dem Plane festzuhalten, nachdem sie den unglücklichen Auserwählten in dem Zustande peinlicher Schwäche und armseliger menschlicher Hilfsbedürftigkeit gesehen. Übrigens könne er sich ohnehin nicht schmeicheln, ihr auf die Dauer in seinem Wesen völlig gemäß zu sein, da sie, mit einer beneidenswerten Lebenskraft begabt, immerhin eine etwas derbere Lebensauffassung bevorzuge. . . .

Madame hatte mit ängstlicher Spannung die Lesende beobachtet; wie froh war sie nun, als diese das Papier weg und sich ihr um den Hals warf, indem sie in ihr altes, lautes, fröhliches Lachen ausbrach.

„Was für eine Gans war ich doch!" rief Nadeshda. „Endlich habe ich es überwunden, und mit diesem Briefe fällt es mir wie Schuppen von den Augen! Ich fühle mich wieder so frei, so frei!"

Sie war dennoch nicht ruhig, sondern in einer nervösen Aufregung; auch mochte sie nicht in ihrer gewohnten Einsamkeit zu Abend speisen, sondern lud sofort und dringend ihre drei Brüder ein.

Als diese dann kamen, begrüßte sie sie mit einer außerordentlichen Herzlichkeit; und die Männer sagten nichts, zeigten aber eine verständnisinnige Miene.

Ein Gas erzeugt, wenn es unter einem starken

Drucke stand, der plötzlich aufgehoben wird, Kälte, und im allgemeinen ist das menschliche Gemüt ähnlich beschaffen; doch Nadeshda verhielt sich umgekehrt. Kaum saß sie am Tisch in dem weiten, reinlichen Eßzimmer, so redete sie laut von ihrer eigenen Torheit, von der wohlverdienten Enttäuschung, und dann von dem verwandtschaftlich innigen Gefühl zu jenen drei treuen Freunden.

Damit benahm sie diesen sogleich allen Grund zu einer vorsichtigen oder verlegenen Reserve; man erwähnte den Namen des undankbaren Verehrers nicht, aber man sprach ganz heiter über die ästhetische Ehe im allgemeinen.

„Eine vorzügliche und patentfähige Erfindung," bemerkte der blonde van Neeren auf seine phlegmatisch langsame und doch scharfe Art. „Die ästhetische Ehe, — die Ehe mit Ausschaltung alles Materiellen — das ist, was uns noch fehlt. Mißbehagen geht immer aus der Intimität hervor; warum nicht auf jede Intimität verzichten? Man etabliere einfach die Scheidung von Tisch, Bett und Geldschrank, hingegen die Gemeinschaft des Salons und des Tees. Eine solche Ehe hätte außerdem noch den Vorteil, daß man zu ihrer Begründung oder Auflösung keiner staatlichen, kirchlichen oder gesellschaftlichen Formalitäten bedarf, wie man sich denn auch nicht auf die verzopfte europäische Monogamie zu beschränken brauchte."

„Sie spotten," sagte Madame; und Nadeshda bemerkte: „Das klingt allerdings wie eine blutige Satire."

„Das Verfahren ist radikal," sagte Marguelay

dann. „Aber unsere Sitte ist ebenfalls zu radikal; sie will in der ehelichen Gemeinschaft absolut alles vereinigen, was doch nicht möglich ist. Man sollte zwei Arten von Heiraten haben: eine für die äußeren, gesellschaftlichen, gemeinschaftlichen, auch künstlerischen oder wissenschaftlichen Beziehungen, und eine für das Erotische; dergestalt, daß in dem jeweils nicht okkupierten Terrain völlige Freiheit herrscht."

„Ich möchte Ihnen und mir immerhin zu bedenken geben," versetzte Neeren, „daß die große Plebs, die sich Menschheit nennt, in ihrem Stumpfsinn eigentlich recht homogen ist. Man kann daher allerdings zwei beliebige Personen verschiedenen Geschlechts zusammenwerfen, und sie werden stets ganz leidlich in allen Beziehungen miteinander auskommen. Insofern ist unsere Sitte unmoralisch, wenn Sie wollen, aber doch ganz weise. Subtrahieren Sie von unserm verehrten Freunde Salving die Pose, und was übrig bleibt, wird jeder Bäckerstochter adäquat sein."

Nadeshda wendete sich zu Aigl: „Brahma, was sagen Sie? Sie haben sich kürzlich sehr revolutionär geäußert, aber ich glaube nicht, daß es Ihr Ernst war."

Aigl zitierte Rabelais: „Je n'entends point la théoricque. De la practique je m'en ayde quelque peu."

Aber diese ausweichende Antwort wollte seine Nachbarin nicht gelten lassen; sie wiederholte: „Nein, Sie sollen uns mitteilen, was Sie über Wischnu-Marguelays Theorie von den zwei Sorten Ehe denken."

Da meinte er denn: „Die Idee ist nicht so übel. Man hätte als Arzt weniger oft Gelegenheit von einer beabsichtigten Heirat abzuraten."

„Ah, Sie reden immer in Paradoxen," rief Madame. „Sprechen Sie von der Ehe, wie sie unter vernünftigen Menschen zu sein pflegt."

„Die Ehe wird von Ärzten und Laien empfohlen," brummte der Doktor achselzuckend; und Marguelay fiel, ebenfalls achselzuckend, ein: „Na, die hygienische Liebe —"

Der andere fuhr fort: „In der Tat werden mehr Ehen auf Rat des Arztes geschlossen, als auf Anraten des Arztes vermieden. Ehestifter sind übrigens seltener die Hausärzte, als Nerven- und andere Spezialisten."

„Meine Herren, Sie sind recht frivol," rief Madame, die doch gern Frivolitäten hörte; „Sie sprechen gar nicht von der moralischen Seite des Ehestandes."

„Auf Moral verstehe ich mich nicht, ich weiß nur, daß Nietzsche sagt: ‚Manche, die ihren Teufel austreiben wollten, fuhren dabei selber in die Säue.'"

„Und er sagt auch: ‚besser Ehe brechen, als Ehebiegen'," ergänzte Marguelay.

Aigl brummte vor sich hin: „Brechen kann nur, was starr ist. Ich bin mehr für das Elastische."

Unter solcherlei Gesprächen hatte man das abendliche Mahl verzehrt. Nadeshda trank in ihrer Aufregung etwas reichlich, ohne daß ihr doch eine Wirkung des Weines anzumerken war; sie leerte ihr halbgefülltes Rotweinglas, winkte dem aufwartenden Mädchen, Zigarren und Zigaretten zu geben und äußerte dann:

„Kinder, ihr könnt von mir sagen, was ihr wollt, ich habe keine Illusionen mehr.“

„Ich taxiere Sie anders,“ versetzte van Neeren trocken.

„Wie bin ich denn?“

„Naiv. So naiv, wie nur irgend ein Diplomat. Und demgemäß werden Sie wohl noch öfter Enttäuschungen erleben.“

„Naiv? Ich hatte mich allerdings einen Augenblick in den faden Ästheten vernarrt — solche Verirrungen kommen auch bei sehr erfahrenen Frauen vor — aber es passiert mir nicht wieder.“

„Liebe ist eine der Krankheiten, die zu Rezidiven neigen,“ bemerkte Aigl.

„Was man so Liebe nennt. Ich bin kein verliebtes Gemüt. Ich kenne mich. — Ja,“ fuhr sie fort, als sie auf mehreren Gesichtern ein leichtes Lächeln gewahrte, „ich kenne mich. Ich bin eine treue, aufopfernde Freundin. Ich habe wohl schon für den einen oder den andern geschwärmt; aber das war dann rein intellektuell, ich erwärmte mich nicht für den Mann, sondern für irgend ein Idealbild, das ich mir unter diesem Manne vorstellte. Aber jetzt bin ich kuriert. Ich entwickle mich zu einer behäbigen alten Einsiedlerin; wenn Brahma, Wischnu und Siwa sich in ihr Nirwana zurückziehen, und Madame auf ihre alten Tage noch heiratet, so schaffe ich mir Hunde und Papageien an —“

Das Mädchen brachte auf einer silbernen Platte die gefüllten Kaffeetassen und blickte fragend auf ihre Herrin.

„Wir trinken den Kaffee hier im Eßzimmer," erwiderte diese, „wenn es den Herrschaften recht ist."

Und sie blieben an dem langen, abgedeckten Tisch, über dem eine schöne Hängelampe brannte und der ihnen trotz der Größe des Raumes ein besonders gemütlicher Aufenthalt schien.

Während sie dann mit dem Löffel in dem braunen Tranke rührte, meinte Nadeshda: „Wir haben den guten Wischnu noch gar nicht zu Worte kommen lassen; sicher hat er wieder einen literarischen Plan, den er für ausführungswürdiger hält als alle die vorhergehenden."

Und Marguelay entgegnete schnell, bevor ihm einer das Wort wegnehmen konnte: „Ja, zufällig beschäftigt mich seit heute morgen eine Lustspielidee. Ich hoffe, etwas daraus zu machen, obwohl sie mir ein wenig heikel scheint."

Ohne eine Aufforderung abzuwarten, die etwa auch ausbleiben konnte, trug er seine Idee vor. „Eine junge schöne Witwe und ihre anmutige Gesellschafterin. Die Witwe hat einen Verehrer, einen Weltmann, der aus einem allzu vorsichtigen Mißtrauen gegen ihr Gefühl niemals mit einer Erklärung hervortritt. Andererseits ist der Verehrer der jungen Freundin zu bescheiden und schüchtern, um das zarte Entgegenkommen seiner Angebeteten zu ergreifen. — Da bringt es die Witwe durch eine kluge Koketterie so weit, daß der ratlose Jüngling sich gegen seinen Willen mit ihr verlobt. — Nun entsteht in dem kleinen Kreise eine lebhafte Bewegung von Ärger, Reue und Eifersucht; der junge Mann erbittet

sich schließlich sein Wort zurück, und es kommt nach manchem Hin und Wider zu den beiden erwünschten Verlobungen, wie die geistreiche Frau es vorausgesehen hatte."

Man lobte den Einfall nnd erörterte die Möglichkeit einer passenden Ausgestaltung; unterdessen war der Kaffee getrunken, die kleine Gesellschaft begab sich in das Wohnzimmer hinüber und saß noch lange in traulichem Gespräch beisammen, bis nach russischer Sitte der späte Tee serviert wurde und man eine halbe Stunde später aufbrach. —

— Das Leben nahm wieder seinen gewohnten Gang. Nadeshda vergaß allmählich, was sie an Ärger und Enttäuschungen gehabt hatte, fing dafür aber an, sich zu langweilen. So war es ihr gar nicht unangenehm, als eines Tages ein Fremder gemeldet wurde, der den Namen Meyer trug und sich daneben durch die Karte eines Herrn von hoher Stellung und stolzem Titel auswies.

Nadeshda erwartete sich, ohne zu wissen warum, ein interessantes Abenteuer; sie warf einen Blick in den Spiegel und nahm die Haltung einer Fürstin, wenn auch einer leutseligen Fürstin an, als der Fremde ins Zimmer trat.

Er war ein ziemlich kräftiger Mann, mit Geschmack und Sorgfalt von einem tüchtigen Meister gekleidet; obgleich der Anzug so korrekt war wie möglich, hatte die ganze Erscheinung einen leisen Schimmer von Protzentum, wobei doch keine besonderen Symptome zu be-

merken waren, außer einem reichlich großen Siegelring. Das Gesicht hätte nicht nur Salving, sondern auch Marguelay ordinär gefunden, Nadeshda sah nichts, als die kluge Energie der Züge, darum gefiel es ihr.

Herr Meyer führte sich damit ein, daß er angab, gehört zu haben, Frau Bachini wolle ihre Villa verlassen; er sei nicht abgeneigt, sie zu mieten oder später zu kaufen; aus diesem Grunde bitte er die Gnädige, im Vertrauen auf seine absolute Diskretion ihm etwaige Fehler des Hauses ganz offen mitzuteilen.

„Aber ich habe durchaus nicht die Absicht, von hier wegzuziehen,“ antwortete Nadeshda verwundert.

„Ah, dann Entschuldigung. Bitte, bitte, bleiben Sie. Wenn die Sache so ist, will ich von dem Hause nichts wissen. Etwas habe ich ja doch profitiert, nämlich Ihre werte Bekanntschaft.“

Obgleich damit sein Geschäft erledigt gewesen wäre, so empfahl er sich doch nicht, sondern begann ein Gespräch mit sprudelnden Worten und viel Aplomb. Zunächst redete er von dem hochgeborenen Herrn, auf dessen Karte er sich berufen hatte, und erzielte damit einen um so größeren Eindruck, da Nadeshda sich vorwerfen mußte, diesen Herrn ganz vergessen zu haben.

Nach dieser Introduktion redete er wesentlich über das interessanteste Thema, das der zivilisierte Mensch zur Verfügung hat, nämlich von sich selbst.

„Wenn ich nicht irre,“ meinte er dann, „sind Sie bekannt mit dem Dichter Marguelay, der hier in der Nähe wohnt.“

„Er ist mein guter Freund,“ bestätigte Nadeshda. „Kennen Sie ihn auch?“

„Ich werde ihn heute noch besuchen, ich bringe mehrere Empfehlungen mit, bin übrigens auch schon brieflich mit ihm bekannt geworden.“

„Er ist immer zu Hause; Sie können von hier aus direkt hinübergehen.“

Meyer erklärte nur: „Ich bin auch an einem Theaterunternehmen beteiligt, ich habe viel Sinn für die dramatische Produktion. Ich weiß, es steht damit mies. Für einen, der wirklich etwas offerieren kann, ist jetzt eine gute Konjunktur.“

Und auf Nadeshdas Frage, was man am besten brauchen könne, versicherte er: „Lustspiele, nur Lustspiele. Der Artikel ist rar geworden. Wenn Marguelay wirklich etwas Brauchbares liefert, kann ich ihm einen ff. Erfolg mit entsprechenden Tantiemen vorhersagen.“

Madame Tontan war zufällig in das Wohnzimmer gekommen; Nadeshda hatte sie vorgestellt und sie aufgefordert, Platz zu nehmen.

Meyer beachtete die Gesellschafterin wenig und fuhr in seinen Bekenntnissen fort; auf Nadeshdas Frage, ob er im Hauptberuf Theatermann sei, oder, wie es den Anschein habe, nur in seinen Mußestunden, erwiderte er: „O je, o je, Theatermann! Danke für Obst und Südfrüchte! Nee, das ist Gott sei Dank nur eine gelegentliche Nebenbeibeschäftigung. Wissen Sie, ich bin ein unternehmender Onkel, ich schaue mich nach links und

nach rechts um, und wo es irgend etwas einzufädeln gibt, da heißt es: rinn in die Kartoffeln!"

Nadeshda mußte unwillkürlich lächeln; er fragte unbefangen: „Sehe ich nach Ihrer Meinung vielleicht aus wie ein Mensch, der sohlt?"

„Nein," erwiderte Nadeshda, „ich freue mich nur für Sie. Denn ich denke, mit solcher Geschäftigkeit müssen Sie es weit bringen in der Welt."

„Na ja, ich bin schon ein ziemlich einflußreicher Herr. Ich verkehre mit hochfeiner Gesellschaft, wie Sie aus der Karte sehen. Ich habe eine gewisse Schwäche für die Adeligen. Eigentlich sehe ich nicht ein, warum diese Brüder vor allen anderen ein gewisses Prä haben sollen. Aber es paßt mir ganz gut so —"

„Sie beabsichtigen wohl, den Adel zu erwerben?" fragte Nadeshda neckisch, und war ein wenig erstaunt, als er mit Überzeugung und ruhiger Selbstverständlichkeit antwortete: „Jawohl, aber es kann noch einige Zeit darüber hingehen."

Es bedurfte kaum der Aufforderung, daß er zum Tee blieb. Unterdessen hatte er doch Madame beobachtet und in ihr die Französin diagnostiziert; nun fing er ohne weiteres an, französisch zu reden. Er sprach recht gewandt; um zu zeigen, daß er in Paris gewesen sei, bemühte er sich mit Eifer und nicht ganz ohne Glück Argot zu reden, was Madame Tontan sehr amüsierte.

Die drei plauderten recht heiter, doch endlich wurde es für Herrn Meyer Zeit, aufzustehen, wenn er Marguelay noch besuchen wollte. Nadeshda forderte ihn auf,

wiederzukommen; er erweiterte das Versprechen dahin, daß er sie mit seinem Automobil abholen und spazieren fahren werde; ob ihr das Vergnügen mache, fragte er gar nicht, nachdem er schon beim Tee sowohl seine Automobile als auch seine Fertigkeit im Lenken derselben auf das verlockendste geschildert hatte. —

Nadeshda war von dem unerwarteten Besuch befriedigt, der Fremde hatte sie zerstreut, und das wußte sie ihm Dank. Er war in ihren Augen nicht nur originell, sondern auch sympathisch; zwar entging ihr nicht jene Nuance der Gewöhnlichkeit in seinem Äußern und in seinem Wesen, jene trivial-burschikose Art, welche an eine gewisse Sorte von Geschäftsreisenden erinnerte; aber sie nahm daran keinen Anstoß. Das Wichtigste an ihm war nach ihrer Meinung seine lebendige Energie, die sich auch in den Zügen ausdrückte; sie glaubte in ihm einen rechten, tatkräftigen Mann zu sehen und war von dieser Entdeckung ganz hingerissen.

Und ähnlich urteilte Madame. Diese hatte ihn überdies für sehr witzig gehalten, so lange er deutsch redete; sein geläufiges Französisch aber empfahl ihn, als hätte er es ihr zuliebe gelernt. Er schien reich zu sein und dabei nichts weniger als ein Philister, eine Art von hochklassiger Bohème, was ihr denn alles wohl zusagte ...

Am nächsten Morgen traf Nadeshda auf ihrem Spaziergange Marguelay. Sie erkundigte sich sogleich, ob Herr Meyer bei ihm gewesen sei und was er von dem lebhaften Menschen wisse.

„Ja, er war bei mir bis zum späten Abend; ich

hatte schon von ihm gehört, ihn vielleicht auch bei irgend einer Gelegenheit getroffen; nun kommt er mit verschiedenen Empfehlungen, auch mit einer Empfehlung von Ihnen —"

Nadeshda lachte. „Auch von mir? Das muß ich dezidiert nennen."

Der Dichter bemerkte nicht ohne Hohn: „Ihr Name ist freilich in guter Gesellschaft; allerdings, die Träger der andern Namen und Titel werden Herrn Meyer wohl nicht viel besser kennen wie Sie noch vor vierundzwanzig Stunden ihn kannten. Er scheint eine besondere Schwäche für das Berühmte und Hochklingende zu haben."

In dem Wunsche, das Urteil auf einen freundlicheren Weg zu leiten, sagte Nadeshda milde: „Er ist ein überaus tätiger und unternehmender Mann."

„Ihre Landsleute bezeichnen einen solchen Menschen, wie ich gehört habe, gern als ‚Affärist'. Er steckt gleichzeitig in hundert und zwar den heterogensten Geschäften. Manchmal verdient er viel Geld, manchmal verliert er ebensoviel, aber immer hat er viel auszugeben. Ihm ist es nicht um die sichere Freiheit zu tun, die ein angemessenes Vermögen gewährt, sondern um Beobachtung, Aufsehen und Austoben der eigenen, inneren Unruhe, die solchen Menschen ohne Fond, doch von einer gewissen Kraft, eigen ist. Heute steckt er in einer Getreidespekulation, morgen übernimmt er eine große Buchdruckerei und gibt eine Zeitung heraus; man findet ihn in einem Konsortium, das ein Theater, und in einem anderen, das neue Wege in den Kolonien eröffnen will; was

aus den Unternehmungen zuletzt wird, ist ihm gleichgültig, er macht im ganzen doch noch immer seinen Profit und kommt so oder so in den ersehnten Fall, einen Reporter empfangen zu dürfen. Ein besonders ergiebiges Feld seiner Tätigkeit ist aber die Häuserspekulation. Er kauft alte Gebäude an und verwandelt sie unbarmherzig in glänzende Schundmagazine oder in Mietskasernen. Das bringt ihn mit vielen Leuten zusammen, umsomehr da er sein Wesen gleichzeitig in einer Anzahl von Städten treibt; so bilden seine Verbindungen ein über ganz Europa ausgebreitetes Netz, und er findet stets Empfehlungen von einem zum andern."

Nadeshda fragte etwas ungeduldig: „Was haben Sie denn mit ihm verabredet? Er wollte Sie auffordern ein Lustspiel zu schreiben. Tun Sie das. Dann wird er es sicher auf die Bühne bringen; und das hat ja, wie Sie sagen, ohne das Eingreifen eines Geschäftsmannes für die besten Werke immer seine Schwierigkeit."

„Das werden schöne Produktionen sein, die er unter seine Fittiche nimmt," versetzte Marguelay geringschätzig. „Er kann den Gestehungspreis eines Ausstattungsballetts vielleicht berechnen; aber darin erschöpft sich sein Kunstverständnis."

„Können Sie das nach einer so kurzen Unterredung so gewiß behaupten?"

„Ich habe ihm gleich Proben vorgelegt und zwar, wenn ich einmal in seinem Tone sprechen soll, verhält-

nismäßig leichte, marktgängige Ware. Er wußte, wie alle die krassen Laien in solchen Fällen, nur zu sagen: „Ja, recht hübsch, es verspricht sehr viel; aber zeigen Sie mir etwas Fertiges.'"

„Auch ich würde wohl nur antworten können, wie ein krasser Laie," sprach Nadeshda lächelnd. „Denn jedenfalls handelt es sich um eine bloße Idee. Möchten Sie trotzdem mich Ihres Vertrauens würdigen und mir die Idee mitteilen?"

Der Dichter war von Eitelkeit nicht so frei, daß eine solche Frage ihm nicht stets geschmeichelt hätte. Mit einer vielleicht nicht vollkommen aufrichtigen Geringschätzung sagte er dann: „Wollte Gott, ich hätte Ihnen etwas Besseres vorzulegen. Sie sehen, daß es sich nicht um besonders wertvolle Perlen handeln kann, wenn ich sie vor diesen Banausen zu werfen keine Bedenken trug. — Also erstens: der musterhafte junge Mensch, der denn auch mit allgemeiner Einstimmung eine gute Partie machen soll. Sein Rivale, der muntere Taugenichts, hat neben ihm anscheinend gar keine Aussichten. Was soll er tun? Er lobt den tugendhaften jungen Mann aufs äußerste. Das Lob verbreitet sich und nimmt bedrohliche Dimensionen an, bis es den Geist des Widerspruchs weckt und sich langsam in allgemeinen Widerwillen gegen den Gepriesenen umsetzt, wodurch dem leichtfertigen Konkurrenten die Bahn frei wird. — Das ist ein bißchen Labiche, und ich kann auch nicht beschwören, daß ein Stück solcher Art nicht schon existiert."

„Aber es könnte sehr nett werden,“ entgegnete Nadeshda, „der Gedanke hat viel Lebenswahrheit. — Jedoch, Sie fingen an: erstens; haben Sie noch mehr in petto?“

„Das zweite wäre dem Sinne nach ungefähr in der gleichen Art. Ein Mann, der unbemerkt und ruhig in seine alten Jahre gekommen ist. Er entschließt sich nun, beinahe sein ganzes Vermögen für einen wohltätigen Zweck, etwa für ein Siechenhaus, herzugeben. Er erntet einen kurzen Dank und dann einen Regen von Bettelbriefen; Vereine und wohltätige Kommerzienrätinnen bestürmen ihn, seine Steuerdeklaration wird beanstandet, auf seine hübsche Nichte ist die Meute der Mitgiftjäger gehetzt. Da er jedoch pekuniär nichts mehr leisten kann, wird er wegen seines Geizes verschrieen und verfolgt, er muß die Stadt schimpflich verlassen, seine Nichte wirft sich der anarchistischen Propaganda in die Arme — das wäre natürlich mehr eine Tragikomödie als ein Lustspiel.“

„Und Nummer drei?“ fragte Nadeshda, die an diesem Plane kein besonderes Gefallen fand.

„Es würde ‚Tropenkoller‘ heißen. Ein bescheidener, junger deutscher Botaniker kehrt von Afrika in sein Heimatstädtchen zurück. Die Gesellschaft rüstet sich, ihn mit offenen Armen zu empfangen, die begehrenswerteste Braut harrt seiner. Da bemüht sich ein Neidischer, ihm rechtzeitig entgegenzuarbeiten. Er verbreitet das Gerücht, unser Botaniker habe sich in Afrika den scheußlichsten Grausamkeiten hingegeben, eine Interpellation im

Reichstag bedrohe den Entmenschten. Diese Intrigue wirkt nun aber in umgekehrter Richtung. Das ganze Städtchen ist plötzlich vom Tropenkoller befallen und begeistert sich für den blutrünstigen conquistadore. — Als er dann endlich kommt, ein verlegener, linkischer Gelehrter, liegt ihm alle Welt zu Füßen, und er wird, ohne zu wissen, wie ihm geschieht, von dem ehrgeizigsten Schwiegervater in Beschlag genommen."

Nadeshda hatte aufmerksam zugehört. „Ja," sagte sie, „das ist wieder ein Lustspiel und zwar ein sehr hübsches. Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Bewunderung ausspreche, Sie sind von einer staunenswerten Fruchtbarkeit —"

Der Dichter seufzte vor sich hin. „Ach Gott, meine Kinder ersticken im Mutterleibe —"

Sie waren immer wieder durch die Wege des Gartens gegangen; nun standen sie bei Nadeshdas Terrasse, wo man über das Rasenstück und den belaubten Abhang hinweg auf den See blickte; und Marguelay wollte sich verabschieden.

„Sie haben so treffliche Ideen," sagte Nadeshda tröstend, „Sie müssen aber auch ein bißchen Fleiß und Ausdauer daranwenden, damit etwas zustande kommt. Setzen Sie sich einmal hin und arbeiten Sie den ‚Tropenkoller' aus. Und wenn es so weit ist, werde ich Ihnen Herrn Meyer schicken —"

„Mit solchen Leuten habe ich nichts zu tun," rief Marguelay und warf sich in die Brust.

Das Wort ärgerte die Menschenfreundliche. „Man

sich schließlich sein Wort zurück, und es kommt nach manchem Hin und Wider zu den beiden erwünschten Verlobungen, wie die geistreiche Frau es vorausgesehen hatte."

Man lobte den Einfall nnd erörterte die Möglichkeit einer passenden Ausgestaltung; unterdessen war der Kaffee getrunken, die kleine Gesellschaft begab sich in das Wohnzimmer hinüber und saß noch lange in traulichem Gespräch beisammen, bis nach russischer Sitte der späte Tee serviert wurde und man eine halbe Stunde später aufbrach. —

— Das Leben nahm wieder seinen gewohnten Gang. Nadeshda vergaß allmählich, was sie an Ärger und Enttäuschungen gehabt hatte, fing dafür aber an, sich zu langweilen. So war es ihr gar nicht unangenehm, als eines Tages ein Fremder gemeldet wurde, der den Namen Meyer trug und sich daneben durch die Karte eines Herrn von hoher Stellung und stolzem Titel auswies.

Nadeshda erwartete sich, ohne zu wissen warum, ein interessantes Abenteuer; sie warf einen Blick in den Spiegel und nahm die Haltung einer Fürstin, wenn auch einer leutseligen Fürstin an, als der Fremde ins Zimmer trat.

Er war ein ziemlich kräftiger Mann, mit Geschmack und Sorgfalt von einem tüchtigen Meister gekleidet; obgleich der Anzug so korrekt war wie möglich, hatte die ganze Erscheinung einen leisen Schimmer von Protzentum, wobei doch keine besonderen Symptome zu be-

merken waren, außer einem reichlich großen Siegelring. Das Gesicht hätte nicht nur Salving, sondern auch Marguelay ordinär gefunden, Nadeshda sah nichts, als die kluge Energie der Züge, darum gefiel es ihr.

Herr Meyer führte sich damit ein, daß er angab, gehört zu haben, Frau Bachini wolle ihre Villa verlassen; er sei nicht abgeneigt, sie zu mieten oder später zu kaufen; aus diesem Grunde bitte er die Gnädige, im Vertrauen auf seine absolute Diskretion ihm etwaige Fehler des Hauses ganz offen mitzuteilen.

„Aber ich habe durchaus nicht die Absicht, von hier wegzuziehen," antwortete Nadeshda verwundert.

„Ah, dann Entschuldigung. Bitte, bitte, bleiben Sie. Wenn die Sache so ist, will ich von dem Hause nichts wissen. Etwas habe ich ja doch profitiert, nämlich Ihre werte Bekanntschaft."

Obgleich damit sein Geschäft erledigt gewesen wäre, so empfahl er sich doch nicht, sondern begann ein Gespräch mit sprudelnden Worten und viel Aplomb. Zunächst redete er von dem hochgeborenen Herrn, auf dessen Karte er sich berufen hatte, und erzielte damit einen um so größeren Eindruck, da Nadeshda sich vorwerfen mußte, diesen Herrn ganz vergessen zu haben.

Nach dieser Introduktion redete er wesentlich über das interessanteste Thema, das der zivilisierte Mensch zur Verfügung hat, nämlich von sich selbst.

„Wenn ich nicht irre," meinte er dann, „sind Sie bekannt mit dem Dichter Marguelay, der hier in der Nähe wohnt."

„Er ist mein guter Freund," bestätigte Nadeshda. „Kennen Sie ihn auch?"

„Ich werde ihn heute noch besuchen, ich bringe mehrere Empfehlungen mit, bin übrigens auch schon brieflich mit ihm bekannt geworden."

„Er ist immer zu Hause; Sie können von hier aus direkt hinübergehen."

Meyer erklärte nur: „Ich bin auch an einem Theaterunternehmen beteiligt, ich habe viel Sinn für die dramatische Produktion. Ich weiß, es steht damit mies. Für einen, der wirklich etwas offerieren kann, ist jetzt eine gute Konjunktur."

Und auf Nadeshdas Frage, was man am besten brauchen könne, versicherte er: „Lustspiele, nur Lustspiele. Der Artikel ist rar geworden. Wenn Marguelay wirklich etwas Brauchbares liefert, kann ich ihm einen ff. Erfolg mit entsprechenden Tantiemen vorhersagen."

Madame Tontan war zufällig in das Wohnzimmer gekommen; Nadeshda hatte sie vorgestellt und sie aufgefordert, Platz zu nehmen.

Meyer beachtete die Gesellschafterin wenig und fuhr in seinen Bekenntnissen fort; auf Nadeshdas Frage, ob er im Hauptberuf Theatermann sei, oder, wie es den Anschein habe, nur in seinen Mußestunden, erwiderte er: „O je, o je, Theatermann! Danke für Obst und Südfrüchte! Nee, das ist Gott sei Dank nur eine gelegentliche Nebenbeibeschäftigung. Wissen Sie, ich bin ein unternehmender Onkel, ich schaue mich nach links und

nach rechts um, und wo es irgend etwas einzufädeln gibt, da heißt es: rinn in die Kartoffeln!"

Nadeshda mußte unwillkürlich lächeln; er fragte unbefangen: „Sehe ich nach Ihrer Meinung vielleicht aus wie ein Mensch, der sohlt?"

„Nein," erwiderte Nadeshda, „ich freue mich nur für Sie. Denn ich denke, mit solcher Geschäftigkeit müssen Sie es weit bringen in der Welt."

„Na ja, ich bin schon ein ziemlich einflußreicher Herr. Ich verkehre mit hochfeiner Gesellschaft, wie Sie aus der Karte sehen. Ich habe eine gewisse Schwäche für die Adeligen. Eigentlich sehe ich nicht ein, warum diese Brüder vor allen anderen ein gewisses Prä haben sollen. Aber es paßt mir ganz gut so —"

„Sie beabsichtigen wohl, den Adel zu erwerben?" fragte Nadeshda neckisch, und war ein wenig erstaunt, als er mit Überzeugung und ruhiger Selbstverständlichkeit antwortete: „Jawohl, aber es kann noch einige Zeit darüber hingehen."

Es bedurfte kaum der Aufforderung, daß er zum Tee blieb. Unterdessen hatte er doch Madame beobachtet und in ihr die Französin diagnostiziert; nun fing er ohne weiteres an, französisch zu reden. Er sprach recht gewandt; um zu zeigen, daß er in Paris gewesen sei, bemühte er sich mit Eifer und nicht ganz ohne Glück Argot zu reden, was Madame Tontan sehr amüsierte.

Die drei plauderten recht heiter, doch endlich wurde es für Herrn Meyer Zeit, aufzustehen, wenn er Marguelay noch besuchen wollte. Nadeshda forderte ihn auf,

wiederzukommen; er erweiterte das Versprechen dahin, daß er sie mit seinem Automobil abholen und spazieren fahren werde; ob ihr das Vergnügen mache, fragte er gar nicht, nachdem er schon beim Tee sowohl seine Automobile als auch seine Fertigkeit im Lenken derselben auf das verlockendste geschildert hatte. —

Nadeshda war von dem unerwarteten Besuch befriedigt, der Fremde hatte sie zerstreut, und das wußte sie ihm Dank. Er war in ihren Augen nicht nur originell, sondern auch sympathisch; zwar entging ihr nicht jene Nuance der Gewöhnlichkeit in seinem Äußern und in seinem Wesen, jene trivial-burschikose Art, welche an eine gewisse Sorte von Geschäftsreisenden erinnerte; aber sie nahm daran keinen Anstoß. Das Wichtigste an ihm war nach ihrer Meinung seine lebendige Energie, die sich auch in den Zügen ausdrückte; sie glaubte in ihm einen rechten, tatkräftigen Mann zu sehen und war von dieser Entdeckung ganz hingerissen.

Und ähnlich urteilte Madame. Diese hatte ihn überdies für sehr witzig gehalten, so lange er deutsch redete; sein geläufiges Französisch aber empfahl ihn, als hätte er es ihr zuliebe gelernt. Er schien reich zu sein und dabei nichts weniger als ein Philister, eine Art von hochklassiger Bohème, was ihr denn alles wohl zusagte ...

Am nächsten Morgen traf Nadeshda auf ihrem Spaziergange Marguelay. Sie erkundigte sich sogleich, ob Herr Meyer bei ihm gewesen sei und was er von dem lebhaften Menschen wisse.

„Ja, er war bei mir bis zum späten Abend; ich

hatte schon von ihm gehört, ihn vielleicht auch bei irgend einer Gelegenheit getroffen; nun kommt er mit verschiedenen Empfehlungen, auch mit einer Empfehlung von Ihnen —"

Nadeshda lachte. „Auch von mir? Das muß ich dezidiert nennen."

Der Dichter bemerkte nicht ohne Hohn: „Ihr Name ist freilich in guter Gesellschaft; allerdings, die Träger der andern Namen und Titel werden Herrn Meyer wohl nicht viel besser kennen wie Sie noch vor vierundzwanzig Stunden ihn kannten. Er scheint eine besondere Schwäche für das Berühmte und Hochklingende zu haben."

In dem Wunsche, das Urteil auf einen freundlicheren Weg zu leiten, sagte Nadeshda milde: „Er ist ein überaus tätiger und unternehmender Mann."

„Ihre Landsleute bezeichnen einen solchen Menschen, wie ich gehört habe, gern als ‚Affärist'. Er steckt gleichzeitig in hundert und zwar den heterogensten Geschäften. Manchmal verdient er viel Geld, manchmal verliert er ebensoviel, aber immer hat er viel auszugeben. Ihm ist es nicht um die sichere Freiheit zu tun, die ein angemessenes Vermögen gewährt, sondern um Beobachtung, Aufsehen und Austoben der eigenen, inneren Unruhe, die solchen Menschen ohne Fond, doch von einer gewissen Kraft, eigen ist. Heute steckt er in einer Getreidespekulation, morgen übernimmt er eine große Buchdruckerei und gibt eine Zeitung heraus; man findet ihn in einem Konsortium, das ein Theater, und in einem anderen, das neue Wege in den Kolonien eröffnen will; was

aus den Unternehmungen zuletzt wird, ist ihm gleichgültig, er macht im ganzen doch noch immer seinen Profit und kommt so oder so in den ersehnten Fall, einen Reporter empfangen zu dürfen. Ein besonders ergiebiges Feld seiner Tätigkeit ist aber die Häuserspekulation. Er kauft alte Gebäude an und verwandelt sie unbarmherzig in glänzende Schundmagazine oder in Mietskasernen. Das bringt ihn mit vielen Leuten zusammen, umsomehr da er sein Wesen gleichzeitig in einer Anzahl von Städten treibt; so bilden seine Verbindungen ein über ganz Europa ausgebreitetes Netz, und er findet stets Empfehlungen von einem zum andern."

Nadeshda fragte etwas ungeduldig: „Was haben Sie denn mit ihm verabredet? Er wollte Sie auffordern ein Lustspiel zu schreiben. Tun Sie das. Dann wird er es sicher auf die Bühne bringen; und das hat ja, wie Sie sagen, ohne das Eingreifen eines Geschäftsmannes für die besten Werke immer seine Schwierigkeit."

„Das werden schöne Produktionen sein, die er unter seine Fittiche nimmt," versetzte Marguelay geringschätzig. „Er kann den Gestehungspreis eines Ausstattungsballetts vielleicht berechnen; aber darin erschöpft sich sein Kunstverständnis."

„Können Sie das nach einer so kurzen Unterredung so gewiß behaupten?"

„Ich habe ihm gleich Proben vorgelegt und zwar, wenn ich einmal in seinem Tone sprechen soll, verhält-

nismäßig leichte, marktgängige Ware. Er wußte, wie alle die krassen Laien in solchen Fällen, nur zu sagen: ‚Ja, recht hübsch, es verspricht sehr viel; aber zeigen Sie mir etwas Fertiges.‘“

„Auch ich würde wohl nur antworten können, wie ein krasser Laie,“ sprach Nadeschda lächelnd. „Denn jedenfalls handelt es sich um eine bloße Idee. Möchten Sie trotzdem mich Ihres Vertrauens würdigen und mir die Idee mitteilen?“

Der Dichter war von Eitelkeit nicht so frei, daß eine solche Frage ihm nicht stets geschmeichelt hätte. Mit einer vielleicht nicht vollkommen aufrichtigen Geringschätzung sagte er dann: „Wollte Gott, ich hätte Ihnen etwas Besseres vorzulegen. Sie sehen, daß es sich nicht um besonders wertvolle Perlen handeln kann, wenn ich sie vor diesen Banausen zu werfen keine Bedenken trug. — Also erstens: der musterhafte junge Mensch, der denn auch mit allgemeiner Einstimmung eine gute Partie machen soll. Sein Rivale, der muntere Taugenichts, hat neben ihm anscheinend gar keine Aussichten. Was soll er tun? Er lobt den tugendhaften jungen Mann aufs äußerste. Das Lob verbreitet sich und nimmt bedrohliche Dimensionen an, bis es den Geist des Widerspruchs weckt und sich langsam in allgemeinen Widerwillen gegen den Gepriesenen umsetzt, wodurch dem leichtfertigen Konkurrenten die Bahn frei wird. — Das ist ein bißchen Labiche, und ich kann auch nicht beschwören, daß ein Stück solcher Art nicht schon existiert.“

„Aber es könnte sehr nett werden," entgegnete Nadeshda, „der Gedanke hat viel Lebenswahrheit. — Jedoch, Sie fingen an: erstens; haben Sie noch mehr in petto?"

„Das zweite wäre dem Sinne nach ungefähr in der gleichen Art. Ein Mann, der unbemerkt und ruhig in seine alten Jahre gekommen ist. Er entschließt sich nun, beinahe sein ganzes Vermögen für einen wohltätigen Zweck, etwa für ein Siechenhaus, herzugeben. Er erntet einen kurzen Dank und dann einen Regen von Bettelbriefen; Vereine und wohltätige Kommerzienrätinnen bestürmen ihn, seine Steuerdeklaration wird beanstandet, auf seine hübsche Nichte ist die Meute der Mitgiftjäger gehetzt. Da er jedoch pekuniär nichts mehr leisten kann, wird er wegen seines Geizes verschrieen und verfolgt, er muß die Stadt schimpflich verlassen, seine Nichte wirft sich der anarchistischen Propaganda in die Arme — das wäre natürlich mehr eine Tragikomödie als ein Lustspiel."

„Und Nummer drei?" fragte Nadeshda, die an diesem Plane kein besonderes Gefallen fand.

„Es würde ‚Tropenkoller' heißen. Ein bescheidener, junger deutscher Botaniker kehrt von Afrika in sein Heimatstädtchen zurück. Die Gesellschaft rüstet sich, ihn mit offenen Armen zu empfangen, die begehrenswerteste Braut harrt seiner. Da bemüht sich ein Neidischer, ihm rechtzeitig entgegenzuarbeiten. Er verbreitet das Gerücht, unser Botaniker habe sich in Afrika den scheußlichsten Grausamkeiten hingegeben, eine Interpellation im

Reichstag bedrohe den Entmenschten. Diese Intrigue wirkt nun aber in umgekehrter Richtung. Das ganze Städtchen ist plötzlich vom Tropenkoller befallen und begeistert sich für den blutrünstigen conquistadore. — Als er dann endlich kommt, ein verlegener, linkischer Gelehrter, liegt ihm alle Welt zu Füßen, und er wird, ohne zu wissen, wie ihm geschieht, von dem ehrgeizigsten Schwiegervater in Beschlag genommen."

Nadeshda hatte aufmerksam zugehört. „Ja," sagte sie, „das ist wieder ein Lustspiel und zwar ein sehr hübsches. Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Bewunderung ausspreche, Sie sind von einer staunenswerten Fruchtbarkeit —"

Der Dichter seufzte vor sich hin. „Ach Gott, meine Kinder ersticken im Mutterleibe —"

Sie waren immer wieder durch die Wege des Gartens gegangen; nun standen sie bei Nadeshdas Terrasse, wo man über das Rasenstück und den belaubten Abhang hinweg auf den See blickte; und Marguelay wollte sich verabschieden.

„Sie haben so treffliche Ideen," sagte Nadeshda tröstend, „Sie müssen aber auch ein bißchen Fleiß und Ausdauer daranwenden, damit etwas zustande kommt. Setzen Sie sich einmal hin und arbeiten Sie den ‚Tropenkoller' aus. Und wenn es so weit ist, werde ich Ihnen Herrn Meyer schicken —"

„Mit solchen Leuten habe ich nichts zu tun," rief Marguelay und warf sich in die Brust.

Das Wort ärgerte die Menschenfreundliche. „Man

soll keinen verachten, der einem nützen kann. Und überhaupt habe ich die größte Sympathie für willenskräftige, tätige Männer, wenn sie auch in ihrem ästhetischen Urteil nicht ganz auf der Höhe sind —"

„Ich hoffe, daß Sie nicht im Ernst reden," versetzte Marguelay gekränkt und zog sich etwas hastig zurück. —

Nadeshda hatte aber doch im Ernst gesprochen. Sie fühlte sich in ihrem Innern plötzlich stark zu Herrn Meyer hingezogen, wie wenn mehr als lediglich die Bekanntschaft einer flüchtigen Teestunde sie mit ihm verbände.

Und das war nicht nur der augenblickliche Widerspruch gegen die vielleicht ungerecht harte Beurteilung durch einen andern Mann, sondern eine allgemeine Reaktion ihres Gemütes. Ein halb unbewußtes Ungenügen an jenem menschlichen und männlichen Wesen erfüllte sie, das sie in der letzten Zeit umgeben hatte, und zugleich eine Sehnsucht nach etwas anderem. Dieses andere war kein fest umrissenes Idealbild, sondern eine vage Gefühlsvorstellung von Kraft oder was man mit dem Worte Kraft annähernd bezeichnen kann; und dieser Vorstellungsnebel fing an sich zu der Person des Herrn Meyer zu verdichten. Ein zynischer Beobachter würde gesagt haben — aber freilich behalten die Zyniker in unserer seelisch so verfeinerten Gesellschaft niemals recht. . . . . . .

Herr Meyer mochte sein, wie er wollte, er hätte zu anderer Zeit ihr unausstehlich und aufdringlich er-

scheinen können — als er etliche Tage später in seinem Automobil vor die Anfahrtstür brauste, sportsmäßig eingehüllt, einem Taucher ähnlicher als einem im Lichte Wandelnden, da freute sich Nadeshda im Herzen und war ihm sehr dankbar.

Er hatte ihr sogleich ein Geschenk mitgebracht, einen kostbaren schwarzen Ledermantel nebst dazu gehöriger Kapuze; sie nahm die allzu flink dargebrachte Gabe ohne Widerrede und verbindlich lächelnd an, sie machte sich schnell fertig, um in vorschriftsmäßiger Vermummung ihren Platz neben dem Lenker einnehmen zu können.

Madames Ängstlichkeit wurde durch energischen Zuspruch überwunden; da der große Wagen jedoch noch mehrere Plätze enthielt, wollte Nadeshda auch die Triumvirn mitnehmen. Sie ging, schon in ihren neuen Mantel gehüllt, an die Hecke und sprach von weitem mit den auf der Terrasse Sitzenden; Marguelay und Aigl indessen lehnten ihre Aufforderung ohne langes Verhandeln ab, und nur van Neeren ließ sich bereit finden, seine Knochen gemeinschaftlich mit denen der schönen Nachbarin zu riskieren.

Man saß auf den schwellenden Lederpolstern, Herr Meyer hatte das Steuer ergriffen, die Maschine ächzte und zitterte, wie ein nervöses Rennpferd vor dem Start, und dann setzte sie sich langsam in Bewegung wie ein aufsteigender Luftballon.

In mäßigem Trabe ging es durch das Dorf und weiter auf eine Landstraße, die zum Glücke breit, leer,

gerade und wohlgepflastert war. Immer mehr kam die Maschine ins Rollen, als befinde sie sich auf einer schiefen Ebene; der Wind wehte um die Köpfe, die Pappeln zu beiden Seiten des Weges liefen wie ertappte Verbrecher davon; Nadeshda empfand ein wohliges Behagen an der schnellen Bewegung.

Anders Madame Tontan; sie flehte um Mäßigung, schrie bei einer sanften Biegung laut auf und verschwor sich ebensolaut, niemals wieder eine solche Torheit mitzumachen.

Herr Meyer führte allerhand heuchlerische Handgriffe aus und versicherte sie, er habe das Tempo um zwei Nummern verringert, wie sie zu bemerken nicht verfehlt haben werde; und sie glaubte es, obwohl an dieser Versicherung kein wahres Wort war. Ja, nach einiger Zeit gab sie schon die Erlaubnis ein wenig schneller zu fahren, da Nadeshda sich beklagte, es gehe ihr zu sehr im Schneckengang.

Herr Meyer erwies sich in der Tat als ein außerordentlich geschickter Chauffeur; und so hatten die Passagiere auch bei engen Stellen, bei Kurven, beim Passieren von Fuhrwerken, das Gefühl wohlverwahrter Sicherheit; sie bemerkten es kaum, daß hier ein altes Weib sich bekreuzigte, dort ein gar zu unkultiviertes Bauernpferd in den Graben ging.

Sie fuhren über sanfte Höhen, wo sie im Fluge eine schöne Aussicht erhaschten, sie kamen durch saubere Dörfer und blickten auf die gaffenden Einwohner herab; eine holprige Brücke hielt sie an einem reizenden Bache

auf, und ehe sie es sich versahen, waren sie viele Meilen von ihrem Ausgangspunkt entfernt.

Nun lag eben ein Wirtshaus verführerisch am Wege; auf Neerens Vorschlag wurde angehalten, und man stieg aus, um vor der Heimfahrt eine kleine Pause zu machen. „Wir müssen doch sagen können, daß wir irgendwo gewesen sind," bemerkte Neeren.

Als sie miteinander in dem verödeten Garten an einem schnell hergerichteten Tisch beim Glase Milch saßen, da wendete sich Nadeshda zu dem Führer: „Werden Sie es glauben, daß ich zum ersten Male eine Automobilfahrt mitmache? Ich hatte gegen dieses Vehikel sonst immer eine Aversion, so sehr ich schnelle Pferde liebte."

Meyer verstand das Kompliment und erwiderte bestätigend: „Gefahr liegt nicht in der Schnelligkeit, sondern nur an dem Lenker oder der Maschine. Aber meine Karre ist tadellos, und ich selbst bin durchs Ohr gebrannt, wie Sie sehen."

Madame wollte nicht begreifen, wie die Menschen so unglaubliche Sachen erfinden können.

Van Neeren strich sich leicht über sein blondes flaches Schnurrbärtchen, blickte aus seinen blauen Augen ernst auf den Mann im Ledermantel und sprach mit seinem halb affektierten, halb natürlichen Phlegma: „Herr Meyer, ich bin, wie Sie, ein moderner Mensch, und als solcher schwärme ich für die Überwindung von Raum und Zeit. Es kommt mir daher beim Spazierfahren nicht auf den hübschen Weg an, sondern auf die Ver-

nichtung des Weges durch die Schnelligkeit. Obgleich ich kein Mathematiker bin, kann ich doch sagen, daß das Ideal erst erreicht wäre, wenn die Geschwindigkeit unendlich groß wird. In diesem Falle wird nämlich der Weg zu Null und die weiteste Reise zu einem ruhigen Sitzenbleiben; es ist erreicht, was früher einige Zauberkünstler bloß vorspiegelten, daß man nämlich an mehreren Orten zugleich sein kann."

So recht hatte Herr Meyer nicht verstanden; er nickte daher vorsichtig zustimmend und fügte noch bei: „Das Vergnügen liegt in der Kunst des Lenkens, und je schneller es geht, um so mehr Kunst gehört dazu. Wissen Sie, die Nervenkraft! Langsam fahren kann jeder Ochse, das ist nichts für meinen Vater seinen Sohn!"

Nadeshda erklärte ihr Vergnügen an der Beherrschung der Elemente, welche, in die Maschine eingezwängt, jeder leisesten Andeutung gehorchen müßten; das Pferd, so sehr es den Wagen ziere, sei doch nur ein armer Sklave, woran zu denken denn doch einigermaßen peinlich wirke.

Die Milch war getrunken und bezahlt, man bestieg den wartenden Wagen, und nun ging es heimwärts in einem noch verstärkten Tempo, das der guten Madame wohl einen Schrei, aber nicht mehr der Angst, sondern der Lust entlockte. —

Ohne alle die Unfälle, welche der Kutscher im Kreise der Dienstboten vorausgesagt hatte, langte die kleine Gesellschaft vor der Anfahrt der Villa Puschkin an.

Herr Meyer wollte sich nicht zum Mittagessen

halten lassen, da er dringende Geschäfte in der Stadt habe; auch Neeren ging zu seinen Genossen hinüber.

Als Nadeshda darauf mit ihrer Gesellschafterin bei Tische saß, redeten sie beide mit nachträglichem Genusse von der schnellen Fahrt; aber die einsame Herrin bedauerte im Innern, daß ihr neuer Freund nicht zum Essen hatte bleiben wollen. . . .

Es währte jedoch nicht lange, so kam der Ersehnte wieder; und dann kam er noch einmal und immer aufs neue, in immer kürzeren Zwischenräumen. Zuweilen fuhr er mit der Eisenbahn, zuweilen sah man ihn vom Landungsplatze der Dampfer herüberwandern, meist aber kutschierte er sich selbst im Automobil.

Er brachte dann wohl einen oder den andern sogenannten Freund mit. Nadeshda zog ihren Ledermantel an, setzte sich in das Gefährt, und es begann ein fröhliches Jagen durch die Landstraßen der weitern Umgebung, das im Laufe der Zeit zu einem wahren geographischen Anschauungsunterricht wurde.

Nach glücklich bestandener Heimkehr wurde dann gemeinschaftlich in der Villa Puschkin zu Mittag gespeist; Herr Meyer brachte durch seine verschiedenen Begleiter Leben und Abwechslung in die Gesellschaft. Bald war es ein französischer Journalist, welcher bei Tische ihm und allen andern Honig um den Bart schmierte; bald ein Bildhauer, der über wenig Aufträge, jedoch über viele lustige Schnurren verfügte; dann wieder ein Maler, von dem niemals jemand irgend etwas gehört hatte, dem aber Herr Meyer eine bedeutende Zukunft anwies,

indem er wichtig sagte: „Ich mache ihn. Jetzt bekomme ich seine Sachen noch billig; in ein paar Jahren werde ich sie entweder mit bedeutendem Profit verkaufen, oder ich habe an ihnen doch ein nennenswertes Besitzobjekt."

Und auf den bescheidenen Zweifel, ob sich künstlerischer Ruhm so sicher voraussagen lasse, entgegnete er: „O je, o je! Die Tendenz wird durch die erste Nachfrage gemacht. Und wenn ich mich ins Zeug lege, dann flutscht es wie noch nie."

Nadeshda fand nun die Fahrten und diese kleinen ungezwungenen Gesellschaften reizend. Sie bewunderte Meyer, wie wenn er weit mehr vermöchte als andere Menschen, seine Geschmacklosigkeit selbst imponierte ihr. So kam es denn, daß sie ihn von Tag zu Tag mit steigender Ungeduld erwartete; und schon war ihre Ungeduld mit einer sonderbar angenehmen, heimlichen Ängstlichkeit vermischt. . . .

Auch wurde ihrem Gefühl im Hause keineswegs entgegengearbeitet, Madame Tontan merkte die ganze Trivialität in den Äußerungen des Herrn Meyer nicht, sie unterhielt sich gern mit ihm auf französisch, lachte über seine drollige Ausdrucksweise und ließ sich mit Vergnügen von ihm auf eine possenhafte Art die Cour machen. Noch begeisterter war Ludmilla von dem ritterlichen Herrn. Sie kannte seine Gewohnheiten bald, brachte ihm ungebeten die Zigaretten von Popoff in Moskau, die er jeder andern Marke vorzog, und schien mit ihm sogar in einem telepathischen Rapport zu stehen;

wenigstens ahnte sie jedesmal richtig und auf die Stunde genau, wann er ankommen werde.

Daß er schöne Trinkgelder gab, verhehlte sie nicht; auch nicht, daß sie mit dem so unverdient ihr zugeflossenen Gelde sich eine artige Bluse hatte anschaffen können.

Sie pries, wenn sie ihre Herrin frisierte, den Wohltäter in allen Tonarten; und die Herrin, die doch fern davon war, ein Backfischchen zu sein, errötete vor Freude.

Nur die Triumvirn betrieben stillschweigend eine faktiöse Opposition. Freilich war ihnen ihre alte Freundin zu lieb, als daß sie sich ihr ganz entfremdet hätten; sie kamen sogar zu den kleinen Tischgesellschaften, und ein bißchen Widerspruch belebte lediglich die Unterhaltung; ja, Neeren fuhr manchmal im Automobil mit: aber zu der Person des Herrn Meyer verhielten sie sich kalt, zumal auch in Gegenwart seiner Verehrerin.

Sie erachteten es eigentlich als Pflicht, ihr die Augen zu öffnen, doch bot sich dazu leider keine passende Gelegenheit. Nadeshda litt einigermaßen unter dieser Spannung, sie hatte sich schon längst vorgenommen, eine Versöhnung herbeizuführen und hielt zu diesem Behufe ein gemeinsames Mittagessen ohne störende Zeugen für das Zweckmäßigste.

Sie lud Meyer ein, bestellte ein vortreffliches Mahl und ordnete an, daß es auf der sogenannten Aquasse serviert werde. Dabei scheute sie einige Umstände nicht, indem sie auf der schwimmenden Veranda ein Gerüst

anbringen und mit Stoff überhängen ließ, so daß daraus ein längliches Zelt wurde, welches seine offene Seite gegen das Wasser kehrte.

Als dann die Gesellschaft sich in dieser eigenartigen Festhalle vereinigt hatte, zeigte sich, daß die Bedienung mit Schwierigkeiten verknüpft war; es mußten alle verfügbaren Kräfte aufgeboten werden, die dann zwischen dem Wasser und dem Hause eine lange Kette bildeten, durch welche die Schüsseln wie Feuereimer von Hand zu Hand gingen.

Hätte die Musik nicht gefehlt, so hätte man sich auf einem Schützenfeste glauben können; Meyer bemerkte, indem er zwischen den überhängenden Zeltlappen auf den See hinaus sah: „Dolle Idee, auf dem H_2O, wie die Chemiker sagen, einen Festsaal zu bauen. Ich bin schon bei allem möglichen dabei gewesen, habe meine Flosse in manchen Topf gesteckt; aber dies ist mir doch neu. Ich sage, unsere verehrte Wirtin ist ein Genie; oder vielmehr, ein Genie ist nischt dagegen.“

Nadeshda freute sich herzlich über diese Anerkennung, während jeder der Triumvirn ein Gesicht machte, wie eine englische Gouvernante, wenn ihre Schülerin sich ohne Taschentuch schneuzt.

Da die drei dem vierten so ungünstig gesinnt waren, so glich ihr Verhalten gegen ihn einem wohlüberlegten Feldzugsplan, obgleich es nur aus Instinkt, und keineswegs aus Verabredung hervorging. Die Suppenteller waren kaum leer, ein leichter Hauch wehte über das Wasser, der hölzerne Boden ruhte wie auf

Gummi, da wollte Aigl schon wissen, aus welcher glücklichen Stadt Herr Meyer stamme.

Dieser überhörte zuerst die Frage; durch nachdrückliche Wiederholung brachte man dann heraus, daß sein Geist zwar in dem gesamten kultivierten Europa, seine Wiege jedoch in Pillkallen zu Hause sei.

„Was Sie sagen!“ bemerkte Aigl in geheuchelter Verwunderung. „Ich hatte noch nie einen toten Esel und noch nie einen lebendigen Pillkaller gesehen.“

„Den Männern von Pillkallen dürfte an Ihrer Bekanntschaft wenig gelegen sein, sie sind sich selbst genug,“ erwiderte ihm Neeren ernst.

Nadeshda wollte das Gespräch ablenken, aber Herr Meyer ließ ihr nicht die Zeit dazu und verriet ungeschickt, daß er sich seiner entlegenen Vaterstadt schäme. Er meinte, bei den heutigen Verkehrsverhältnissen sei es ein reiner Zufall, wo der Mensch geboren werde, er gehöre ja doch nicht einer armseligen Ortsgemeinde, sondern einer großen Nation an.

Marguelay äußerte sinnend: „Ja, nationale Kultur ist die Voraussetzung —“

„Gewiß,“ fiel ihm der andere, der an ihm einen Bundesgenossen zu haben glaubte, ins Wort: „Nationale Kultur ist die Voraussetzung —“

„Jedoch,“ sprach Marguelay weiter, ohne auf den Zwischenruf zu achten, „jedoch hört das Nationale bei einer gewissen Größe auf. Sowie zwanzigtausend Menschen keine Familie sein würden, selbst wenn sie alle untereinander verwandt wären, so können fünfzig oder

hundert Millionen keine intime nationale Einheit bilden; ihre Kultur wird entweder nicht einheitlich oder nicht intim, und auf keinen Fall original sein."

„O, ihr deutschen Querköpfe," rief Nadeshda ärgerlich dazwischen.

Das Gespräch stockte, die Stimmung blieb unbehaglich.

Madame Tontan fing an, von den Geishas zu reden, die Herr Meyer in ihrem Vaterlande studiert haben sollte.

Auch nahm der alerte Mann schon einen Anlauf, um der Gesellschaft einen verlockenden Bericht aufzutischen, allein van Neeren bemerkte, es tue ihm weh, wenn man in einem christlichen Kreise von solchen Geschöpfen rede, deren Moral mit keiner vorschriftsmäßigen Sittenlehre zu vereinigen sei.

Darauf erging er sich in einer ironischen Sehnsucht nach den verschwundenen romantischen Zeiten. Er beklagte das Niederreißen aller Schranken, zwischen denen der mittelalterliche Mensch wie in einem hübschen Rahmen gelebt habe; besonders tadelte er die gesetzliche Aufhebung der Hörigkeit und der Sklaverei, durch welche der Staat sich mit der Natur in Widerspruch setze.

„Denn wer ist frei?" fuhr er fort. „Ein großer Teil der Bevölkerung ist vermittels eines Amtes an den Staat, oder genauer gesagt, an ein Ministerium gebunden. Diese Menschen müssen in weltlichen Dingen — und neuerdings vielleicht auch in geistlichen — glauben und verkünden, was als Wahrheit vorgeschrieben ist —

der Kommis, der Techniker, darf keine schönere Krawatte tragen als sein Brotherr; der Krämer, wie auch der angeblich unabhängige Künstler hängt vom Publikum ab, das dem einen Preisverschlechterungen, dem andern Qualitätsverschlechterungen aufzwingt — der Landmann auf eigenem Boden, der Schiffer auf seinem eigenen Schiffe ist lediglich der Elemente Knecht — und dafür stehen sie auch auf dem Aussterbeetat. Warum die Sklaverei nicht proklamieren, wenn sie doch faktisch vorhanden ist?“

Madame unterbrach: „Mir scheint, Sie reden in Paradoxen.“

„Ich rede einfach und kindlich, utan svavel och fosfor, wie es meiner Natur entspricht. Aber in der Tat lohnt es sich schwerlich, mir aufmerksam zuzuhören. Das sind ja lauter Selbstverständlichkeiten . . . Der Staat hat seinen Fehler übrigens eingesehen und in der Form des Militärdienstes die Sklaverei partiell wieder eingeführt; nur stören mich die vielen Freigelassenen, die als Zivilanwärter aus diesem Dienste hervorgehen. Überhaupt haben wir zu viel Freigelassene; ein stolzer Herr mag kein Mittelding zwischen seinem adeligen Selbst und der tierisch arbeitenden Masse sehen.“

Nadeshda war politisch im allgemeinen liberal gesinnt, wie es zu ihrer Gutmütigkeit und Vorurteilslosigkeit paßte; Neerens Rede hätte sie daher auch dann geärgert, wenn die persönliche, gegen ihren vierten Gast gerichtete Schärfe in den Worten gemangelt hätte. —

Und nun zeigte sich, daß das Essen auf dem langen

Wege vom Hause her kalt wurde; ein leichter Regen setzte ein, verdarb die Aussicht und die Laune der Bedienenden; alle Hoffnung schien dahin, daß die Stimmung am Tische sich noch erwärmen könne, denn die eigensinnigen Herren entwickelten im Trinken eine beleidigende Mäßigkeit. Hilfesuchend blickte Nadeshda zu der Französin hinüber, aber die hatte auch nur ein leichtes Achselzucken und einen ratlosen Blick. —

Herr Meyer, von seinen weiblichen Hilfskräften verlassen, wehrte sich allein. „Au, oder was beißt mich da!" rief er. „Ich verstehe wohl. Sie sprechen nicht im Ernst, wollen sich über diese alten Scharteken lustig machen. Eigentlich sollte man dergleichen aber auch nicht mal im Spaß äußern. Der böse Schein —"

„Wir meiden ihn, doch meidet er auch uns?" brummte Aigl dazwischen, Grillparzer zitierend.

„Es gibt sogar in unserer Jetztzeit gewisse Leute, die so etwas im Ernst vertreten. Ich denke an Fälle, wo etwa ein bürgerlicher Offizier in ein Garderegiment hineingeraten ist und von seinen adeligen Kameraden so lange gepisackt wird —"

„Sehr richtig," bemerkte van Neeren, langsam und unwiderstehlich, wie eine Maschine in die Rede fallend. „Ein Garderegiment ist ein adeliger Klub. Was hat ein Bürgerlicher da zu suchen? Wenn ein Müller sich in eine Gesellschaft von Schornsteinfegern eindrängen will, geschieht es ihm recht, daß man ihm die Türe weist. Jedem bleibt es unbenommen für seine Person so exklusiv zu sein, wie er mag; statt dessen kapriziert

sich ein jeder darauf die andern zu stören, wenn sie unter sich sein wollen."

„Sie verteidigen den Adel, das begreift sich — in diesem Hause," fügte Meyer sich verbessernd hinzu und sah unverlegen zu der Wirtin hinüber. „Ich hätte ja selber nichts dagegen, wenn ich einen Titel kriegte."

„Gar mancher verhält sich zu seinem Titel, wie ein Hirt zu seiner Herde," murmelte Marguelay, „er führt ihn, aber er besitzt ihn nicht."

Meyer hatte die leise gesprochenen Worte nicht genau verstanden, aber Nadeshda griff sie auf. Sie sagte laut über den Tisch hinweg: „Wie manche Lumpen von königlichem Blute habe ich gekannt! Ich lasse nur einen Adel gelten, den Adel der Persönlichkeit; und so denkt wohl jeder wahrhaft moderne Mensch."

Aigl, der sich schweigsam verhalten hatte, blickte auf und meinte: „Könnten Sie wohl den modernen Menschen definieren, wenn ich Sie frage, was das denn eigentlich ist?"

Auf diese Frage antwortete Meyer, durch der Herrin Hilfsaktion neu gestärkt: „Der moderne Mensch ist der Mensch des Fortschritts, des Verkehrs, der zielbewußte, praktische Mensch —"

„Ja, der praktische Mensch," wiederholte Marguelay mit Betonung, „der praktische Mensch, der die Gebeine seines Vaters auf Superphosphat verarbeitet, der einen Freund nur umarmt in der Hoffnung einen Floh los zu werden —"

Ein heftiger Ruck, halb wie von einer Explosion,

halb wie ein Erdbeben, erschütterte plötzlich die schwimmende Halle. Flaschen und Gläser fielen um, einige Teller glitten vom Tisch; die Stühle kippten, so daß die Daraufsitzenden sich nur durch schnelles Ergreifen des Tisches aufrecht halten konnten, da dieser allein, von verschiedenen Seiten gleichzeitig gezogen, nicht nachgab.

Der Stoß wiederholte sich nicht, und die Gesellschaft erholte sich von ihrem Schrecken; es wurden draußen Stimmen vernehmlich, man stand auf und lüftete das Zeltdach: da wurde ein Segelboot sichtbar, das neugierig dicht an dem rätselhaften Gebäude hatte vorbeifahren wollen und, ungeschickt geführt, zu einer Kollision gekommen war.

Nadeshda beherrschte sich und kränkte die verwirrt sich Entschuldigenden nicht noch durch Vorwürfe.

Inzwischen war auch die Dienerschaft herbeigeeilt, und man untersuchte das Feld der Zerstörung. Das Tischtuch bedurfte einer gründlichen Wäsche, Gläser wie auch Teller waren zerschlagen, der Wein floß durch die Ritzen des Fußbodens in den See. Sonderbarerweise hatten die Kleider nur wenig Schaden gelitten; bloß Aigl, dem es nicht sehr darauf ankam, hätte einige Flecken auf Hemdbrust und weißer Weste; bei näherer Betrachtung zeigte sich dann freilich, daß auch Madame Tontans brauner Sammetrock von einer Flüssigkeit, die nun Wein oder Sauce sein mochte, arg durchtränkt war.

Sie bereitete sich, ins Haus zu gehen. Zugleich blickte Meyer nach der Uhr und erklärte, daß er sich beeilen müsse, um seinen Zug noch zu erreichen.

Wichtige Verbindlichkeiten vorschützend, blieb er gegen Nadeshdas Bitten taub.

So wanderten die zwei davon; die Zurückbleibenden verweilten schweigend in einer unbehaglichen Stimmung.

Nadeshda empfand Kränkung und Zorn so sehr, daß sie mit ihren Tränen kämpfen mußte. „Sie haben meinen Gast vertrieben," wandte sie sich zu den dreien mit lautem Vorwurf. „Ich lasse mir von alten Freunden vieles gefallen; aber das ist — unrecht — das geht über das Maß —"

Die drei Männer verteidigten sich nicht. „Es ist in Ihrem Interesse," sagte Aigl dumpf.

„In meinem Interesse, daß Sie mich vor einem Fremden — blamieren?"

Marguelay erwiderte schnell: „Sie sich blamieren vor dem Menschen?"

Nun wurde Nadeshda doch stutzig, sie fragte nicht mehr im Zorn, sondern fast klagend: „Aber was haben Sie gegen den Herrn? Er ist doch auch mein Freund."

„Aber er ist Ihrer nicht würdig," versetzte Marguelay. „Wäre er ein Hund, so würden Sie ihn nicht behalten; er hat gar keine Rasse. Er ist ordinär wie pfälzischer Tabak —"

„Ja, er ist kein Ästhet!" rief Nadeshda.

„O, er dürfte grob sein und selbst roh; wenn seine Feinheit nur nicht so unfein wäre!"

„Er kann sein, wie er will, das rechtfertigt nicht Ihr Benehmen!"

Auf diese heftige Äußerung erfolgte nicht sogleich eine Antwort. Nach einer kurzen Pause indessen sprach Neeren langsam, jedoch mit einer Wärme im Ton, deren man ihn nicht für fähig gehalten hätte. „Verzeihen Sie, wenn wir Sie gekränkt haben; das war gewiß gegen unser aller Wunsch. Es hat keine böswillige Verabredung stattgefunden, die Verstimmung machte sich ganz von selbst und, ich muß gestehen, auf unpassende Weise Luft. Aber sie entstammt lediglich dem herzlichsten Interesse, das wir an Ihnen nehmen. Sie sind gut und vertrauensvoll, für Sie ist der Umgang mit solchen Menschen gefährlich, deren Wesen dem Hochstaplertum nahe steht; und wir möchten alles tun, Sie davor zu bewahren."

„Wer hat euch zu meinen Vormündern bestellt?" schrie Nadeshda auf. „Ich bin mein eigener Herr und lasse mir das nicht gefallen."

Sie wendete sich heftig ab, schlug das Segeltuch zurück und schritt über die kleine Brücke an Land.

Die drei Männer folgten ihr, sie wünschten die Erregte zu beschwichtigen; allein diese entfernte sich mit hastigen Schritten, jeden Augenblick von einem übermächtigen Weinen bedroht. Und am Strande zeigten die Dienstboten neugierige Gesichter. —

So zogen denn die drei Triumvirn schweigend und verdrießlich auf ihr Kapitol.

Nadeshda aber schloß sich in ihr Schlafzimmer ein, warf sich auf die kleine Ottomane und gab sich einem leidenschaftlichen Weinen hin.

Als sie einigermaßen wieder zu sich gekommen war da zweifelte sie, ob sie all das Unangenehme nur geträumt oder wirklich erlebt habe. Sie fühlte gegen die drei Brüder keinen Zorn mehr, sie meinte nur, diese alten treuen Freunde verlieren zu sollen, es war ihr traurig und schwer ums Herz.

Dann aber mußte sie an Meyer denken, und der Gedanke brannte in ihrem Gemüte. Sie wünschte leidenschaftlich seine Rückkehr, die sie doch auch insgeheim fürchtete, ‚nein,‘ sagte sie sich dann, ‚er ist beleidigt, er wird nie mehr den Fuß über meine Schwelle setzen.‘ Sie glaubte ihm jede äußerste Genugtuung schuldig zu sein, und nahm sich vor, ihn aufzusuchen. . . .

VII.

Früher als es Nadeshda hoffen konnte, stellte sich Herr Meyer ein, nämlich schon am nächsten Tage. Er kam in Frack und Zylinder, und als er vor seine schöne Wirtin trat, hatte seine Miene so viel Feierlichkeit, wie sie eben haben konnte.

Kaum hatte man Platz genommen, so fing er ohne Umschweife zu reden an und rückte mündlich mit dem heraus, was sein Aufzug schon verriet: er machte einen Heiratsantrag.

Nadeshda war, was ihr selten geschah, zuerst verschüchtert, es störte, ja enttäuschte sie, daß er sich nicht einigermaßen gekränkt oder melancholisch zeigte. In ihrer Verfassung hätte er es wahrscheinlich leicht gehabt, sie zu verführen; als er aber — lebhaft und prosaisch zugleich — von der gesetzlichen Heirat sprach, da kam es über ihr Herz wie eine Abkühlung.

Sie wäre sonst um Worte verlegen und völlig in seiner Hand gewesen; so fand sie nach kurzem Zaudern eine lange, etwas unsichere Antwort, aber doch eine Antwort. Sie sprach wie ein altkluges Mädchen von der hohen, unerwarteten Ehre, von ihrer Überraschung, von dem natürlichen Bedenken vor einem Schritt, welcher sich nie zurücktun läßt — um dann weder mit Ja noch mit Nein, immerhin im ganzen günstig — nämlich mit der Bitte um eine Woche Bedenkzeit zu antworten.

Indem sie das Wort aussprach, glaubte sie, ihren Freier verletzt zu haben und erwartete eine dringende Aufforderung, sofort nachzugeben bereit; jedoch er ging auf die Bedingung ohne alles Widerstreben ein, wie ein gefälliger Geschäftsmann, der einem sicheren Kunden gern einen Wechsel prolongiert: er fühlte sich seiner Sache gewiß und gab die Galgenfrist einer Woche großmütig in den Kauf.

Was feierlich sein soll, muß kurz sein, und Herr Meyer dehnte seinen Besuch nicht länger aus, als es das wichtige Geschäft erforderte. Er versprach den definitiven Bescheid sich pünktlich zu holen und entfernte sich mit einem respektvollen Handkuß. . . .

Unterdessen konnten die drei Brüder sich allerlei Gedanken und Reden über jenes verunglückte Diner nicht entschlagen. Sie ärgerten sich einträchtig über Herrn Meyer, welcher die gemütliche Idylle einer nachbarlichen Freundschaft zu stören gekommen war; sie ärgerten sich aber auch über sich selbst. Ihr Auftreten gegen den Eindringling war wenig glücklich gewesen, ja sogar geschmacklos und knabenhaft, wie denn auch das Resultat sie keineswegs mit Stolz erfüllte.

Das gestand und wiederholte ein jeder von ihnen, gleichsam im stillen sich selbst eine nachträgliche Absolution erteilend; und dabei machten sie sich Gedanken über Nadeshda, die nach ihrem übereinstimmenden Urteil mehr Leidenschaft, als man erwarten konnte, verriet. Aigl zitierte brummend seinen Grillparzer:

„Der Wahnsinn, der ein kluges Weib befällt —
Tobt heft'ger als der Torheit wild'stes Rasen; —"

und auch die zwei andern fürchteten, Nadeshda werde sich zu Schritten hinreißen lassen, die auf jeden Fall das einträchtige Zusammenleben vernichten mußten.

Nun kamen sie in ihren Deliberationen am abgeräumten Eßtisch, beim Glase Wein, doch nicht beträchtlich weiter, woraus es sich denn ergab, daß ein jeglicher in seinem Kämmerlein mit dem Überlegen fortfuhr.

Marguelay, als Dichter der Inspiration zugänglich, gelangte dabei wohl am schnellsten vom Fleck. Er dachte gern in druckfähigen Reden und redete sich selber also an: „Jenes friedliche, begehrungslose Zusammenleben

ist nun einmal durch das Eindringen des frechen Weltkindes aufgehoben. Man kann es nicht ganz wieder herstellen, wohl aber annähernd, indem man sich unter den Schutz jener Institution begibt, deren die Auserwählten gerne entraten, weil sie sich davon bedrängt und beengt fühlen; indessen vermag ein hoher Sinn den gemeinen Formen wohl auch höheren Inhalt zu verleihen. Du, Marguelay, bist als Dichter berufen, das nur scheinbar Unvereinliche auszugleichen; tue deine Pflicht und rette, wie ein findiger Dramatiker, die Situation."

Er hatte sich selbst verstanden und gehorchte seiner eigenen Aufforderung. Am nächsten Tage entfernte er sich heimlich von seinen Mitbrüdern und begab sich in die Villa Puschkin.

Nadeshda empfing ihn überrascht, aber freundlich, sie führte ihn in ihr Boudoir, und als er sich versichert hielt, daß keine Späher ihn umlauerten, da fing er an zu reden, und seine Rede wurde zu einem wohlabgerundeten Heiratsantrag. „Es war sonst mein höchstes Bestreben, Sie mir als eine sinnige Freundin zu erhalten," sagte er. „Nun sehe ich aber, daß in dieser Welt ein Verhältnis zwischen zwei Menschen ohne äußere Bande nicht bestehen kann; geben Sie mir die Hand zu einem Bunde, der die reinste Freundschaft heiligt und noch einer weiteren Freundschaft offen bleibt. Sie sollen Ihre Freiheit nicht missen; Sie sollen an mir nur das haben, was ein Fürst an seinem Gefolge hat —"

Nadeshda war innigst gerührt, sie wußte nicht genau warum, aber sie fühlte, daß ihre Augen feucht wurden. Dieser Antrag schien ihr wie eine Bitte um Verzeihung und eine zarte Huldigung, die sie mit ebenso zarter Freundlichkeit erwidern müsse.

So sprach sie denn: „Mein Freund, Sie stehen mir viel zu nahe, als daß ich Sie heiraten könnte; empfangen Sie einen schwesterlichen Kuß wie einen Osterkuß allgemeiner Menschenliebe und bewahren Sie mir jenes reine Gefühl, an welchem ich trotz gelegentlicher Mißverständnisse nie gezweifelt habe.“

Sie hatte sich erhoben, sie schloß ihn in ihre Arme und küßte ihn.

Sonderbarerweise hatte sie keinen Augenblick an ihren halbfertigen Bräutigam gedacht. Marguelay seinerseits war der dargebotenen Lösung froh und meinte, er habe im voraus alles so kommen sehen. Ein paar innige Worte tauschte er mit der schwesterlichen Nachbarin aus, dann kehrte er zurück in das Heim seiner Brüder.

Diesen sprach er von dem Erlebnis nicht, wenn auch seine Miene verriet, daß ihm Erfreuliches begegnet war. —

Inzwischen hatte auch Aigl bei sich nachgedacht. Er meinte: „Die Weiber sind ein schwer zu behandelndes Volk. Sie müssen einen Zaum im Munde haben, sonst laufen sie in die Irre. Ich muß die Nadeshda ins Geschirr bringen, oder sie rennt mir davon. Besser noch, ich degradiere mich zum Kutscher, als daß ich sie aus meinem Stalle lassen muß.“

Er begab sich heimlich in die Villa Puschkin; er wurde in dem Boudoir empfangen, und als er keinen Lauscher um sich sah, hub er zu reden an; zum ersten Male vielleicht, seit Nadeshda ihn kannte, zeigte er eine gewisse Verlegenheit, weshalb er denn Zitate an den Haaren herbeizog, um sich darauf zu stützen wie Schiffbrüchige auf ein schwimmendes Ruder. Er berief sich auf Balzac, welcher sagt: nous ne pardonnons pas plus à un sentiment de s'être montré tout entier, qu'à un homme de ne pas avoir un sou à lui; um Nadeshda dann zu bitten, sie möge dennoch seine Aufrichtigkeit verzeihen, wenn er sie ersuche, das Leben mit ihm teilen zu wollen; viel könne er ja nicht bieten, allein schon Kleist bemerke sehr richtig:

„Es ist der Stümper Sache, nicht die deine,
Des Schicksals höchsten Kranz erringen wollen; —
Du nahmst bis jetzt noch stets, was es dir bot."

Nadeshda war von seinen Eröffnungen nicht besonders erschüttert; aber sie beobachtete nicht ohne Sympathie, wie der sonst oft rücksichtslose Mann gegen eine lähmende innere Keuschheit kämpfen mußte; auch ließ sie ihn nicht länger als irgend nötig reden und lehnte seinen Antrag auf die verbindlichste Art ab, indem sie versicherte, er stehe ihr viel zu nahe, als daß sie ihn heiraten könne; aber sie wolle ihm, wie früher, eine Schwester sein und sich in ihrem innig-treuen Gefühl durch keine Laune und kein zufälliges Mißverständnis beirren lassen. Darauf umarmte und küßte sie ihn und bemerkte froh,

daß er mit erleichtertem Herzen sich auf den Heimweg zu machen bereit war.

Auch van Neeren hatte inzwischen im stillen Kämmerlein über die gestörten Beziehungen zu der Nachbarin gesonnen und zwar mit einer Intensität, die er seinem eigenen Phlegma kaum zugetraut hätte. Er verfiel nun auf einen Plan, den er für sehr originell und geeignet hielt, nicht nur die Nächsten zu verblüffen, sondern künftigen Mißverständnissen wirksam vorzubeugen.

Er begab sich zu Nadeshda; er wurde in dem Boudoir empfangen, und es spielte ein leichtes Lächeln um den Mund der liebenswürdigen Wirtin; er saß ihr gegenüber und fing an zu reden; aber kaum hatte er seine etwas gezwungen ironische Introduktion beendigt, um auf das eigentliche Thema überzugehen, da sagte sie heiter: „Ich stehe Ihnen viel zu nahe, um Ihre Frau sein zu können; lassen Sie sich umarmen und betrachten Sie mich für immer als eine treue liebende Schwester."

Er war zuerst betroffen und dann hocherfreut, weil im Moment der Ausführung ihn Zweifel an seinem gewagten Unternehmen ergriffen hatten, hauptsächlich aber, weil er nicht nur sich, sondern auch die Dame als einen außerordentlich scharfen Geist erkannte. Mit unglaublicher Feinheit mußte er im voraus angedeutet haben, was er später mit groben Worten hätte sagen sollen; sie aber hatte die zarte Andeutung sofort begriffen und ihm den pathetischen Teil seiner Rede erspart.

So ging er denn wohlzufrieden heim; und die

drei, die vor kurzem miteinander ein Gesicht gemacht hatten, wie Bauern an Regentagen zur Erntezeit, lächelten still vor sich hin, wie Primaner, die einen Liebesbrief in der Tasche tragen.

Da indessen ein jeder seine Gehobenheit aufs beste zu verheimlichen glaubte, so merkte er auch die seiner Genossen nicht; sie schwiegen über das, was sie, ein jeglicher für sich, erfahren, und meinten nur insgesamt, Nadeshda Bachini sei doch eine verständige Frau, und werde auf die Dauer sich stets zu den würdigeren Männern halten. —

Nadeshda war viel zu gutmütig, um Körbe mit Vergnügen auszuteilen; aber auch sie zeigte jetzt wieder eine glückliche Miene. Sie hielt nämlich die drei Heiratsanträge für eine abgekartete Sache und erblickte einen tiefen Sinn in dem kindischen Spiel; so mußte sie denn auch ihr eigenes Benehmen nachträglich auf das höchste billigen. Sie meinte, nun werde alles wieder gut werden, obwohl sie nur bei absichtlicher Überlegung sich ihres Bräutigams erinnerte.

Dessen Wartezeit war inzwischen abgelaufen, und ehe Nadeshda sich's versah, stellte er sich ein, die reife Frucht zu pflücken; wieder in korrektester Balltoilette und mit einem ungeheuren Blumenstrauß versehen.

Seine Zukünftige hatte die Bedenkzeit gar nicht zur Überlegung ausgenützt und daher auf keine neuen Bedenken verfallen können; so gab sie denn ihrem Partner die Hand zum ewigen Bunde, wie sie etwa ihre Hand ihm zum Tanze gereicht haben würde.

Madame erstattete die erste Gratulation; eine Flasche Champagner wurde aus dem Keller geholt; und in diesem Augenblicke erschienen — die drei Brüder.

Van Neeren hatte seinen Genossen die Notwendigkeit einer diplomatischen Staatsvisite dargelegt und sich ihnen als introducteur des ambassadeurs empfohlen; Marguelay stimmte ihm zu, indem er sich jedoch selbst zu der diplomatischen Führerrolle bereit erklärte; Aigl dachte wie die beiden andern und meinte nur, er gehöre an die Spitze der Kolonne. —

Sie fanden niemand an der Türe und komplimentierten sich gegenseitig durch verschiedene leere Räume bis in das Eßzimmer, wo sie denn zu ihrer Verwunderung die ganze Hausbewohnerschaft plus Herrn Meyer und eine Flasche Champagner versammelt trafen.

Als Nadeshda der drei ansichtig wurde, eilte sie sogleich ihnen entgegen, schüttelte ihnen heftig die Hand, dankte ihnen für ihre wohlgemeinte, so äußerst prompte Gratulation und versicherte, sie habe wohl ihre so seltsam verschleierte Meinung verstanden, werde auch dafür sorgen, daß in ihrem engen Kreise alles unverändert bleibe, nur daß der Kreis sich um eine sehr liebenswürdige Person erweitere.

Die drei hatten, ehe sie es verhindern konnten, Champagnergläser in den Händen; auf einen energischen Wink Nadeshdas trat der Bräutigam, ebenfalls mit einem Glase bewaffnet, zu ihnen, und nach ihrer Anweisung trank er mit den dreien Brüderschaft, die er auf alte deutsche Art mit Umarmung und Kuß besiegelte.

Längere Gesichter konnte es nicht leicht geben, als die der überraschten Triumvirn; Doktor Aigl brummte fast unhörbar durch die Zähne: „Wie Scheerbart sagt:

Urplötzlich aber begriffen wir nichts —
Und mußten alles Denken lassen."

Indessen grade das Unerwartete und Wunderliche rettete die Situation; man fühlte sich wie in einer Komödie, als Zuschauer und Schauspieler zugleich, man untersuchte den Zusammenhang der Dinge so wenig, als ob irgend ein unbekannter Dichter ihn sich ausgeheckt hätte …

So war Nadeshda denn nun unwidersprechlich verlobt, es herrschte Freude im Hause, wie bei der Rückkehr eines verlorenen Sohnes, vorzüglich aber bei Madame und Ludmilla. Diese letztere hatte schon ein Geschenk erhalten, nämlich einen bescheidenen Fingerring, von echtem Golde, wie der Geber ihr, von vergoldetem Silber, wie er der Herrin sagte. Seitdem schien die hübsche, dunkelhaarige Person mehr fast noch als früher auf ihr Äußeres acht zu geben; sie trug das Haar anders, und ihre Blusen wurden jeden Tag schöner.

Madame hatte, wenn auch noch kein Geschenk, so doch das Versprechen einer wundervollen Überraschung; am wenigsten glücklich war bedauerlicherweise die Braut.

Seit ihrer Verlobung sah sie nämlich — sonderbar genug — Herrn Meyer plötzlich mit ganz anderen Augen, wenn ihr das auch nur allmählich bewußt wurde.

Dabei verhielt sich Herr Meyer doch außerordentlich korrekt. Er schickte täglich Blumen und kam beinahe

täglich selber, wobei er sich meistens auf kurze Visiten zur Visitenzeit beschränkte; er war gegen die drei Freunde zu deren heimlichem Ärger höflich und herzlich, als hätte er ihnen nichts nachzutragen und als hätten sie nicht Lust, ihn jeden Augenblick aufs neue zu verhansen.

Manchmal, wenn ihn seine angeblichen oder tatsächlichen Geschäfte nicht hinderten, blieb er auch lange, ja, bis in die späte Nacht, wo kein Zug mehr ging, und fand, alle passende oder unpassende Gastfreundschaft ablehnend, immer ein Unterkommen in einem Wirtshause des Landes.

Im Verkehr mit seiner Braut zeigte er sich respektvoll aufmerksam und vermied alle Zärtlichkeit, welche die deutsche Sitte ihm erlaubt hätte; sogar vermied er es ohne Zeuge mit ihr zu sein: dennoch hatte sie von ihm den Eindruck einer unangenehmen Zudringlichkeit.

Und das alles, obgleich er sich auch in seinen Reden keine Frivolität herausnahm, die durch Äußerungen Aigls oder Marguelays nicht hundertmal überboten worden wäre; seine Art schien Nadeshda schamlos und frech, und es half nichts, daß er mit gewissen moralischen Prinzipien paradierte: sie mochte Menschen, die häufig von der Moral, wie solche, die zu oft von ihrer Verdauung sprechen, nicht.

Auch mißfiel es ihr, trotz ihrer sorglos unbekümmerten Art, ihrer ‚breiten Natur‘, daß er sich in der Villa Puschkin gab, als wäre er daheim; er war mit den Dienstboten nicht grob, aber äußerst familiär; er

drehte an allen Ecken und Enden das elektrische Licht aus, das man zu verschwenderisch brennen lasse.

Die burschikose Trivialität seiner Sprache hatte Nadeshda früher nicht gewahr werden wollen; jetzt wurde sie ihr mit einem Male unerträglich. Ja, als sei es all der unerfreulichen Entdeckungen noch nicht genug, so mußte sie nun plötzlich einen peinlichen körperlichen Widerwillen gegen ihn empfinden, welcher ihr, die doch schon durch eine Ehe gegangen war, für die Zukunft nichts Gutes verhieß.

Im Grunde ihres Herzens begann sie schon die Freiheit als das höchste Gut zu verehren; indessen bezwang sie sich tapfer, verhielt sich durchaus korrekt und möglichst freundlich und drängte, um die Brücken hinter sich selbst abzubrechen, auf eine baldige Hochzeit.

Gegen eine solche hatte der Auserkorene nichts einzuwenden, wie er denn auch um seine Papiere täglich zu schreiben versprach; aber mit den vorbereitenden Handlungen zögerte er noch. Er zeigte nicht das geringste Verlangen, Nadeshdas Verwandte kennen zu lernen, und war auch, ihre berechtigte Neugier zu befriedigen, wenig geneigt. Er wünschte eine kleine Hochzeit und eine große Hochzeitsreise, über alle anderen Pläne sprach er nicht; immerhin hatte er seiner Braut schönes Geschmeide verehrt und Madame Tontan einen wertvollen Schmuck.

Die Verlobungskarten waren in stattlicher Auflage gedruckt und versendet worden, und die entsprechenden Gratulationen liefen allmählich ein; da hielt es denn

Nadeshda doch für nötig, daß man wenigstens in München einige Visiten mache. Der Bräutigam zeigte sich von dieser Notwendigkeit weniger überzeugt, er zauderte und tändelte, mußte aber endlich in Ermangelung einer passenden Ausrede nachgeben.

Die Exkursion war auf zwei Tage bemessen, während welcher Nadeshda und Madame im Hotel logierten; es wurden Bestellungen und Einkäufe gemacht, und in den vorgeschriebenen Stunden fuhr das Brautpaar auf Visiten.

Am ersten Tage ging alles recht gut, am zweiten aber ereignete sich ein Unfall. Nadeshda trat mit ihrem Bräutigam, der sie abgeholt hatte, eben von dem Hotel auf die Straße; da stürzte eine Frauensperson ihr entgegen und schleuderte eine Flüssigkeit gegen sie.

Die Überfallene fühlte weder eine Berührung noch einen Schmerz und wollte sich bloß über das Gebaren der Unbekannten höchlich wundern; aber schon hatte ihr Verlobter sie zurückgerissen in das Hotel, sich ängstlich um sie bemüht und ihr besorgt zugesprochen.

Es zeigte sich, daß der einzige Verwundete Nadeshdas schöner, neuer Rock war, der an einzelnen Stellen sich langsam in nichts auflöste; sie selbst ging eilig auf ihr Zimmer und kleidete sich schnell um.

Vor dem Hotel war unterdessen ein Auflauf entstanden; man verhaftete die aggressive Person und führte sie ab.

Mit etwas wirren Gefühlen reiste Nadeshda nach Hause. Sie mußte sich wohl denken, was auch Madame

andeutete, daß zu dem Angriffe weniger sie als ihr Verlobter die Ursache gewesen sei; jedoch lehnte sie es in ihrer Art Ritterlichkeit ab, mit irgend jemand über den Vorfall zu sprechen, ging auch nicht auf die bedauernden und halb entschuldigenden Äußerungen Meyers ein. —

Langweilige Wochen folgten; Nadeshda litt an Verstimmung, oft auch an Migräne, und blieb stunden- ja tagelang in ihrem Zimmer, sogar bat sie den Bräutigam seltener zu kommen, denn seine Besuche waren ihr nun stets eine Qual, wie sehr sie sich zusammennahm. Hin und wieder ging sie zu den Brüdern, die wohl ihren innern Zustand ahnten; man redete dann über fernabliegende Dinge, und das heiterte sie noch am ehesten auf.

Unterdessen hatte die Justiz eine fieberhafte Tätigkeit entfaltet, und bevor der gleiche Mond wiedergekehrt war, fand die sühnende Verhandlung vor den Schranken des Strafgerichtes statt.

Nadeshda Bachini und Herr Meyer wurden zur Zeugenschaft geladen, obwohl ihnen das mehr leid als lieb war; sie hatten sich stillschweigend vorgenommen, der Sache, so viel möglich, einen harmlosen Anstrich zu geben.

Die Bezichtigte trat an dem Orte der Verdammnis keineswegs frech, sondern zurückhaltend und bescheiden auf und erwarb sich dadurch sowohl bei den unbeteiligten Zuschauern wie auch bei ihrem eigenen Opfer eine entschiedene Sympathie. Sie gestand, aus Eifersucht gehandelt zu haben, brachte aber ihre Beschwerde gegen

den heiratslustigen Herrn Meyer nur zögernd, unbestimmt und in allgemeinen Redewendungen vor; gegen die Dame empfinde sie keinen Haß, habe auch nur erschrecken, nicht verletzen wollen.

Nadeshda wurde diskret befragt; sie äußerte sich, von allem Schuldbewußtsein frei, sehr versöhnlich; an dem Rock sei übrigens nichts mehr zu verderben gewesen, er habe kein besseres Schicksal verdient, als daß man ihn mit Vitriolöl bespritze.

Die milde Stimmung bemächtigte sich denn auch der unerbittlichen Richter: sie einigten sich auf das Reat des groben Unfugs und auf eine mäßige Geldstrafe.

Nachdem die unangenehme Affäre so gut abgelaufen, atmete Nadeshda auf; ihr war, als wenn ihr eine Last vom Herzen und eine drückende Verpflichtung gegen ihren Verlobten von der Seele genommen wäre.

Allein sie triumphierte zu früh. Der Zwischenfall, der sonst unbemerkt hätte bleiben können, machte nun infolge der Gerichtsverhandlung bedeutendes Aufsehen; Nadeshda mußte das aufs peinlichste erfahren. Ihre Ruhe wurde durch allerlei Briefe gestört; Unbekannte und Ungenannte schrieben ihr bald in drohendem, bald in freundschaftlich warnendem Tone über ihren Bräutigam und zumal über sein Verhalten zu dem bedauernswerten Mädchen, das von der Verzweiflung am Ende zu einer Gesetzwidrigkeit getrieben worden sei.

Sie wollte hoffärtig über die Verleumdung hinweggehen, aber sie konnte nicht, eine Ahnung, die sie nicht zu bekämpfen vermochte, sagte ihr, sie habe alles so

10*

vorausgesehen; und wenn sie die höhnischen Andeutungen über ihren Bräutigam las, glaubte sie, sich an etwas halb Vergessenes zu erinnern.

Zur Not hätte sie sich alles das noch aus dem Kopfe schlagen können, wäre nicht ihre unglückliche Angreiferin gewesen. Sie hatte für das hübsche, bescheidene und leidenschaftliche Mädchen eine lebhafte Sympathie gefaßt, eine Art Liebe, und schon einen Augenblick beabsichtigt, ihre gewinnende Gegnerin aufzusuchen.

Daß diese den ungetreuen Liebhaber in der Verhandlung schonte, hatte sie sogleich bemerkt, um so überzeugender waren ihr nunmehr die argen Anklagen, die anonyme Briefe an Stelle der schweigend Gekränkten erhoben. Aus seiner Untreue hätte sie dem Manne kaum einen Vorwurf gemacht, aber es beleidigte sie, daß er auf so schäbige Art untreu war. Er hätte ruhig mit ihr über das Vergangene sprechen, ja sich nach den verflossenen schönen Stunden zurücksehnen dürfen, aber er hätte von der andern einen franken, offenen Abschied nehmen sollen, und sie, Nadeshda, hätte jener gern die Hand gereicht.

Statt dessen merkte sie, daß er vor ihr log. Er verleugnete das Mädchen, das sich ihm hingegeben, nachdem er sich um jede billige Entschädigung gedrückt hatte, er sprach heuchlerisch von Erpressertum, tadelte sogar die Milde des Gerichts. Ein Ekel überkam sie bei solchen Äußerungen, und sie brach das Gespräch dann schnell ab; aber eine bittere Empfindung blieb ihr dauernd in der Seele, der Bräutigam wurde ihr wider-

wärtig, ja verhaßt; sie sehnte sich von ihm los und war zum Aufgeben des Verlöbnisses entschlossen, nur daß eine ihr selbst unbegreifliche Schwäche stets wieder den entscheidenden Schritt verhinderte.

Während sie noch mit sich kämpfte, brachte man ihr einmal einen kurzen Brief; der Schreiber bat sie darin um Auskunft über die Zahlungsfähigkeit und die geschäftlichen Verhältnisse Meyers, da dieser sie als Referenz angegeben habe.

Mochte diese Mitteilung auch im Vergleich zu anderen harmlos sein, so traf sie doch Nadeshda mit einer sonderbaren Gewalt. Sie fühlte sich von einem zitternden Zorn ergriffen; ohne sich zu bedenken, ging sie an ihren Schreibtisch und schrieb ihrem Bräutigam den Absagebrief . . .

Nach drei Tagen traf die Antwort ein. Der Bräutigam bemerkte, er habe den Brief nach einer kurzen geschäftlichen Abwesenheit vorgefunden; den, wie er meinte, übereilten Schritt bedauerte er im Interesse Nadeshdas, denn er selbst werde immer noch eine gute Partie finden; im übrigen wünschte er ihr für die Zukunft alles Heil . . .

VIII.

Nadeshda war sehr zufrieden mit sich, als sie gegen den Willen Madame Tontans ihre Entlobung durchge-

setzt hatte, sie fühlte sich wie neu geboren; nun hatte sie wieder Freude an ihren Büchern, ihrem Garten, der Umgebung; sie sprach und scherzte viel bei Tisch, das Vergangene war wie in einer Versenkung ihres Herzens versunken, sie blickte auf ihre Brautschaft und auf ihren verflossenen Bräutigam ohne Haß und Reue, wie auf eine ferne Erinnerung, so daß sie unbefangen von ihm reden und sich über seine Talmieleganz belustigen konnte.

Ein kurzer Ärger traf sie in dieser zufriedenen Stimmung: Ludmilla erklärte, weggehen zu wollen. Keine Warnung, kein Drohen mit zukünftiger bitterer Enttäuschung hielt sie ab, und wenn man sie fragte, warum sie fort wolle, antwortete sie nur, sie habe eine gute Stelle in Aussicht.

Nadeshda entbehrte die hübsche, gewandte Person ungern, obwohl sie ihr manchmal lästig wurde; es kränkte sie, daß jene, die bittend gekommen war, mit einer Art von Triumph das Haus verließ und bei Fremden einen bessern Platz gefunden zu haben behauptete.

Indessen, da man sie nicht halten konnte, mußte man sie mit ihren Locken und ihren Blusen ziehen lassen —

Nadeshda suchte die Nachbarn fleißig auf, oder lud sie zu sich ein, es war wieder ganz das alte gemütliche Verhältnis, und die treue Schwester mußte lächeln, wenn sie daran dachte, daß sie allen dreien eine Gattin hatte sein sollen.

Sie sprachen miteinander über Herrn Meyer nicht viel, aber wenn es geschah, mit heiterer Unbefangenheit.

„Freuen wir uns, daß alles so gut abgelaufen ist,“ bemerkte Aigl. ‚Die Elemente brauchen's nicht zu künden — daß die Natur vor Zorn im Tiefsten fiebert,‘ wie Hebbel sagt; aber ich sage Ihnen, die Natur hätte gezürnt, wenn Sie den Menschen geheiratet hätten.“

Im übrigen beurteilte man Herrn Meyer, nun da er nicht mehr schaden konnte, mit anständiger Nachsicht; van Neeren meinte, seine Art sei freilich vulgär, aber eben darum entspreche sie der durchschnittlichen Menschlichkeit, und man dürfe ihm keinen besonderen Vorwurf daraus machen; die Majorität der Zeitgenossen denke und empfinde wie er, wenn auch vielfach in etwas anderen Formen.

„Ja, ja,“ brummte Aigl; und er zitierte Goethe: „Wegen der Majorität haben wir ganz eigene Gedanken: wir lassen sie gelten im notwendigen Weltlauf, im höheren Sinne aber haben wir nicht viel Zutrauen auf sie.“

Er ging dann noch auf die Zweigroschenskepsis dieser welterfahrenen, unternehmenden Leute über, um mit Hölderlin zu sagen: „An das Göttliche glauben — die allein, die es selber sind.“ Aber Nadeshda bat um Gnade, und so schloß er denn die Diskussion über Herrn Meyer sowie die Kolonne seiner Lesefrüchte mit dem Shakespeareschen Wort: „Gott hat ihn geschaffen, darum wollen wir ihn für einen Menschen passieren lassen.“

Auf diesen Moment hatte Marguelay indessen gewartet, um die Zwillingsgeburt vorzuzeigen, die sich seinem Geiste seit wenigen Stunden entwunden hatte. „Wenn ein Erlebnis unmittelbar auf einen literarischen

Plan führt, so soll man den Plan auch sofort ausarbeiten," sprach er, „denn auf solche Weise ist Hoffnung, daß man etwas Lebendiges leicht zur Welt bringt. Ich werde daher meine Abneigung gegen das Tintenfaß überwinden und mich sofort an die Ausgestaltung meiner Pläne begeben; nur wäre mir gleich im Anfang Ihr Rat erwünscht, und haben die Herrschaften nichts dagegen, so setze ich Ihnen in zwei Worten die Sache auseinander."

Nadeshda äußerte eine Neugierde, die, wenn aufrichtig, doch nicht sehr dringend war; und der Dichter begann: „Der glänzende, wiewohl vergängliche Erfolg fällt nicht dem Talent, sondern der unbegabten Dreistigkeit zu. Das ist das Thema jener zwei Komödien, von denen ich die erste den Nordpolfahrer nennen möchte. — Ein leichtfertiger, geistloser Projektenmacher denkt sich einen ganz willkürlichen Plan aus, den Nordpol zu erreichen. Er ist frech genug, darüber ein paar öffentliche Vorträge zu halten und erregt, was er selbst zu hoffen sich nicht getraute, ein ungeheures Aufsehen. Man errichtet Komitees, druckt Prospekte und sammelt Gelder für eine Expedition, an deren Spitze er stehen soll. Alle Eitelkeiten und Geschäftsinteressen drängen sich vor. Der Name des Nordpolfahrers wird eine geschätzte Fabrikmarke und teuer bezahlt, er prangt auf Pelz- und Wäschestücken, auf Gummiwaren und Schokoladetabletten; Tabakverkäufer, Haarschneider und Dichter bemächtigen sich seiner. Zu der Expedition kommt es gar nicht, die Vorbereitungen verlaufen im Sande, aber die

Gesellschaft hat ihren Begeisterungsrausch gehabt, die smarten Geschäftsleute haben verdient, der Held ist berühmt geworden und der verhätschelte Gatte einer vornehmen Frau; kurz, all der Segen ist eingetroffen, der einem ehrlichen Erfinder so selten zuteil wird."

„Das ist ganz lustig," sagte Nadeshda. „Trotzdem kann ich mir diese Geschichte nicht grade in der Form eines Lustspieles vorstellen, ohne daß ich recht wüßte, warum."

„Weil sich schwer eine bewegte und konzentrierte Handlung herausbringen ließe," fiel van Neeren beistimmend ein. „Man müßte eine nicht zu lange, ironische Novelle daraus machen. Das könnte dann allerdings ein Kabinettstück werden."

„Und Nummer zwei?" fragte Aigl.

„Es hat sich ein großes, industrielles Kartell gebildet, dessen Leitung, die natürlich dem wichtigsten Fabrikanten zugedacht war, auf irgend eine Weise in die Hände eines jungen Toren gerät. Dieser begeht nun alle geschäftlichen Fehler, die in dem Falle überhaupt möglich sind; aber alle Warnungen straft der Erfolg Lügen, denn die Fülle der Macht ist so groß, daß es überhaupt keinen Fehlschlag geben kann. Der junge Tor wird zu einem schwindelnden Erfolg geführt, er wird als Napoleonsnatur verehrt und gepriesen —"

„Er findet natürlich auch seine Marie Luise —" fiel Aigl ein.

„Dieser Plan gefällt mir noch besser, als der vorhergehende," meinte Nadeshda. „Sie müssen die Sache

nur wahnsinnig übertrieben darstellen, sonst nehmen am Ende die Leute ihren Helden für ernst."

Und Aigl bestätigte: „Ja, es hält schwer, daß das Publikum die Absicht merkt. Wenn Sie dergleichen schreiben wollen, so beachten sie, daß es gar nicht grotesk genug sein kann. Streben Sie nicht nach Feinheit, sondern wählen Sie sich als Motto zu Ihrem Werke die Worte Grillparzers:

> Der Scherz, so plump er ist,
> Ist fein genug für etwas plumpe Leute."

Sie kamen dann auf Satire im allgemeinen, die in unserer Zeit so kümmerlich gedeihe und fast ganz in die unpersönliche Witzelei der sogenannten Witzblätter verpulvert sei.

„Man muß zwischen pathetischer und ironischer Satire unterscheiden, zwischen Juvenal und Swift," lehrte Marguelay. „Die erstere hat wenig Raum zu ihrer Entfaltung, weil Staatsanwalt und Gesellschaft sie nicht dulden. Und allerdings, die entrüstete Satire wird meist zum Pamphlet. Ein Swift steht mit seiner scheinbaren Temperamentlosigkeit höher, sowohl literarisch, als was die guten Manieren betrifft. Der Zensur ist er immer überlegen, er wird nämlich in seinen Andeutungen stets versteckter und feiner, und wenn der Kreis der Verstehenden zugleich eng wird, so wird das Verstehen doch zu einem unvergleichlichen Genuß. Ja sogar ein Opfer der Satire kann durch den ästhetischen Genuß für den persönlichen Angriff so entschädigt werden, daß er den Angriff ganz vergißt."

Van Neeren versetzte: „Ich bin noch nie einem tüchtigen Satiriker in die Hände geraten, aber ich denke mir, das muß ein eigentümliches Gefühl sein, ein grausiges Kitzeln, so etwa, wie es ein mit Honig bestrichener Mann empfindet, den ein Bär ableckt — Sie wissen, im Mittelalter waren solche Scherze nicht unbeliebt."

„Satire ist die gesündeste literarische Kost," sagte Aigl. „Sie stärkt den Charakter. So hat Clément die Muskelkraft eines Menschen um das Vierfache erhöht, indem er ihm die ätzende Ameisensäure eingab. — Nur sei sie scharf, durch Verdünnung wird sie gefährlicher, so wie konzentrierte Salpetersäure in eisernen Gefäßen verschickt werden kann, die von verdünnter in wenigen Minuten aufgelöst sein würden."

Nadeshda wunderte sich im stillen, daß Aigl nicht vor allem ein literarischer Verehrer der genialen Grobheit sei, da er — wenn auch auf etwas andere Art als sie selbst — im Leben eine unbekümmerte Offenherzigkeit liebte und übte.

Und sie wunderte sich fast noch mehr, als er Neerens ferneren Reden über den zeitgenössischen Mangel an Ironie nicht widersprach. Dieser blonde, eigenwillige Germane äußerte sich nämlich bitter über unsere gesellschaftliche Formlosigkeit und literarische Zwanglosigkeit, die er im üblen Sinne demokratisch nannte. Denn der Geist komme dabei zu kurz, indem alles ohne Kunst gesagt und ebenso aufgenommen werde, also jener feinere intellektuelle Verkehr ganz ausgestorben sei, der mit Wechseln und nicht mit barer Münze handelt. Man

dürfe eine Sache nur sagen oder nicht sagen, gleichgültig auf welche Art; wohingegen der höher kultivierte Mensch sich gern Beschränkungen für das Wie, aber keine für das Was seiner Meinungsäußerungen gefallen lasse. Auch wisse man heutzutage bei so auffälligem Mangel an Unabhängigkeitssinn gar nicht mehr zu schmeicheln, wie das Nietzsche schon treffend bemerkt habe.

„Wer mit Geschmack schmeichelt," fuhr van Neeren fort, „läßt es sich angelegen sein, sichtlich zu übertreiben, womit er seine Selbstachtung und diejenige des Gefeierten ehrt; durch solche Ironie wird der preisenden Unterwerfung all das Interessierte, das Plump-hündische benommen. Ein jeder weiß, wenn die Schmeichelei mit genügender Übertreibung legiert ist, daß es etwas abzuziehen gilt; man kann daher immer zustimmen und doch über das Maß der verdienten Huldigung sehr verschiedener Meinung sein."

An solchen Gesprächen nahm Nadeshda mit innerlichstem Vergnügen teil; sie freute sich ihrer klugen Freunde und glaubte, niemals habe sie etwas anderes als eine solche zurückgezogene, geistig angeregte Geselligkeit begehrt; alles, was in der letzten Zeit geschehen war, sie davon abzulenken, betrachtete sie wie einen zusammenhangslosen, halbvergessenen Traum.

Sie las jetzt viel und bat sich allerlei seltenere Bücher von Aigl aus; ihrerseits konnte sie manche französischen Werke zu ihm hinüber schicken, die er noch nicht kannte. Ihre natürliche Wißbegierde verschaffte ihr manche angenehme Stunde, und im ganzen war sie

so ruhig, schweigsam und stillvergnügt, daß Madame dazu mehr als einmal besorgt den Kopf schüttelte. —

Nun ist es vielleicht für die Erziehung des weiblichen Geschlechtes ein Glück, daß Moden wechseln und alte Kleider sich abtragen. Nadeshda zögerte einige Zeit von einem Tag zum andern; dann aber bestellte sie mit einem plötzlichen Entschlusse den Wagen und fuhr, mit ihrem Notizbuch, aber ohne Madame, in die große Stadt.

Sie erledigte einen Teil ihrer Besorgungen am Vormittag; zufrieden mit ihrem Eifer ging sie dann in ein gutes Restaurant, um sich bei dem wohlverdienten Frühstück auszuruhen. Kaum saß sie an ihrem Tisch, so bemerkte sie, daß eine andere einzelne Dame in den noch ziemlich leeren Saal trat; sie blickte scharf hin und erkannte — ihre frühere Zofe Ludmilla.

Die hübsche Person strahlte von Leben und Gesundheit; was aber noch mehr auffiel, war ihre Toilette. Kleid und Hut mit ihrem Ausputz, dazu auch Schuhe, Handschuhe und Sonnenschirm waren von der auserlesensten Pracht, von einer raffinierten, kostspieligen Einfachheit, so daß nur Kenneraugen ihren ganzen Wert sogleich ermessen konnten.

Ludmilla hatte ihre frühere Herrin nicht gewahrt oder nicht erkennen wollen; sie setzte sich an einen kleinen Tisch, bestellte Kaviar und ein Glas Madeira, verzehrte dieses konzentrierte Frühstück ziemlich schnell, zahlte und ging ihrer Wege.

Ein maßloses Erstaunen aber hatte die Beob-

achterin erfaßt. Nadeshda war nicht naiv genug, um zu glauben, daß diese Herrlichkeit anders als mit den allerpersönlichsten Diensten erkauft sein könnte; und in ihrer Weitherzigkeit hätte sie wohlwollend gelächelt, wenn diese verblüffende Metamorphose nicht eben ihre ehemalige Hausgenossin betroffen hätte. Nicht nur einen heimlichen Liebhaber hätte sie der gegönnt, sondern mit Vergnügen zehn; doch wider diese allzu glänzende erotische Karriere empörte sie sich. Sie selbst erschien sich kompromittiert; sie ärgerte sich moralisch über das Laster, und dann hatte sie doch auch eine uneingestandene Empfindung, die einigermaßen dem Neide glich.

Statt in behaglicher Ruhe verzehrte sie daher ihr wohlzubereitetes Frühstück in unerfreulicher Aufregung und verzichtete auf den Kaffee; dann ging sie an ihre unerledigten Besorgungen, war aber nur mit halbem Herzen dabei und kam denn auch lange nicht so schnell vorwärts wie am Vormittag.

Als sie abends daheim beim Tee saß, bemerkte Madame zu ihr: „Sie scheinen müde, meine Liebe!" Und Nadeshda heuchelte eine bloß körperliche Müdigkeit, sie wollte vor der redseligen Französin nicht gern erwähnen, was ihr passiert sei.

Am andern Tage traf sie Aigl und berichtete ihm das Abenteuer in heller Entrüstung.

Er hörte sie unverwundert an und bemerkte, nachdem sie ausgeredet hatte: „Ich wußte das wohl; ich weiß auch, wer der generöse Liebhaber ist."

Kaum war ihm das Wort entschlüpft, so hätte er

es gern zurückgenommen; Nadeschda hörte keineswegs, wie er hoffte, darüber hinweg, sondern wollte durchaus wissen, wes Geistes Kind der splendide Herr sei.

Zuerst wandte und drehte sich Aigl ein bißchen; da er aber sah, daß sein Schweigen um eine Minute zu spät kam, so rückte er mit der Wahrheit heraus und sprach: „Es ist absolut kein Grund, daß Sie sich darüber ärgern; ich meinerseits habe von dem Betreffenden nichts anderes erwartet."

Nadeschda verstand die Andeutung, sie geriet in heftigen Zorn und äußerte ihn gegen das ganze männliche Geschlecht.

Der Doktor verteidigte seine männlichen Brüder nicht und fehlte nur dadurch, daß er sich nicht hinreichend zerknirscht zeigte; das aber genügte zur Verurteilung, so daß Nadeschda ihm den Rücken kehrte und ihm zum Abschiedsgruß zurief: „Ihr Männer seid alle Ekel; und Sie sind auch nicht anders als die andern —"

Nun verharrte sie in einer dauernden Verstimmung. Sie hatte keine Lust zu lesen oder an ernsthafte Dinge zu denken; sie hatte des ärgerliche Gefühl einer Lücke in ihrem Leben und meinte, das sei der Mangel eines angemessenen weiblichen Verkehrs, Madame Tontan allein genüge ihr nicht. Sie überlegte schon, wie sie sich einen solchen verschaffen könne, fand aber dann keinen gangbaren Weg, außer durch die Gesellschaft, die sie verabscheute.

Schon dachte sie an eine Reise mit ihren unberechenbaren, vielleicht glücklichen Zufällen, — da erhielt sie ganz unerwartet einen Brief, der ihr wie ein Wink

des Himmels erschien. Der Brief kam von einer früheren Gesellschafterin, die sich wenige Monate vor ihr verheiratet hatte. Mehrere Jahre hatte sie im Hause von Nadeshdas Eltern geweilt, ein vielseitig gebildetes Fräulein, aber keineswegs als Lehrerin, sondern nur als Gespielin, Tochter und Schwester gleichsam.

Als junge Frauen hatten die beiden noch einige Briefe gewechselt, aber dann infolge ihrer verschiedenen Lebensschicksale sich aus dem Gesicht verloren. Fräulein Albertina, oder Tina, wie man sie vertraulich hieß, war eine geborne Schweizerin. Sie hatte einen Landsmann, Herrn Büchly geheiratet, einen kleinen, immerhin wohlhabenden Fabrikanten. Schon lange war sie nicht mehr aus ihrem Örtchen gekommen; nun sollte sie auf den Rat der Ärzte eine Reise zur Zerstreuung und zur Auffrischung ihrer Nerven machen; sie hatte München als erste Aufenthaltsstation gewählt und fragte bei Nadeshda an, ob sich ein Zusammentreffen ermöglichen ließe.

Nadeshda setzte sich hin, verfaßte einen langen, herzlichen Brief, lud die Erholungsbedürftige ein, bei ihr zu wohnen und den Besuch recht weit auszudehnen; für ihre Nerven und für alles, was sie wünschen könne, werde aufs beste gesorgt werden, die Umgebung sei wunderhübsch und sie habe den Vorteil, sich ganz zu Hause zu fühlen, jedoch ohne die Sorgen eines Haushalts.

Während sie auf die zweifellos zusagende Antwort wartete, gab sie sich gern ihren Erinnerungen hin, meist

in Einsamkeit auf dem Sofa träumend, manchmal jedoch auch im Gespräch mit Madame, die Fräulein Tina ebenfalls gekannt hatte. Die Erinnerungen waren angenehm, denn sie bezogen sich auf eine schöne Zeit, ihre letzten Mädchenjahre, die durch den Gegensatz zu der unbefriedigenden Ehe ganz besonders goldig erschienen.

Und Tina war wirklich eine prächtige Genossin gewesen. Ein hübsches, offenes Gesicht, eine schlanke Figur, unendlich viel Leben und im Wesen eine vornehme Freiheit machten sie zu dem Liebling aller Hausgenossen, besonders auch der Dienstboten, mit denen sie in einer heitern und doch immer geschmackvollen Vertraulichkeit umzugehen verstand.

Obgleich sie viel gelernt hatte, war sie niemals ein Bücherwurm, ja, sie atmete auf nach der endlichen Erledigung ihrer Studien; sie hatte originelle, übermütige Einfälle, die sie sofort ins Werk setzte, und doch bewahrte sie bei aller leichtsinnigen Wildheit einen echt weiblichen Reiz. Ein Verwandter des Hauses, ein alter General, der sich auf seine Belesenheit viel zugute tat und der sie besonders gern hatte, nannte sie oft Bettina Brentano; doch war er auf diesen, übrigens hinkenden Vergleich nicht selbst gekommen, sondern ein gescheiter Hauslehrer hatte ihn darauf geführt. —

Nadeshda lag auf ihrem Diwan und ließ vor den geschlossenen Augen die Bilder jener vergangenen Tage vorüberziehen. Einmal war Tina einem starkgeistigen Studenten, der nur Kraft und Stoff gelten ließ, als Gespenst erschienen und hatte ihn so erschreckt, daß er

nicht nur kreidebleich wurde, sondern auch seinen geladenen Revolver vergaß, mit welchem er unter sothanen Umständen erhebliches Unheil hätte anrichten können. —

Einmal hatten die beiden Mädchen sich mit vieler Kunst in Lumpen gehüllt und waren für eine arme Frau betteln gegangen, Tina hatte die erste Regung der Unzufriedenheit bei den Eltern und den strengen Tanten schnell in ein herzliches Vergnügen verkehrt und beträchtliche Einnahmen gesammelt. —

Und dann erinnerte sie sich, wie sie miteinander in den warmen, stillen, russischen Sommernächten durch Park und Garten gewandelt waren, von einer unverstandenen Zukunft schwärmend. Ein überschwengliches Glück hatte Tina sich und ihr berufen und hatte halb scherzend, halb ernsthaft immer wieder gemeint, in ihrem Herzen sei Platz für eine ganz unaussprechliche Fülle des Glücks.

Mit vieler Mühe richtete Nadeshda selbst die Zimmer der Freundin her. Der Schlafraum war in gelb und weiß gehalten; schwere weiße Gardinen mit goldenen Fransen und Quasten hingen vor dem Fenster über dem tiefgelben Vorhang; der Waschtisch war weiß mit goldenen Leisten; Sofa und Stühle waren mit gelbem Satin bezogen und trugen einen weißen Spitzenbesatz; den Alkoven sogar bedeckte das tiefe satte Gelb, auf dem wie aufgelöster Schaum das Weiß der Spitzen lag.

Mit dem Schlafgemach war ein zweites Zimmer verbunden, und das war ganz in einem zarten Violett gehalten, nur sparsam zeigte sich auf dem violetten

Grund aufgesetzt, eine milde Creme-Farbe. Nadeshda hängte ein paar kleine alte Bilder an die Wand, deren sich Tina noch erinnern mußte und welche sie ihr als Gastgeschenk zu verehren gedachte. Sie ließ den zierlichen Schreibtisch zwischen die beiden Fenster stellen, schmückte ihn selbst mit einigen Bronzefigürchen, einigen Photographieen im Rahmen anmutig aus; wie sie am Schreibtisch stehend, aus dem Fenster blickte, war sie in ihrem eigenen Hause gleichsam von einer schönen Entdeckung überrascht: so wundervoll schien ihr der Blick über die rauschenden grünen Wipfel auf den weitgestreckten, sonnenbeglänzten See. . . .

Frau Albertine Büchly hatte auf die Einladung zustimmend geantwortet, und wenige Tage später kam sie an. Nadeshda fuhr an die Station; der Zug brauste herbei und hielt; sie sah eine Dame aussteigen und — erkannte sie kaum.

Jedoch hatte sie keine Zeit zum Überlegen; die Dame eilte auf sie zu; sie begrüßten sich schnell, dann mußte das Gepäck ausgelöst und der Diener angewiesen werden, wie er es nach Hause schaffen sollte. Die beiden stiegen in das Coupé; sie kamen über die ersten nichtssagenden Worte kaum hinaus, da lag schon das Dorf hinter ihnen, der Wagen rollte über das kleine Stück Landstraße und bog darauf durch das Portal in den Garten der Villa Puschkin ein.

Nadeshda führte ihren Gast auf die Zimmer, die sie mit so vieler Liebe hergerichtet hatte; man traf sich nachher zum Tee auf der Veranda vor dem Hause, und

nach dem Tee wurde ein Spaziergang unternommen durch den Garten, die Anlagen, zu den Aussichtspunkten hoch über dem See.

Jetzt erst konnte Nadeshda ihre alte Freundin genauer beobachten: sie erschrak über die Veränderung. Das früher so anmutige Mädchen war eine beinahe häßliche Frau geworden, mager, eckig in den Bewegungen, mit einem harten Blick; so auch die Kleidung, wiewohl aus teuerem Stoffe gemacht, in ihrer herausfordernden Einfachheit auffallend, schönheitswidrig und geschmacklos.

Und im Wesen zeigte sich dieselbe Wandlung zum Unerfreulichen; eine sonderbare Kälte hatte sich der einst so Lebenswarmen bemächtigt; ihr Händedruck war flach und gefühllos geworden; sie sprach langsam, in scharfem Tone, zurückhaltend, fremd, fast abweisend; wie es denn Nadeshda sogleich auffiel, daß sie es vermied nach alter Gewohnheit du zu sagen.

Der gemütswarmen Nadeshda fiel das wie eine bittere Enttäuschung aufs Herz, auch ihr stockte die Rede allmählich, ihr Enthusiasmus für die Natur wurde stumm, da ihre unbefangenen Äußerungen so wenig Widerhall fanden. Wie sehr hatte sie sich lange im voraus auf das erste Abendessen mit ihrer Freundin gefreut! Was hatte sie da alles zu hören und zu erzählen gehofft, so daß die Nacht kaum genügen würde!

Und nun saß sie der andern gegenüber und fühlte, wie ein Band sich immer enger um ihr Herz zusammenzog; sie blickte hilfesuchend auf Madame Tontan, aber auch dieser schien der Atem zu vergehen.

Das Verhältnis zu der früheren Genossin war gleichgültig, wie zu einer Fremden, und dennoch nicht so unbefangen; so lähmend legte es sich auf das Gemüt, daß die beiden Bewohnerinnen der Villa Puschkin, sonst um Worte nicht verlegen, kaum ein Gespräch in Gang zu bringen vermochten. Frau Büchly freilich bedurfte keiner Aufmunterung, wie die Teilnahmslosigkeit sie nicht berührte; sie sagte, was sie sagen wollte, kalt, aber unverwirrt. Sie blickte diskret kritisch und ohne Ausdruck auf das geräumige, prächtige Eßzimmer, auf den Tisch, der ihr zu Ehren reicher geschmückt war und gewählte Speisen trug; aber sie schwieg.

Auf die erste Frage nach ihrem häuslichen Leben sprach sie dann von der Fabriksbevölkerung, die sie durch wohltätige und erzieherische Bestrebungen genau kenne. Hart absprechend urteilte sie über diese einfachen Leute, denen der Lebensernst, das völlige Aufgehen in unbeugsamer Pflichterfüllung mangle; sie verdammte nicht nur ihren Geschmack an Bier und Wein, sondern auch ihre Lust am Spazierengehen, wie an der gemächlichen Muße der Gartenarbeit, dazu ihre laxe, abergläubische Auffassung der Religion, kurz ihren allgemeinen Mangel an sittlicher Strenge.

Vor allem unduldsam aber verurteilte sie den Leichtsinn in den Beziehungen der Geschlechter. Sie tadelte bitter das frühzeitige Heiraten Vermögensloser, das sie auf den reinen Übermut der Sinnlichkeit zurückführte; sie deutete an, ohne sich genauer darüber zu äußern, daß Verführung nicht selten sei. Das Maß ihrer Ver-

achtung konnten Worte nicht ausdrücken, nur der Ton konnte es von ferne erraten lassen.

„Es kommt vor, daß ein armes Mädchen einmal ein Kind hat," meinte Nadeshda begütigend, und Madame sprang ihr bei mit der Bestätigung, diese verführten Mädchen seien von Gemüt häufig die besten.

„Ich weiß für solche Dirnen nur eine Strafe: die öffentliche Auspeitschung," erwiderte Frau Albertine kurz.

Nadeshda zuckte ganz verletzt zusammen, es war ihr, als wenn jemand eine Handvoll Pfeffer in das köstliche Ragout getan hätte, von welchem sie eben aß.

Um aus dem steinigen Gebiete des Sozialen in sanftere Gefilde abzulenken, sprach sie dann ihr Bedauern darüber aus, daß Albertine ihr erstes Kind so früh verloren habe, und ihre Hoffnung, daß ein Ersatz sich wohl bald einstellen werde.

Aber das wies Frau Büchly entschieden ab. Den Wunsch der meisten Menschen, Kinder zu haben, bezeichnete sie im allgemeinen als Torheit und Leichtsinn; man mache sich die ungeheure moralische Verantwortung der Eltern nicht klar, die schwerer wiege als alle Freude, welche die Kinder etwa gewähren könnten.

Jedenfalls erklärte sie sich von solchen unüberlegten Wünschen frei. Ihr Mann finde in Geschäft und Gemeinde so viel zu tun, daß er im Hause nichts als Ruhe zu begehren das Recht habe; sie selbst sei ebenfalls überhäuft mit Arbeit, die zwar auch mit Undank gelohnt werde, doch keine so unsichere Wette mit dem Verhängnis sei, wie die Erziehung eines Kindes.

Madame Tontan fand im stillen diese Äußerungen parador, mit welchem Urteil sie überhaupt leicht zur Hand war; sie empfahl dem enthaltsamen Gaste vergeblich den alten Bordeaux, lobte dann das Eis, das eben gereicht wurde, und das ganze Menü; sie wollte durchaus einige anerkennende Bemerkungen über das Hauswesen erzielen.

Aber damit kam sie nicht weit. —

Von den Nachbarn war ganz kurz die Rede gewesen, Frau Albertine ging dann stillschweigend über deren Existenz hinweg, sie billigte trocken, daß Nadeshda sich von dem mondänen Verkehr zurückgezogen habe und in völliger Einsamkeit wohne; denn die Gesellschaft sei ein Pfuhl der übelsten Laster, von denen Rauchen und Trinken verhältnismäßig noch die unbedeutendsten seien.

Dafür hatte sie aber Bedenken gegen Nadeshdas literarische Interessen. In ihrer konsequenten Schroffheit wollte sie eigentlich keine anderen Druckwerke gelten lassen, als Kochbücher und dergleichen; jedenfalls aber keine Erzeugnisse der freien Phantasie, welche auf jeden Fall unnütz, meist aber zugleich schädlich und verwerflich seien.

Nadeshda hatte doch eine gute Erziehung, die ihr sonst überflüssig dünkte, in diesem Augenblick aber sehr zu statten kam; denn ohne sie hätte sie kaum auf so grobe Angriffe das Schweigen bewahrt. Sie begnügte sich zu erwidern, daß man irgend eine Beschäftigung haben müsse, da es nicht jeder gegeben sei, Bauernkinder zu warten, oder das Feld selbst zu bestellen.

„Man hat schon genug mit sich zu tun, wenn man

den Leuten das Vorbild eines absolut korrekten Lebenswandels geben will," bemerkte Albertine. —

Das Essen war zu Ende, und das Gespräch hatte noch immer keinen rechten Anfang genommen; man verbrachte die letzten Stunden des Abends in einer halb verlegenen Ungemütlichkeit, darum war Nadeshda froh, als ihr Gast erklärte, von der Reise ermüdet zu sein, und sich bald zurückzog.

Sie selbst aber, als sie nun auf ihr einsames Zimmer ging, war vor Zorn und Enttäuschung dem Weinen nahe. Diese Umwandlung aus einem frischen, liebenswürdigen Mädchen in eine unerträgliche Frau konnte sie nicht begreifen, und sie fragte sich mit Grausen, ob sie nicht vielleicht auf demselben Wege sei. —

Wiewohl Albertine Büchly nach den Triumvirn wenig Neugierde gezeigt hatte, sie auch als unverheiratete, unbeaufsichtigt hausende Männer nicht ohne Mißtrauen zu betrachten schien, so sollte doch der Versuch einer gegenseitigen Annäherung gemacht werden. Nadeshda verstand nichts von Chemie, rechnete aber unbewußt mit dem Gesetz der katalytischen Einwirkung: nämlich, daß ein großer Überschuß eines wirksamen Stoffes den andern, widerstrebenden Stoff in seine Reaktion hineinzieht; sie hoffte, Frau Büchly werde vor einer starken Übermacht am ehesten von ihrer eigenwilligen Schroffheit lassen.

Man traf sich zum Kaffee, nicht auf der Aquasse, was der harten Dame vielleicht als exzentrisch erschienen wäre, sondern auf der Veranda vor dem Hause.

Die Brüder waren vorbereitet und hatten ver-

sprochen, daß sie auf sich acht geben und sich nach den Begriffen des Gastes anständig benehmen würden.

An der ganzen Gesellschaft blieb aber nächst der Aussicht das Beste der Kaffee; denn mit der Unterhaltung war es nur schlecht bestellt. Frau Büchly sprach ein bißchen über den Fabriksbetrieb ihres Mannes, ein bißchen über Gartenzucht und im ganzen sehr wenig; Nadeshda schwieg verletzt; Madame gebärdete sich, als ob sie kein Deutsch verstünde; die drei Brüder gaben sich alle Mühe etwas zu sagen und doch anstößige Äußerungen zu vermeiden, brachten aber vor einem so wenig entgegenkommenden Publikum nicht viel Positives zuwege.

Der Doktor hielt einen ziemlich ernsthaften Vortrag über die Pest und ihr bemerkenswertestes Auftreten seit den Zeiten des Perikles; jedoch Frau Büchly wußte nur zu bemerken, an solchen Leiden seien die Menschen durch ihre Ausschweifungen selbst schuld.

Marguelay gab ein paar Aphorismen über Dante zum besten und wollte dessen Hölle poetisch skizzieren; aber der altbefestigte literarische Ruf des italienischen Meisters verhinderte nicht, daß die strenge Dame solche poetische Phantasieen ungesund fand. Er nannte dann unvorsichtig noch den Namen Nietzsche; da fiel ihm die Fremde mit den herben Worten in die Rede: „Seine Bücher sind Gift."

„Ja, Rattengift," versetzte Aigl schlagfertig; und es wurde ihm dafür ein wütender Blick zuteil.

Nicht besseres Glück hatte van Neeren, als er sich mit gemäßigter Ironie über einige Gesellschaftsprobleme ausließ.

Es trat auf der sonnenbeschienenen Veranda eine feierliche Stille ein, in welcher man das leise Plätschern des kleinen Springbrunnens auf dem Rasenplatze vernahm; von Zeit zu Zeit ertönte ein Vogelruf, oder das Pfeifen eines vorüberziehenden Dampfschiffes; auf dem Tisch aber klapperten nur zuweilen die Tassen, und in langen Pausen fiel ein abgerissener, nichtssagender Satz auf den Tisch.

Die Brüder blieben denn auch nicht länger, als die Höflichkeit es durchaus erforderte, ihre Zeit, die sie sonst wie Wasser verschwendeten, schien ihnen plötzlich von Golde zu sein.

Fünf Minuten später erhoben sich auch die Damen und gingen durch den Garten, da es zum Sitzen etwas kühl geworden war; und während dieser harmlosen Promenade schon übte Frau Büchly an den drei Männern eine leise, aber unnachsichtige Kritik.

Sie sprach nicht ganz deutlich, immerhin verständlich die Befürchtung aus, daß diese drei Junggesellen, die miteinander so einsam auf dem Lande saßen, wo jede Kontrolle mangelte, sich wohl zur Befriedigung allerhand verwerflicher Gelüste verbündet haben könnten, da doch sonst kein Grund abzusehen sei, weshalb man, von einer Familie frei, auf dem Lande wohne; ihr verhältnismäßig anständiges Auftreten verstärke noch den Verdacht, indem es eine abgefeimte Heuchelei erkennen lasse.

Nadeshda preßte die Lippen zusammen und schwieg; um irgendwie auf ein erfreulicheres Thema zu kommen, zog sie die Begleiterin zu den verschiedenen Blumen-

beeten und log der Unkundigen auf gut Glück eine Auswahl botanischer Namen vor.

Bei alledem merkte Nadeshda, daß sie vor ihrer ehemaligen Freundin in die gesellschaftliche Heuchelei zurückverfiel, von der ihre grade Natur sich mit großer Anstrengung befreit hatte. Ihr war das unerträglich, sie wünschte insgeheim zuweilen, es möchte Albertine etwas zustoßen, damit sie zu schleuniger Abreise gezwungen wäre; der Besuch, der ihr eine freudige Ablenkung hatte bieten sollen, wurde ihr über die Maßen peinlich.

Es wunderte sie, daß die andere scheinbar nicht das Gleiche empfand, wie wenn es ihr alltäglich oder gar ein Vergnügen wäre, die Menschen zu quälen; denn sie verleugnete keinen Augenblick ihr hartes, absprechendes Wesen, lebte dabei jedoch im Hause so, als wäre sie seit Monaten eingewöhnt. Sie beobachtete die Dienstboten, wie reserviert sie auch gegen sie war; was sie nicht konstatieren konnte, das erschloß sie scharfsinnig aus den unbedeutendsten Anzeichen.

Dabei ging, so eiskalt sie im Sexuellen zu sein schien, ihr Mißtrauen konsequent auf das Sexuelle. Sie hatte sich einen Indizienbeweis dafür zurecht gelegt, daß das Stubenmädchen einen durchtriebenen Liebhaber besitze, und ferner, daß dieser Liebhaber kein anderer als Doktor Aigl sei. Davon machte sie der Herrin trotz ihres zur Schau getragenen Ekels pflichtgemäß Mitteilung und sprach die Erwartung aus, die schuldige Magd werde unverzüglich entlassen, jeder Verkehr aber mit dem gefährlichen Nachbarn abgebrochen werden.

Da wehrte sich indessen Nadeshda: „Ich habe doch nicht den Schatten eines Beweises für diesen Verdacht!“ rief sie aus.

„Wenn man in solchen Dingen auf einen absoluten Beweis warten wollte,“ erwiderte Albertine, „dann könnte sich der Unfug auf die scheußlichste Art ausbreiten. Man kennt ja die menschliche Natur —“

Nadeshda war entschlossen eine Aussprache herbeizuführen. Sie wartete nur auf einen passenden Moment, und er traf sich an einem Vormittage, wo Madame ausgegangen war und keine Störung zu befürchten stand.

Die beiden Freundinnen saßen im Wohnzimmer, Albertine mit einer Handarbeit beschäftigt. Nach einer stummen Pause sprach Nadeshda sanft: „Hören Sie, liebe Albertine, ich gewahre an Ihnen eine große Veränderung; Sie müssen irgend etwas auf der Seele haben.“

„Wieso?“ versetzte die andere auffahrend.

„Erinnern Sie sich doch nur an unsere Mädchenzeit. Wie unbefangen lustig waren Sie damals, was für reizende und manchmal übermütige Einfälle hatten Sie! Und Sie waren so fern von jeglicher Tadelsucht, Sie ließen alle Menschen ihre Wege gehen —“

„Und jetzt?“

„Sie können sich doch nicht verhehlen, daß Sie anders sind.“

„Wenn ich früher anders gewesen sein sollte, dann habe ich das Leben noch nicht gekannt,“ erwiderte jene in einem Tone, der alle ferneren Erörterungen abzuschneiden bestimmt war.

Doch so kurz ließ Nadeshda sich nicht abspeisen. Sie versetzte eifrig: „Das ist es ja grade! Sie müssen im Leben irgend eine Erfahrung gemacht haben; und ich glaube, ich stehe Ihnen nahe genug, daß ich Offenheit erwarten darf —“

„Was nützen solche Diskussionen?“

„Vielleicht kann ich Ihnen raten, ich nehme doch an Ihnen den aufrichtigsten Anteil. Sagen Sie, ist Ihre Ehe unglücklich?“

Albertine war sehr bleich und dann blutrot geworden, darauf erblaßte sie von neuem. „Es darf keine unglückliche Ehe geben,“ stieß sie heraus.

Die gutherzige und teilnehmende Freundin glaubte in solcher Schroffheit ein unwillkürliches Geständnis zu erblicken. Sie ging auf diesen Punkt nicht weiter ein, gewiß, daß die andere ihr nichts sagen wollte und würde; doch fragte sie tastend weiter: „Für was leben Sie denn? Das Leben muß doch irgend einen Sinn haben —“

„Ich lebe der Pflicht!“

„Aber, meine Liebe, Pflicht muß sich doch auf einen Zweck beziehen, sonst könnte jemand ebensogut sagen, ich lebe der Zimmergymnastik.“

Albertine hatte zuerst versucht, in ihrer Arbeit fortzufahren, aber die Finger waren ihr kalt und zitterten und gehorchten ihr nicht mehr. Sie legte die Stickerei auf den Tisch, kreuzte die Arme über der Brust und sagte mit einem Tone, in welchem die gewaltsam bezwungene Aufregung bebte: „Lassen wir das. Wir werden uns nie verstehen.“

Nadeshda war aber einmal zum Widerspruch gereizt. Wenn sie bis jetzt mit vieler Selbstüberwindung sich höflich zurückgehalten hatte, so hätte sie sich Feigheit und Heuchelei vorgeworfen, wäre sie nun im Schweigen verharrt. „Ich will mich nicht klüger machen, als ich bin," rief sie, „aber soviel wie die meisten andern verstehe ich von Welt und Menschenwesen auch. Von Begriffen läßt sich nicht existieren. Wer nicht ganz nutzlos in der Welt leben will, muß sein Interesse und seine Kraft einer bestimmten Sache widmen, sei es der Kunst oder der Wissenschaft oder irgend welchem Menschen. Die Ehe fasse ich so auf, daß man sich mit Freuden für Mann und Kinder opfert; sonst hat sie gar keinen moralischen Wert. Wenn ich wahrhaft glücklich sein soll, muß ich andere glücklich machen. Und so aufgefaßt ist das Verhältnis zu irgend einem freigewählten Geliebten tausendmal edler, als eine legitime Ehe, die nur auf Korrektheit gegründet ist."

Albertine Büchly hatte sich erhoben, in heftigster Erregung, so völlig überwältigt von einem unnatürlichen Zorn, daß sie alle Rücksicht vergaß.

„Wollen Sie mir Dirnenlieder singen?"

„Ja, das will ich!" rief Nadeshda in einem enthusiastischen Trotz. „Es lebe die freie, gesunde Leidenschaft! Was sind alle eure Konventionen und Sittenregeln wert, wenn sie nur dahin führen, daß ihr das Beste in euch verkümmern laßt und euren Sinn mit Neid und Schmutz erfüllt! Sie wenden sich schamhaft ab von einer trächtigen Hündin; aber ich verspreche

Ihnen, Sie sollen an mir noch Dinge erleben, daß Sie bersten vor —"

„Nadeshda!" mit einem lauten Aufschrei war die andere einen Schritt zurückgetaumelt; sie hielt sich mit der linken Hand krampfhaft an dem Tisch und preßte die rechte aufs Herz; alles Blut war aus ihrem Antlitze gewichen.

Nadeshda, die sich in heftigste Aufregung hineingeredet hatte, kam plötzlich zur Besinnung. „Was ist Ihnen?" fragte sie ängstlich und stützte die halb Bewußtlose, der ein Zucken durch die Glieder ging.

In ihrer Angst legte Nadeshda ihr Ohr an der andern Brust, sie hörte, daß das Herz erschreckend langsam und mit einer unerhörten Gewalt schlug, dann plötzlich aussetzte und darauf schneller, unregelmäßig zu schlagen begann; sie fühlte den schmerzenden Druck in ihrem eigenen Körper.

Und dann lag ein Gefühl der Beklemmung kalt auf ihr, als wäre sie sich einer Verantwortlichkeit und einer Schuld bewußt.

Sie stützte die Kranke, führte sie zu einem Sofa und legte sie vor sich nieder, dann löste sie ihr das enge Kleid am Halse. Sie schämte sich, ihre Leute zu Hilfe zu rufen; während sie selbst die Hoffmannstropfen suchen ging, begegnete sie dem Stubenmädchen, dem sie auftrug, Doktor Aigl ohne Verzug zu holen.

Durch die Hoffmannstropfen, die ruhige Lage, die frische Luft, welche durch die eilig geöffneten Fenster strömte, erholte sich Albertine allmählich; die Freundin

saß halb knieend neben ihr, sprach ihr leise zu, befeuchtete die Schläfen mit Essig.

Unterdessen kam der Arzt, er war, Schlimmes befürchtend, fortgeeilt, so wie die Botschaft ihn eben bei seiner Lektüre getroffen hatte: ohne Weste, in einer alten Sammetjoppe, ein ganz kleines cerevisartiges Mützchen auf dem Kopf.

Albertine machte eine abweisende Bewegung gegen den Hereintretenden, aber er kehrte sich nicht daran; doch begnügte er sich, den Puls zu fassen und einige Fragen zu tun; eine Untersuchung schien ihm vermutlich nicht ausführbar.

Er murmelte dann ein paar beruhigende Zusicherungen und schrieb ein Rezept.

Als er zur Türe hinausging, begleitete Nadeshda ihn und fragte ihn in dem andern Zimmer schnell um seine Meinung.

„Man kann natürlich auf den bloßen Anblick hin keine Diagnose stellen," brummte Aigl. „Um eine akute Krankheit handelt es sich jedenfalls nicht, wahrscheinlich auch nicht um ein organisches Leiden. — Ein bißchen Herzneurose — eine hysterische Person —"

Albertine fühlte sich nach der Ruhe und der genossenen Medizin in kurzer Zeit besser, wenn auch, wie gewöhnlich nach solchen Anfällen, eine gewisse Schwäche und ein Zittern der Glieder zurückblieb. Nadeshda behandelte die Genesende vorsichtig wie ein rohes Ei, sie getraute sich vor ihr kaum ein Wort zu sagen und wurde durch diese ängstliche Selbstbeobachtung am Ende

auch ganz nervös; manchmal glaubte sie, daß ihr eigener Puls aussetze, wenn der Puls Albertinens in eine gelegentliche Unregelmäßigkeit zurückfiel.

Es war ihr daher eine bedeutende Erleichterung, zu sehen, daß es der Patientin, außer in solchen Momenten, die täglich seltener wurden, leidlich gut ging, daß sie sich hinwegsehnte und nach kurzem Zaudern zur Abreise Anstalten traf. Sie verabschiedete sich mit einem gemessenen Dank und fuhr davon; nicht nach ihrem Hause, das sie eben in der Absicht verlassen hatte, ihre Nerven zu kurieren, sondern an irgend einen versteckten Erholungsort, so daß sie auch ihre Adresse nicht im voraus angeben konnte.

IX.

Als Nadeshda von ihrem Besuch erlöst war, machte sie beinahe einen Freudensprung. Nun, da er von ihr genommen war, erkannte sie den schweren Druck, mit welchem die stille Tyrannei sich auf ihre Seele gelagert hatte. Sie umarmte Madame, leerte bei Tisch mehrere Gläser Wein hintereinander, und verpaffte etliche Zigaretten, so daß Madame kopfschüttelnd sagte: „Meine Liebe, sie trinken wie ein Pole, rauchen wie ein Türke —“

„Und freuen sich wie ein Stint,“ ergänzte Nadeshda lustig.

Sie wollte in ihrer Ferienstimmung nicht einmal den Namen der Abgereisten hören, als Madame deren sonderbares Verhalten nachträglich zu beurkunden unternahm. Dagegen bestellte sie die Pferde zu einer Ausfahrt; „meine gute, liebe Madame, Sie müssen durchaus mit,“ schmeichelte sie der Widerstrebenden, „wir fahren ein bißchen Galopp hinterm Dorf, Sie sollen sich einbilden, daß Sie in einer Troika sitzen.“

Der Wagen rollte vor die Türe, es ging durch das Dorf, am Bahnhof vorbei und eine Strecke durch den Wald, der Kutscher gehorchte nicht ohne Bedenken den antreibenden Zurufen seiner Herrin; in mäßigerem Trabe ging es darauf heimwärts, die Pferde waren ermüdet und die Insassen auch ....

Nadeshdas Lustigkeit war freilich nicht von Dauer, bald zogen ihr wieder Gedanken durch den Kopf, ernste, fragende und auch unangenehme Gedanken. Sie sehnte sich nach freundschaftlichem Gespräch, sie wünschte sich ein offenes, wenn auch grobes Menschenwesen um sich, das, wie ein frischer Wind, alle ihr noch anhaftenden Patschulidüfte einer verlogenen gesellschaftlichen Kultur zerstreuen sollte.

Statt Tee zu trinken, begab sie sich an den Kaffeetisch der Brüder auf der nachbarlichen Veranda; sie eilte hinüber ohne Hut und Handschuhe, und sie traf die drei in sehr gemütlicher Versammlung. Hemdsärmelig, in bequeme Stühle zurückgelehnt, ließen sie sich von der Sonne bescheinen, Aigl trug einen Panamahut, auf den anderen Köpfen saßen Mützen; neben halbleeren

Tassen stand ein voller Aschenbecher. Aigl las in einem Buche, van Neeren in einer großen englischen Zeitung, Marguelay skizzierte abwechselnd die zwei.

Mit freundschaftlichem Hallo empfingen sie die Nachbarin, sogar Aigl legte seine Lektüre weg. Man schenkte ihr Kaffee ein und beglückwünschte sie lebhaft zu der Abreise des neurasthenischen Gastes.

„Ach, wie froh ich bin, mich wieder ungestört mit euch zu sehen,“ seufzte Nadeshda auf. „Der Unverheiratete ist doch eigentlich nur Mensch; was die Verheirateten betrifft —“

„Das kommt nun wohl auf den Fall an,“ versetzte Marguelay.

„Wenn eine solche Moral dabei zutage kommt, mit der man sich und andern die Welt verekelt, dann ist die ganze Sache nichts wert,“ fuhr Nadeshda in ihrer eifrigen Entrüstung fort.

Aigl hatte sein Buch mit einer neuen Zigarre vertauscht; er meinte bedächtig: „Es ist damit, wie mit der Religion. Mir ist's recht, wenn sich ein jeder in seinem Stande zufrieden fühlt, nur sollen sie nicht immer die anderen reformieren wollen, das ergibt jene pietosa crudeltà, von der Macchiavelli spricht. Und Ihre Freundin hat nicht einmal die Entschuldigung, daß sie selber glücklich ist. Sie ist halt eine —“ und er wählte einen kräftigen Ausdruck im Dialekt.

Neeren bemerkte mit einer Miene, als habe er nicht recht zugehört, über den Tisch hinweg: „Wer die Welt rein von dem Standpunkte des sogenannten Anstandes

betrachtet, muß über die Gewohnheiten der Verehelichten entrüstet sein. Solche Kompagnons von verschiedenem Geschlechte genieren sich gar nicht, Arm in Arm zu gehen, miteinander Unterröcke einzukaufen, ja zu Hause und sogar in den feinsten Hotels ein gemeinsames Schlafzimmer zu benützen. Die Illegitimen verfahren wohl oder übel mit mehr Diskretion und müßten den Aposteln des Anstandes daher eigentlich sympathischer sein."

Nadeshda sagte: „Ich weiß nicht, was Albertine Büchly denkt, aber ich meine, es liegt etwas Persönliches zugrunde, wenn sie sich über anderer Leute Unbefangenheit ärgert."

„Sehr richtig, Moral ist Neid," bestätigte van Neeren.

„Es wird sich auch wohl so verhalten," sagte Aigl darauf, indem er eine Rauchwolke in die Luft blies. „Der Essig ist einmal Wein gewesen, Frau Büchly ist wahrscheinlich eine sinnliche Natur, nur ist ihre Sinnlichkeit aus Gründen, die ich nicht wissen, höchstens erraten kann, sauer geworden. Das ist häufig der Fall bei solchen, für die Molières Mahnung gilt:

Ne sois point si femme de bien —
Et me romps un peu moins la tête."

Nadeshda gestand, sie würde neugierig sein, etwas Genaueres von dem Manne zu wissen. Vermutlich sei er an der inneren Zerrissenheit seiner Gattin schuld; er könne entweder durch Ekel wirken oder durch Enttäuschung —"

„Es kann auch an ihr liegen," unterbrach Aigl.

„Aber die Frauen sind doch wohl im ganzen normaler als die Männer," setzte Marguelay hinzu.

Van Neeren kam mit dem seines Geistes nicht recht würdigen Gemeinplatz, daß es nichts Gutes ergibt, wenn widerstreitende Elemente aneinander gekettet sind; und Aigl brummte einen Satz von Heinse durch die Zähne, den er eben gelesen: „Weide dich, barbarische Moral, Feindin alles Lebendigen, mit Wolfsgrimm hier an deinem Opfer —"

„Was ist das für eine Welt," klagte Nadeshda, „wenn die Menschen das natürlichste Glück, nach welchem eine unbezwingbare Sehnsucht ihnen eingeboren ist, außer der Ehe nicht finden dürfen und in der Ehe nicht finden können!"

Aigl erwiderte: „Das Nicht-dürfen ist nur relativ; das Können ist ja nicht garantiert, aber auch nicht ausgeschlossen."

Und nun sprach Marguelay noch von dem allgemeinen Gesetze, daß alles Herrliche und Schöne nur in der Idee besteht; sobald es verwirklicht werde, gehe es entweder durch fremde Kräfte oder an sich selbst zugrunde.

Allein das wollte der Doktor nicht wahr haben. So spreche ein Dichter; in der Tat sei jedoch eine Idee, die nicht realisiert werden kann, keine Idee mehr, sondern ein Hirngespinst. „In der ärztlichen Praxis kommt hin und wieder der Fall vor, daß Kranke sich selbst aufgegeben hatten und keinen Arzt sehen wollten; sie sterben, obwohl sie ohne Schwierigkeit zu retten gewesen wären. So verzweifeln junge Paare manchmal an dem

Eros, der sich ihnen doch gar nicht entziehen würde, wenn sie nur verstünden, ihn herbeizulocken. Jede Kunst hat ihren lernbaren Teil, Eros aber ist Apoll und den Musen weit näher verwandt, als es der logische Stumpfsinn zugestehen will. Ich habe als Arzt mich nicht gescheut, human zu sein, wo andere sich vor dem Geschrei der gerechten Kammacher fürchten —"

„Mir scheint überhaupt," versetzte Nadeshda nachdenklich, „daß in unserer offiziellen geschlechtlichen Moral eine tiefe Roheit liegt."

Es war eine Pause in dem Gespräch eingetreten. Die Sonne sank schon stark, sie warf einen roten Schein auf die Fensterscheiben, ließ die Kanten des Porzellans auf dem Tisch wie Glühwürmchen funkeln und glitzerte drüben auf dem langgestreckten ruhigen See.

Nadeshda hatte zerstreut mit ihrer Uhrkette gespielt; nun blickte sie auf, zu Marguelay hinüber, und sagte: „Gewiß hat Ihnen dieser Besuch einen neuen Plan eingegeben. Denn Ihre letzten Pläne haben Sie trotz aller Versprechungen nicht ausgearbeitet, das weiß ich."

„Allerdings," erwiderte er, „hat die gelegentliche Beschäftigung mit der weiblichen Psyche mir zwei bedeutende Probleme nahe gebracht. Nur habe ich bis jetzt lediglich das Problem und mache mir noch kein Bild von der Gestaltung."

Immerhin wollte er sagen, was er sagen konnte. „Denken sie sich ein begabtes Mädchen, das ein leidenschaftliches Verlangen nach Liebe hat — nach einer verzehrenden sinnlichen Liebe — das diese Liebe ohne

Unterlaß sucht und bei dem heftigsten Begehren nach Liebe immer wieder seiner Unfähigkeit zur Liebe inne werden muß. Das ist keine leere Gedankenkonstruktion; ich finde die Andeutung in den Bekenntnissen eines geistreichen Mädchens — der Marie Baschkirtseff."

Seine Worte erzeugten keinen Widerspruch, nur bemerkte van Neeren: „Das Problem ist interessant, aber singulär. Mehr als eine Novelle läßt sich daraus nicht machen."

„Das glaube ich auch," gab der Dichter zu. „Eine größere Fülle steckt in der andern Idee, sie genügt vielleicht zu einem Roman oder einem Drama. Es handelt sich nämlich um die hübsche, kluge, ja geistreiche Frau, der nichts fehlt, außer — der Seele. Nichts berührt sie, sie kann nicht einmal hassen. Dennoch wird sie auf rein intellektuellem Wege zu einer geschickten Anempfinderin, sie kennt die Menschen und weiß sie daher richtig zu nehmen, zu rühren, zu begeistern; sie übt eine gewaltige Macht über die Gemüter aus; grade die reichen und warmen Herzen werden von ihr mit unwiderstehlicher Gewalt angezogen; und — erstarren an ihrer Berührung."

Es war unterdessen spät geworden und fast zum Abendessen Zeit. Nadeshda erhob sich, indem sie bemerkte: „Gott sei Dank, daß meine Madame nicht mit einer feinfühligen Moral behaftet ist; sonst möchte sie schöne Sachen von uns denken . . ."

Die kurzen Stunden einer erfrischenden Zerstreuung verhinderten nicht, daß Nadeshda später in ihre sonder-

bare Verwirrung zurückverfiel. Sie hatte eine innere Unruhe, es war ihr, als müsse sie ringen mit sich und der Welt — ein Kampf, bei welchem ihr keine Hilfe kommen könne, den sie ganz allein durchfechten müsse.

Das brachte doch etwas Fremdes zwischen sie und ihre nächsten Freunde; sie war gegen Madame allerdings herzlich und liebenswürdig, suchte die Triumvirn zu lustigem oder ernstem Plaudern auf und empfand ihre Gesellschaft als Erholung; dabei verriet sie indessen immer wieder eine ungewohnte Zerstreutheit, ihr Blick war ins Leere gerichtet, und sie mußte gleichsam sich selber wecken, um an dem Gegenwärtigen recht Anteil zu nehmen. Was ihre Seele beschäftigte, hätte sie nicht leicht klar machen können; es war ein vages, unbeschreibliches Gefühl, das sich zwischen sie und ihre Gedanken drängte —

Nadeshda hatte die Vossische Homerübersetzung und Hugues Rebell zur Lektüre gewählt, kam aber nur langsam und mit Mühe weiter. Auch um ihre Toilette bekümmerte sie sich kaum und überließ Madame das Wenige, das sie in der Verwaltung des Hauswesens sonst getan hatte; Anfälle von Ungeduld und Sentimentalität wechselten in ihrem Gemüt, wenn sie daheim war, ein planloser Bewegungstrieb wies sie immer wieder hinaus ins Freie.

Sie wanderte über Stock und Stein durch die Umgegend; oft stundenlang, so daß sie spät zum Essen kam und von Madame ängstlich erwartet wurde, oder sie ruderte sich auf den See hinaus, der Anstrengung froh, und der Gefahr trotzend, wenn ein Wind sich erhob.

Manchmal ging sie auch in den Stall zu ihren Pferden, den großen Orloffs, die so gern Rüben und Zucker aus ihrer Hand fraßen, sich auf den kräftigen, schlanken Hals klopfen ließen und sie mit ihren braunen Augen, wie in dumpfem Verständnis, ansahen. Auch mit den Kindern des Dorfs redete sie wohl; die blickten auch so ahnungsvoll-dumm auf sie und freuten sich so offen über ein Stückchen Schokolade. —

Allmählich schien ihr innerer Zustand, wie eine Küste, die langsam aus dem Nebel steigt, erkennbare Umrisse anzunehmen. Was sie in ihrer früheren geistigen Ruhe gestört hatte, war Frau Büchly, oder vielmehr in ihrer eigenen Brust der Widerstand, welchen Frau Büchlys Wesen hervorrief.

Sie kämpfte noch im Innern gegen die unduldsame Freundin und deren unbekannte Millionen von Bundesgenossen, obgleich niemand in ihrer Einsamkeit ihr nahe trat. Immer noch zürnte sie und entrüstete sich gegen die Engherzigen, malte sich immer wieder aus, wie die korrekte Herzlosigkeit auf eine oder die andere Weise gründlich zu beschämen sei, und begeisterte sich an der Vorstellung eines göttlich freien, großartig voraussetzungslosen Lebens in und mit der Natur.

Dieser Kampf gegen ein Phantom flaute langsam ab, aber es machte sich eine Rückwirkung in dem Persönlichsten des Gemütes fühlbar. Eine Art ganz unbestimmter Liebes- und Genießenssehnsucht hatte Nadeshda ergriffen, wie eine Musik, auf deren Melodie man sich nicht besinnen kann, deren Stimmung man aber ohne

Unterlaß empfindet; es war wie ein leichtes Tasten und Drängen in Brust und Gehirn. So steigt zur Frühlingszeit in den jungen Birken der Saft auf, so regt sich zuerst in den unwissenden Mädchen das Geschlecht ......

Aber Nadeshda war kein junges Mädchen, wenigstens nicht im Herzen. Auch nahm ihr Gefühl bald bestimmte Form an: der M a n n stand vor ihrer Seele, kein Bekannter, auch keine künstlerische Reminiszenz, sondern das Ideal des Mannes, der abstrakte Mann, ein Verwandter des Apoll von Belvedere zugleich und des Zeus von Otricoli, das war nun kein Bildnis, noch irgend ein Gleichnis, sondern das Unpersönliche, das zur Person geworden war.

Nadeshda verliebte sich in dieses ferne Schattenbild. Es war eine wirkliche Verliebtheit, die ihr erregend durchs Blut rann, daß das eigene Blut sie gleichsam in allen Adern kitzelte; so glücklich unberührt sie an ihren Freunden hingehen konnte, so wehrlos unterlag sie der Schöpfung ihrer eigenen Phantasie; auf stillen Abendwanderungen besonders, und wenn sie die lauen Sommernächte bei offenem Fenster im Bette lag, da überkam es sie wie ein Schwindel, ein Beben, ein ängstliches Glück, sie fühlte sich nicht allein.

Ja, so stark wirkte solche Erregung auf sie, daß Madame stets nachher die blauen Ringe um die Augen bemerkte. —

Eines Tages machte Nadeshda einen weiten Spaziergang; sie war unten am See hingewandelt, dann

abgebogen in den Wald und an einen Ort gekommen, wo mehrere Wege sich kreuzten.

Während sie sich suchend umblickte, gewahrte sie einen Jüngling, der augenscheinlich in die Irre gegangen war. Er näherte sich ihr, demütig den Hut abnehmend, und fragte nach dem nächsten Wirtshause.

Wenn Nadeshda sich erschreckt hatte, einem Manne in der Einsamkeit zu begegnen, mußte ihr der Schreck schnell verflogen sein, denn der Jüngling hatte eine so bescheidene Miene, so hübsche braune Augen und war außerdem so kleinbürgerlich bescheiden gekleidet, daß er dem überspanntesten Mädchen kaum Angst einflößen konnte.

Auf den ersten Blick hatte sie dann auch ein Gefühl halb mütterlichen Wohlwollens und sie erwiderte freundlich: „Ich gehe ins Dorf, wollen Sie mich begleiten, so zeige ich Ihnen den Weg.“

Mit ungeschickter Entschuldigung und dem Ausdruck einer kindlichen Erkenntlichkeit schloß er sich ihr an; sie schritten gemächlich über den Waldweg, der in mehrfachen Windungen auf die Chaussee führte. Nadeshda, zufällig gut gelaunt, redete mit ihrem Genossen wie mit einem alten Bekannten; er zeigte sich zuerst ein wenig befangen und zurückhaltend, wurde dann aber allmählich gesprächiger; ohne ihn ausgefragt zu haben, merkte sie bald, daß er Student und zwar ein armer Student, aus einer fernen Gegend und noch nicht lange auf der süddeutschen Universität sei.

Er hatte allein die Wanderung unternommen und sich nach stundenlangem Marschieren einen natürlichen

Durst zugezogen; obgleich dieser Ausflug einer der weniger lohnenden in der abwechslungsreichen Umgegend war, zeigte er sich doch sehr davon befriedigt; er hatte unverkennbaren Sinn für die Natur, äußerte seine Empfindungen ziemlich wortreich und in jenen allzu feierlichen und allzu gewichtigen Ausdrücken, welche die studentische Jugend liebt.

So kamen sie unvermerkt bis an das Gartentor; dem naiven Jüngling fiel es gar nicht auf, daß die Fremde ihn an einem katzbuckelnden Pförtner vorüber in den Park führte.

Erst an der Haustüre wurde er seines Irrtums gewahr, zumal da Nadeshda sich nicht bemühte, die Komödie weiter zu spielen und nur lächelnd bat, sie als die Wirtin zu betrachten, die schon längst auf einen Gast harre. Er wehrte sich befangen, hatte aber auch zur Absage den Mut nicht; und so trat er in die nach seinen Begriffen unvergleichlich stolze Halle, vor den Dienstboten sich noch mehr genierend als vor der Herrin.

Sie führte ihn nicht auf die Veranda, weil sie nicht von den Nachbarn gesehen werden wollte, sondern in ein entlegenes kühles Zimmer, welches neben dem leeren Billardzimmer gelegen war. Auf ihr Klingeln erschien der Diener, deckte einen kleinen Tisch und brachte statt des Bieres, das der müde Wanderer wohl erwartet hatte, saftige Früchte und Champagner. Die beiden setzten sich an den Tisch; Nadeshda riet mütterlich: „Halten Sie sich erst an die Früchte, sonst lassen Sie

sich von ihrem Durst verleiten, den Champagner wie Wasser zu trinken."

Der Jüngling bedurfte einer Willensanstrengung, um zuzulangen, es war ihm, wie wenn er in eine Märchenwelt gekommen wäre. Aber allmählich taute er doch auf, als er sah, daß die gute Fee es sich auch schmecken ließ, er antwortete ausführlich, ja, redselig auf ihre Fragen.

Und so hatte sie bald herausgebracht, wie es um ihn stand. Er war in einer fernen Gegend zu Hause, und stammte nicht nur aus dürftigen, sondern auch in mancher Weise drückenden Verhältnissen; darum hatte er sich zum Studium so weit als möglich von seiner Heimat entfernt. Um ein Stipendium genießen zu können, mußte er sich der Theologie widmen; aber die Gottesgelahrtheit zog ihn wenig an, vielmehr war sein Sinn auf ein glänzendes Fortkommen in der Welt gerichtet; und so trieb er nebenbei das nach seiner Meinung viel versprechende Studium der Chemie.

Trotz eisernen Fleißes und leidlicher Gaben wurde ihm die Vereinigung so disparater Lehrgebiete schwer, wiewohl er sich für das Theologische mit dem äußersten zulässigen Mindestmaß begnügte. Zu dieser Schwierigkeit kam noch seine Armut, die er mit Erteilung von Privatstunden unzureichend bekämpfte. Dieser allgemeine Druck hatte eine stille Verbitterung in seinem Gemüte erzeugt, um so mehr, da er sich nach seiner trüben Jugend nun endlich ein wenig Lebensfreude erwartet hatte.

„Nun, es wird noch kommen, Sie sind jung,"

tröstete Nadeshda gutmütig. „Stoßen wir auf Ihre Zukunft an.“

Er stürzte das Glas aufgeregt hinunter, und es ging wie ein Leuchten über sein Gesicht.

Sodann beichtete er der freundlichen Herrin weiter. Er lebte in trauriger Einsamkeit, an Freunden mangelte es ihm durchaus, da er mit den meisten Theologen schlecht übereinstimmte und sich auch nicht zu den Chemikern halten konnte. Denn diese waren entweder Söhne reicher Fabrikanten, oder sie lebten ganz in ihrem Fach und sahen ihn als eine Art von Eindringling an.

„Nun, Sie sind ja auf ihre Fachgenossen nicht angewiesen,“ meinte Nadeshda. „Haben Sie nicht sonst zufällig Freunde gewonnen?“

„Einer meiner engeren Landsleute studiert hier,“ erwiderte der Student; „aber er ist reich; und ich bin zu stolz —“

„Gut, lassen Sie ihn fahren. Für junge Leute soll das Leben hier ja leicht sein; Sie finden wohl Anschluß auf Ausflügen, in Wirtshäusern, im Winter sogar auf Redouten; ergreifen Sie das Vergnügen, wo es sich bietet, helfen Sie sich mit einem gesunden Leichtsinn über die schlechten Tage hinweg.“

„Oh, Sie verstehen das menschliche Herz!“ rief der Jüngling, seiner Befangenheit ganz vergessend. „Wenn man eine so trübe Jugend durchgemacht hat, wie ich, dann entsteht eine unendliche Sehnsucht, dieser unstillbare Wunsch, einmal leichtsinnig sein zu dürfen; aber das Leben drückt alle die natürlichen Regungen grausam nieder.“

Nadeshda war ganz von Mitleid erfüllt, sie blickte verstohlen auf die hübschen Züge und die schönen blauen Augen ihres jungen Nachbarn, und allerlei Gedanken machten ihr das Herz groß, daß ihr ein leichter Druck die Kehle und die Augen erfüllte.

Unterdessen war jenem eingefallen, daß er eine Höflichkeitspflicht versäumt hatte; er stand auf und stellte sich in halbwegs militärischer Haltung vor: „Studiosus Werner Waehlein."

Die gute Fee mußte lächeln; aber es lag in diesem Lächeln eine innige Rührung —

Dann verstummte er wieder, ihn beschäftigte ohne Zweifel der Gedanke, daß es nun zum Fortgehen Zeit sei, doch konnte er, wiederum befangen geworden, den Entschluß nicht finden. So ging sie denn ihm zur Hand und sprach: „Heute können wir uns wohl nicht länger sehen; aber ich erwarte sehr bald Ihren Besuch. Sie müssen mir noch viel erzählen."

Dankbar und eifrig erwiderte er, in drei Tagen sei Feiertag; da werde er nicht verfehlen, wieder vorzusprechen. Nadeshda gab ihm den Weg zur Dampfschiffstation an, drückte ihm die Hand und erinnerte ihn noch einmal an sein Versprechen. —

Sie erwähnte dieses Abenteuer vor Madame nur ganz kurz und ließ deren unschuldige Neckerei schweigend über sich ergehen.

Aber innerlich beschäftigte es sie dauernd; zu ihrer eigenen Verwunderung, da sie sich sagen mußte, daß sie eine solche Begegnung sich alle Tage verschaffen konnte, wenn

sie nur wollte, und daß der junge Mann überdies gar nicht besonders interessant sei.

Wie sie aber auch bei besonnener Überlegung urteilen mochte, die Erinnerung an den Studenten Werner Waehlein verließ sie nicht. Sie hatte zu ihm ein freundschaftlich mütterliches Gefühl, sie hätte gern etwas für ihn tun mögen; und damit er des Interesses um so würdiger sei, machte sie ihn in ihrer Phantasie noch schöner und kindlicher, gab ihm die wunderbarsten Augen, die je ein Mensch besessen, und die rührendste Armut, ja, sie umkleidete das ganze Erlebnis mit einer solchen Romantik, daß sie selbst zu einer wunderbaren Fee und ihr Haus zu einer geheimnisvollen Grotte wurde.

Mit Ungeduld wartete sie auf seine Wiederkehr; als der Tag gekommen war, wählte sie, ohne recht darauf zu achten eine besonders günstige Toilette, entfernte sich keinen Augenblick und zählte die Minuten bis in den späten Nachmittag. —

Als sie dann so recht enttäuscht zu Bette ging, wollte sie sich selbst auslachen; aber die Enttäuschung blieb.

Am nächsten Tage überlegte sie, ob der junge Freund ihr dauernd verloren sei, oder ob nur ein zufälliger Umstand ihn von seinem Besuche abgehalten habe. Sie hätte ihm gern ein Billett geschickt und tadelte sich, weil sie vergessen hatte, ihn um seine Adresse zu fragen. Ja, sie machte sich Sorgen um seine Gesundheit; und dann überlegte sie wieder bei sich: ‚Ob er wohl Sehnsucht nach mir hat?‘ . . .

Freilich hatte er Sehnsucht. — Wenn er auch nicht

übel anzusehen und ziemlich klug war, so fehlte ihm doch alles, was ein zugleich gewinnendes und beherrschendes Auftreten geben kann, und daher kam es, daß die Mädchen ihn entweder nicht mochten oder nicht beachteten. Das Bewußtsein solcher Unzulänglichkeit ist aber einem empfindlichen Jüngling der Übel schwerstes; und Werner Waehlein verzehrte sich in Sehnen nach dem für ihn Unerreichbaren, kämpfte mit Leidenschaft um Erfolg in der Welt und mußte doch, durch die Erfolglosigkeit niedergedrückt, im Kampfe oft erlahmen. Nun war ihm plötzlich eine schöne und reiche Dame freundlich begegnet. Diese unbedeutende Begegnung war in seiner ausgehungerten Phantasie zu einem wunderbaren Erlebnis geworden, zu einem solchen Wunder, daß ihm die Wiederholung unglaublich erschien. Da träumte er denn im voraus von seinem versprochenen Besuche, fand dann aber, als der Moment gekommen war, ihn auszuführen nicht den Mut.

Das betrübte ihn sehr; er war mit sich unzufrieden, fand sich von Schicksal und Natur zurückgesetzt, wütete gegen seine eigene Schwäche. Und die Reue über diese Schwäche war so stark, daß sie diese bei der nächsten Gelegenheit überwand.

Am Sonntag Morgen, schon recht früh, fuhr er an den See und wanderte zu der gastlichen Villa.

Seine Gönnerin hatte ihn zweifelnd erwartet; als er nun kam, freute sie sich lebhaft. Sie wollte durchaus, daß er noch nicht Kaffee getrunken habe, richtete den noch nicht völlig abgedeckten Tisch wieder anmutig her und nippte selbst an einer neugefüllten Tasse; als er getrunken

hatte, sollte er durchaus Popoffsche Zigaretten rauchen, und erst auf seine wiederholte Versicherung, daß er an Tabak nicht gewöhnt sei, stand sie von dem Verlangen ab.

Verschiedene Gefühle mischten sich in ihr, um sie sehr zufrieden zu machen; eins davon war die natürliche Anmaßung einer verwöhnten Frau, die es nicht dulden mag, daß ihr ein Wunsch versagt blieb. —

Sie ging mit ihrem Gaste durch den Garten, es war ihr an seiner Seite so, wie wenn sie einen lange vertrauten, bevorzugten Vetter spazieren führte.

Und er fand sich in seine Rolle besser als das erste Mal, er sprach freier, ging auf ihre Anregungen ein, hatte Sinn für das, was sie in Garten und Park ihm zeigte. Miteinander bestiegen sie eine kleine Höhe in der äußersten Ecke des Besitztums, blickten über den See und das Land hinaus auf die fernen Berge; Nadeshda glaubte jetzt eigentlich diese schöne Natur erst zu genießen, und der junge Freund äußerte sich mit einer gerührten Begeisterung.

Dann schritten sie durch den dichtumwachsenen schattigen Weg unten am Geländer beim Seestrand; hier waren sie wie in tiefster Einsamkeit, und ihr Gespräch verstummte, es legte sich wie eine bange Feierlichkeit auf ihre Seele.

Auch die Gewächshäuser zeigte Nadeshda ihrem Gast und zuletzt noch die beiden russischen Traber; da wußte er denn freilich nichts mehr zu sagen, vor diesem unbekannten Hausrat des Reichtums überfiel ihn wieder seine Befangenheit.

Sodann führte Nadeshda ihn nach Hause und in ein reinliches Fremdenzimmer; sie erklärte es für unbedingt notwendig, daß er ein Stündchen ruhe, obwohl er keiner Ruhe zu bedürfen versicherte.

Zum Frühstück waren die Nachbarn geladen; sie sagte es ihrem Gaste aber erst, als der Diener an seine Türe geklopft und ihn in das Eßzimmer geleitet hatte.

Dem jungen Manne war die Gegenwart von drei Unbekannten nicht eben erwünscht, jedoch nahm er sich zusammen und zeigte sich, wenn auch ein wenig steif, so doch angemessen höflich.

Ihn erstaunte, als man nun am Eßtische saß, die Pracht des Geschirrs, die Feinheit und Abwechslung der Gerichte, und im ersten Augenblick wußte er sich aus Verlegenheit nicht recht zu benehmen, er legte sich gar zu winzige Portionen auf; aber bald faßte er sich, und in der kleinen Gesellschaft herrschte eine erträgliche Gemütlichkeit, da die Brüder auf Nadeshdas bittenden Wink sich insofern nach dem Fremden richteten, daß sie sich auffallender und verwirrender Reden enthielten.

Sie sprachen von ihren Reisen, von der nächsten Umgebung sowie von der Universität, wobei es sich dann öfter traf, daß der junge Student auch sein Wort beitragen konnte. Er hatte in einem Anlauf kühner Vertraulichkeit seine liebenswürdige Wirtin gebeten, ihn nicht als Theologen, sondern als Chemiker einzuführen; so glaubte er sich in seinen Äußerungen über allerlei Menschliches weniger beengt.

Es beruhigte ihn nun, daß die Anwesenden anders

als jene Vornehmeren, die er sonst gesehen, einem ausgesprochenen Pessimismus huldigten. Er äußerte sich in demselben Sinne, erst errötend, aber dann, als er gewahrte, daß man ihn darum keineswegs verwundert ansah, immer unbefangener. Er redete von den studentischen Strebern, zu denen er seiner Denkungsweise nach doch eigentlich auch gehörte, mit großer Verachtung und verstand nachher ganz gut Neerens Ironie, als dieser ihn belehrte, Strebertum sei in unserer hochentwickelten Zivilisation das Surrogat der Moral.

„Merken Sie sich, was Stendhal sagt," ergänzte Doktor Aigl, „la première qualité chez un jeune homme aujourd'hui, c'est de n'être pas susceptible d'enthousiasme et de n'avoir pas d'esprit."

„Lieber Doktor, verderben Sie mir meinen jungen Freund nicht," warf Nadeshda ein, „ich liebe gerade das Ursprüngliche, den Enthusiasmus und die herzige Torheit."

Und Madame Tontan bestritt energisch, daß Stendhal ein klassischer Schriftsteller, mithin ein klassischer Zeuge in menschlichen Dingen sei.

Neeren machte eine ganz leise, man wußte nicht ob mißbilligende oder billigende Kopfbewegung und sagte dann: „Aber Sie geben doch zu, daß ein schönes, freies, hochsinniges Gemüt in der Welt recht üble Chancen hat?"

Das konnten die Damen, so leid es ihnen tat, nicht bestreiten und Studiosus Waehlein drückte auch lebhaft seine Beistimmung aus.

„Man könnte sich sehr wohl eine Seelenwanderung ohne das Ziel der moralischen Vervollkommnung denken,"

bemerkte Marguelay. „Wie wäre es, wenn die Natur — die ja an sich nicht moralisch ist — sich etwa vorgesetzt hätte, ihre Geschöpfe für den Kampf des Lebens immer tüchtiger auszubilden? Dazu wären dann Eigenschaften notwendig, die der moralischen Vollkommenheit genau entgegengesetzt sind — kleinliche Berechnung, Egoismus, Härte, Geiz — und so müßte denn ein reicher Mann, der gar zu edel, selbstlos und freigebig war, in dürftigen Verhältnissen wiedergeboren werden, und wenn ihn das nicht kuriert, das nächste Mal als Bettler."

„Ich kenne unter den Korpsstudenten viele, denen eine solche Wiedergeburt zu wünschen wäre — allerdings nicht wegen ihres Edelmutes," bemerkte Waehlein tapfer, dem der Wein und die behagliche Indifferenz der Gesellschaft Mut gemacht hatte.

Käse und Früchte waren serviert worden, man begab sich in das Nebenzimmer, wo Kaffee und Rauchzeug bereit standen. Der Student schlürfte seinen Kaffee und sein Gläschen Cognak; er sah mit innerlichstem Genusse, daß die Wirtin vor ihm eine Zigarette rauchte; das kam ihm nicht nur sehr graziös vor, sondern auch als eine kühne, aristokratische Vertraulichkeit.

Seine anfängliche Schüchternheit hatte er ganz abgelegt, so daß er ein bißchen altklug und ein bißchen viel sprach, ja sogar die Unterhaltung dominierte; die Französin redete er hartnäckig in ihrer Muttersprache an, obgleich sie das Deutsche weit besser beherrschte, als er das Französische.

Das alles gefiel der Wirtin besser als den Mit-

gästen, die durch gelegentliches Verstummen ihre Meinung äußerten und dann ein wenig früh sich entfernten.

Waehlein freute sich, daß er mit den Damen wieder allein war; doch Nadeshda meinte, er müsse, wie sie, ein halbes Stündchen ruhen, dann werde man Tee trinken, und darauf solle der Wagen ihn zur Bahn bringen, falls er nicht etwa vorziehe, mit ihr einen kleinen Spaziergang an die Station zu machen.

Sehr lebhaft zog er diese letztere Alternative vor und begab sich um ihretwillen gehorsam in die aufgedrungene Siesta.

Beim Tee fand er dann die beiden Damen wieder. Er hätte Madame Tontan gern von der Anwesenheit dispensiert; nun besann er sich, als er sie sich gegenüber sah, in ihrem schwarzen Sammetkleide, mit dem ziemlich distingierten und nicht unschönen Eulengesicht, daß er wohl ein bißchen gar zu formlos aufgetreten sei. Er wollte sie durch eine milde Freundlichkeit versöhnen, wobei es zwar nicht ohne Verlegenheit abging; jedoch gab ihm diese Mischung von gutem Willen und mangelhaftem Können etwas sehr Anmutiges; Nadeshda, die am Ende des Tisches beim Samovar saß, blickte auf ihn von der Seite und beobachtete mit Vergnügen, wie er sich bemühte, der andern ein paar höfliche Liebenswürdigkeiten zu sagen.

Der Diener hatte sich mit dem Herrichten ein wenig verspätet; kaum waren die Tassen geleert, so war es auch schon Zeit zum Bahnhof zu gehen. Waehlein fürchtete die Begleitung Madame Tontans, zu der sie

sich erboten hatte; allein Nadeshda bemerkte, sie werde auf einem Umwege nach Hause zurückkehren, auch sei ihr Tempo auf den Waldwegen für Madame beschwerlich und gefährlich.

Nadeshda nahm weder Hut noch Handschuhe, sondern nur ihren Sonnenschirm, was der Student wieder als eine großartige, aristokratische Freiheit auffaßte; sie gingen miteinander durch den Park bis zum Tor, von verschiedenen Bediensteten ehrfurchtsvoll begrüßt; Waehlein fühlte sein Herz sich stolz so erweitern, daß es ihm das Blut in die Wangen trieb.

Dann gingen sie auf die Landstraße, jedoch nicht ganz bis zum Dorfe, sondern hielten sich auf einem Wege, der zwischen Feldern und Gärten hinlief und im Augenblick ganz verlassen war. Waehlein pries in etwas zu gewählten Worten das Landleben und das Glück seiner Begleiterin, die es auf so bequeme und edle Art immerfort genießen könne.

„Ja," erwiderte sie, „im allgemeinen kommt man sich hier von Mensch zu Mensch näher, weil man mit wenigen Menschen zu tun hat; man kann sich natürlicher und offener geben als in der Gesellschaft, wo man beständig zum Mißtrauen gezwungen wird."

Der Weg wurde enger, die beiden herabhängenden Hände berührten sich zufällig. Diese Berührung erregte den Jüngling so stark, daß ihm seine Hände feucht wurden; er suchte sie vorsichtig aufs neue herbeizuführen und war glücklich, als seine schöne Begleiterin sich ihr nicht entzog.

Unterdessen waren sie an den Bahnhof gelangt.

Der Zug hatte nur dritte Klasse, was dem empfindlichen Studenten eine Beschämung ersparte; Nadeshda begleitete ihn noch auf den Perron und fragte nach seiner Adresse; als er endlich im Zuge saß, der langsam davonrollte, winkte sie ihm noch nach. —

Und Nadeshda ging in einer sonderbaren Stimmung heim. Da sie noch ein junges Mädchen war, hatte sie diese Stimmung wohl gekannt, an stillen Frühlingsnachmittagen, wenn die Sonne rot und warm untergeht und in der Erde das erstarrte Leben beginnt sich zu lösen.

Sie sprach wenig von ihrem jungen Freunde mit Madame, die seiner wohlwollend, aber nicht ohne leichte Neckerei gedachte. —

Dann traf es sich, daß Nadeshda nach München fahren mußte. Sie beredete Madame, die sich ihr anschließen wollte, im Hause zu bleiben; eigentlich ohne zu wissen, warum; erst nachträglich meinte sie bei sich, die lustige Französin störe ihr die Stimmung.

Wie sie nun aber in der großen Stadt war, wußte sie nicht, was sie beginnen sollte. Sie suchte ihre Schneiderin auf, ging aber nach einigen Minuten wieder fort; sie machte ein paar Einkäufe, war jedoch mit allen Magazinen unzufrieden.

Dann frühstückte sie. Ihren Ärger, ihre Krittlichkeit, hatte sie in dem freundlichen Saal unter den behäbigen Gästen und den geschäftigen Kellnerinnen bald vergessen; aber sie fühlte sich sehr einsam, sie wünschte sich einen Menschen herbei, mit welchem sie ein freundliches Wort reden könnte.

So verweilte sie an ihrem Tischchen etwas lange und unschlüssig; endlich erhob sie sich, bezahlte und ging auf die Straße hinaus.

Aber auch hier wußte sie nicht, was sie anfangen sollte, sie kam sich völlig verlassen vor.

Da zog ihr ein Gedanke durch den Kopf, über den sie unbewußt lächelte; ohne Besinnen trat sie zu einem Fiaker heran, rief ihm einen Straßennamen zu, und rollte davon.

Zehn Minuten später stieg sie in einer schnurgeraden Straße der Vorstadt bei einem großen, neuen Hause aus roten Backsteinen aus. Hastig eilte sie über ein paar knarrende Treppen; vor einer Tür waren verschiedene Visitenkarten angenagelt, unter denen sie sich suchend umsah; dann klingelte sie, eine alte Frau öffnete und antwortete auf ihre Frage nach dem Studiosus Waehlein, er sei leider eben ausgegangen.

Es war Nadeshda wie eine ärgerliche Enttäuschung; doch faßte sie sich und sagte: „Schade. Ich möchte wenigstens das Zimmer meines Neffen sehen."

Ein prüfender Blick, dann eine einladende Bewegung, und Nadeshda schritt über einen dunklen Korridor in das Zimmerchen.

Es war ihr sonderbar zumute, als sie sich in dem kleinen Raume, der ihr erstickend eng schien, befand. Links an der Türe war das einfache Bett, hinter diesem ein kleiner Waschtisch, eine Kommode mit Spiegel zwischen den schmalen Fensterchen, und dem Bette gegenüber ein Schreibtisch, mit Tinte befleckt und bedeckt mit zahlreichen

Büchern; über dem Tisch war noch ein kleines vollgepfropftes Bücherregal.

Nadeshda blickte sich um; es herrschte im ganzen eine ziemliche Ordnung, nur gewahrte sie mit einem heimlichen Mitleid, daß nirgends ein Stück von Wert oder von irgend einer persönlichen Bedeutung in die Augen fiel.

Dann blieb sie an dem Tische stehen und öffnete einige Bücher; sie dienten augenscheinlich dem Studium, bezogen sich auf Theologie und Chemie und bestätigten also, was ihr Besitzer erzählt hatte. Ein paar kleine Bändchen erregten ihre Aufmerksamkeit; sie waren sehr zerlesen, vermutlich entliehen und — erotischen Inhalts, wie sich bei flüchtigem Durchblättern ergab.

Das hätte eine strenge Tante entrüsten mögen; der offenen guten Frau wurde dabei wehmütig ums Herz. —

Als Nadeshda wieder auf der Straße war, bemerkte sie, daß sie einen Handschuh auf dem Tisch vergessen hatte; sie ging jedoch nicht zurück — —

Am nächsten Tage erhielt sie von ihrem Freunde einen langen, dankerfüllten Brief. Herr Waehlein entschuldigte — obwohl es nichts zu entschuldigen gab — mit weitschweifigen Erklärungen seine Abwesenheit von der Wohnung; dankte in pathetischen, wenn auch nicht ganz klaren Worten für die unverdiente Ehre eines solchen Besuches, und drückte seine Rührung über das zarte Andenken aus, welches ihm in so unauffälliger Weise verehrt worden sei. Er erwähnte, wie sehr er in der Achtung seiner Vermieterin gestiegen sei, nachdem eine so distingierte Tante bei ihm gewesen; und er fügte

hinzu: „daß Sie es waren, habe ich gleich gemerkt. Eine so vornehme Freiheit ist nur den auserlesensten Geistern eigen, und in meinem ganzen Gesichtskreise wüßte ich keine Persönlichkeit, welche dieser Vornehmheit des Wesens nur entfernt nahe käme."

Nadeshda hatte eben selbst ein Billett verfaßt, um ihren Besuch zu erklären und etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen; nun zerriß sie das Papier und schrieb einen längeren, freundlichen Brief.

Es erfolgte, ihr unerwartet, schon tags darauf eine Antwort, in welcher der Schreiber noch immer wie berauscht sechs Seiten von ihrer Güte und Herrlichkeit sprach. Wohl lächelte sie ein wenig; aber diese Herzensergießung machte ihr doch so viel Freude, daß sie sich einer aufmunternden Erwiderung nicht enthielt; und so war sie denn unvermerkt in eine Korrespondenz hineingeraten, die vor kurzer Zeit ihr noch komisch und unsinnig erschienen wäre.

Für den neuen jungen Freund aber war es ein Vorteil, daß er sich eine Weile nur in Briefen präsentierte. Denn sie las aus den Briefen heraus, was ihr gefiel, und sie konstruierte sich nach ihnen, Tag für Tag ausfeilend und glättend, einen Antinous oder einen verführerischen Ganymed, welchem es gefallen hätte, nicht Zeus, sondern geschmackvoller der Hera zu dienen.

Als aber wieder ein Sonntag kam, da stellte sich statt eines Briefes der Schreiber selbst ein. Er war von einer Erregung durchglüht, welche ihn eigentümlich verschönerte; in Nadeshdas Augen vermischte sich das

ideale Bild mit der lebendigen Persönlichkeit und gab dieser dadurch eine besondere geistig-erotische Weihe; so wurden die kurzen Stunden des Zusammenlebens zu einem reizenden Idyll.

Madame, die sich skeptisch und neckisch verhielt, wurde, so viel es anging, entfernt; zu zweien saßen die beiden Freunde in dem stillen Salon, zu zweien wanderten sie durch den Park und die Gärten. Werner hatte immer noch etwas Gedrücktes, doch gab ihm das in den Augen der Herrin einen verführerischen, knabenhaften Reiz; und dann ging er von Zeit zu Zeit immer wieder aus sich heraus, in einer naiven, manchmal unbewußt-herausfordernden Zutunlichkeit.

Vor Madame ersuchte ihn Nadeshda einmal, gelegentlich Kameraden mitzubringen, da sie junge Leute sehr gern um sich sehe; in der ersten Sekunde war er betroffen, dann aber versprach er eifrig und wichtig es zu tun.

Und als er fort war, ging die Korrespondenz weiter. Werner schrieb endlose, ein wenig zu sehr stilisierte Briefe; im ganzen äußerte er demütig wortreich seine Dankbarkeit, seine Verehrung für die Herrin; hin und wieder wurde er leidenschaftlich oder vertraut, und dann ging er meist über das rechte Maß hinaus, ja, manche seiner Äußerungen mochten frech und verwegen klingen.

Nadeshda lächelte oft und zürnte zuweilen ein wenig; aber Lächeln und Zorn verschmolzen bei ihr zu einem Gefühle, das eigentlich nichts anderes als weibliche Schwäche war. —

X.

Eines Sonntags Morgen erschien Waehlein auf der Villa Puschkin mit einem Genossen, den er als den Studiosus juris Herrn Adam vorstellte. Nadeshda begrüßte den Fremdling freundlich, obwohl er nach ihrer Meinung so wenig Gewinnendes hatte, daß sie sich über den unverkennbaren Respekt wundern mußte, mit welchem Werner ihn betrachtete.

Herr Adam war stark, fleischig und grobknochig gebaut, mit aufgeschwemmten Wangen und beträchtlich ausgefüllter Weste. Er hatte Bewegungen, die man sehr wenig graziös, ja plump hätte finden müssen, wenn er sie nicht mit einer unverbrüchlichen Feierlichkeit durchdrungen und für Nadeshdas Augen auf die Art wenigstens einigermaßen komisch gestaltet hätte.

Im Moment der Vorstellung schien er dieser eleganten Dame gegenüber ein wenig befangen; jedoch dauerte diese Befangenheit nur eine Sekunde, dann benahm und äußerte er sich mit vielem Aplomb. Er dankte feierlichst für die Einladung, welcher er gern Folge leiste, so sehr er auch mit anderen Verpflichtungen überhäuft sei, und dankte ferner auch für das seinem Freunde, den er wie einen Protegé behandelte, dargebrachte Wohlwollen.

Während er sprach, warf Nadeshda einen schnellen Blick über seine stattliche Person; er war in einer Kleidung, die durchaus elegant sein sollte und einem Schauspiel in Versen glich, dessen Verfasser leider kein Poet war; etliche blau-rote Narben zeigten an, daß er zu

einer schlagenden Verbindung gehörte, doch hatte er — ein zweifelhaftes Kompliment für Nadeshda — seine Farben, nämlich Mütze, Band und Bierzipfel — zu Hause gelassen.

Nadeshda führte die Herren in eine Laube am äußersten Ende des Gartens, wohin sie Zigaretten und Portwein bringen ließ, und es begann unter den dreien ein vorbereitendes Gespräch. Herr Adam übernahm vorzüglich die schwerere Aufgabe, das Reden, während er seinen beiden Nachbarn das Zuhören überließ; auch schonte er seinen Kehlkopf nicht, sondern verlieh seinen Worten einen dröhnenden Nachdruck. Er wandte sich mit einigen eben so umständlichen wie nichtssagenden Höflichkeitsphrasen an seine schöne Wirtin, von deren Gnade er nur in Superlativen und von der selbst er in der dritten Person sprach, was ihr, die dergleichen zumeist von Domestiken gewöhnt war, sehr komisch erscheinen wollte.

Bald aber ging er auf ein interessanteres Thema über, nämlich auf sich selbst; er sprach von Bällen der abgelaufenen Saison, bei welchen er teils der Eingeladene, teils mit seinen Freunden der Gastgeber gewesen war; diese letzteren Veranstaltungen waren besonders glänzend und durch eine wenig bekannte, ganz vortreffliche Champagnermarke, die kein Geringerer als er selbst entdeckt, mit einer eigenen Weihe umgeben gewesen. Er bedauerte, daß die gnädigste Frau dieses Genusses nicht teilhaftig geworden war, drückte aber die feste Hoffnung aus, im nächsten Winter sie bei ähnlichen Gelegenheiten zu sehen.

Dann redete er noch über seine Reisen, sowie über einen entfernten Onkel, der Regierungspräsident war; es war tröstlich zu hören, wie er alles, was ihn persönlich betraf, mit einem gesunden Optimismus beurteilte.

Nadeshda schob nur hin und wieder einen höflich fragenden, zustimmenden oder bewundernden Satz ein; Werner saß still und schmächtig in seiner Ecke, blickte bald mit großen Augen auf den Freund, bald bescheiden auf die winzigen Kristallgläschen, in welchen der Portwein funkelte. Er war augenscheinlich von manchen Äußerungen seines Freundes recht stark berührt, ja so stark, daß er leicht errötete. Das mochte eine nicht ganz neidlose Bewunderung sein; jedoch Nadeshda deutete seine Bewegung anders, nämlich als ein Aufbäumen seines guten Geschmacks; und der bescheidene, schmächtige Jüngling mit den großen braunen Augen stieg dadurch noch in ihrer Achtung und Neigung.

Nach einem halben Stündchen wurde ein Spaziergang durch den Garten beliebt; Herr Adam lobte kühl die Anlagen, und zeigte sich insofern sehr beschlagen, als er Ähnliches an den verschiedensten Orten gesehen zu haben angab. Der Abschluß wurde wieder mit dem Stalle gemacht, denn die Besitzerin gab noch immer die Hoffnung nicht auf, dem erfahrenen Weltmann mit irgend einer Sache doch noch zu imponieren, und dazu schienen ihr die beiden stolzen Orloffs gut.

Er betrachtete sie anerkennend, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, und sprach dann gelassen von der Troika eines Fürsten Trubetzkoi, die er in

Baden-Baden oder wo es sonst gewesen sein mochte, recht wohl gekannt habe. —

Nadeshda lächelte mit den Augen, sie ärgerte sich nicht, sondern amüsierte sich sehr; und nun fühlte sie sich dem aufs neue verschüchterten, stillen Werner ganz besonders nahe, sie hatte immer Lust, ihn mit dem Ellbogen anzustoßen, wenn ein Wort seines Genossen ihr recht drastisch ins Ohr fiel.

Als man gegen das Haus zurückwandelte, kam denn doch ein allgemeineres Gespräch zustande, und der aufmerksamen Herrin wurde allmählich das Verhältnis zwischen den jungen Leuten halbwegs klar.

Werner hatte ihre Aufforderung, einmal einen Freund mitzubringen, blutig ernst genommen, er glaubte, man verlange damit Referenzen und daß er sich über einen anständigen Verkehr ausweise. Er hatte darum den Vornehmsten gewählt, über den er verfügen konnte, jenen Schulkameraden aus seiner Heimatsstadt, mit welchem er sonst wegen des großen Abstandes ihrer äußeren Mittel kaum umging. — Und dieser nahm seine Bitte gnädig entgegen, wie eine Fürstin das Protektorat über ein Magdalenenstift; er hatte sich sogleich von der extravaganten Fremden ein Bild auf seine Art gemacht und zu dem bescheidenen Freunde geäußert: „Ja, ja, ich weiß schon, ich kenne diese Leute. Will dir mal zeigen, wie man die behandelt: nur sich nicht verblüffen lassen, nur keine dumme Bescheidenheit. Ich bringe dich bei der in einem Tage weiter, als du ohne mich in deinem ganzen Leben gekommen wärst.“

Und Werner hatte ihm vertraut, er hoffte mit dem geborgten Glanze zu leuchten, und in der Kunst, mit vornehm-pikanten Damen umzugehen, von dem selbstbewußten Meister zu profitieren. Der Meister selbst aber dachte schon im stillen an allerlei künftige schätzenswerte Möglichkeiten . . .

Da in der Nachbarwohnung zufällig nur van Neeren anwesend war, so konnte auch nur er zum Frühstück kommen; im Grunde war es ihm langweilig, aber Madame Tontan, die den intimen Verkehr Nadeshdas mit ganz jungen Leuten nicht gerne sah, hatte ihn insgeheim so dringend um sein Erscheinen ersucht, daß er nicht wohl absagen konnte.

Sie saßen au dem herrlich gedeckten Tisch, und Nadeshda war froh, gerade für dieses Frühstück besondere Sorgfalt empfohlen zu haben, da Herr Adam jedenfalls ein kritischer Gast war.

Er gab sich auch die Miene eines blasierten Kenners, wobei er übrigens den Gerichten und noch mehr den Weinen herzhaft zusprach; da er nach seiner Meinung jedes beliebige Quantum geistiger Getränke vertrug, so brauchte er sich nicht zu genieren.

Van Neeren bemerkte schon, während er die Serviette entfaltete, daß die Unterhaltung nicht sehr amüsant zu werden versprach; er sorgte daher für einige Abwechslung, indem er sich seines holländischen Namens bediente, um eine mangelhafte Kenntnis des Deutschen vorzuspiegeln.

Die beiden Damen blickten ihn zuerst erstaunt an, störten ihn aber nicht, Madame Tontan wurde sogar

von seinem Irrereden angesteckt und sprach unwillkürlich in einem gebrochenen Deutsch-Französisch, wie sie es sonst nicht tat; hingegen die beiden jungen Leute verharrten in ihrem unverbrüchlichen Ernst, wie es eigentlich in einer Komödie die Zuschauer nicht, sondern nur die Schauspieler tun sollten.

Studiosus Adam redete wieder sehr viel und zwar meist von sich selbst, worin van Neeren ihn noch bestärkte, indem er ihn nach seiner studentischen Verbindung fragte, nebenbei erwähnend, einer seiner geschätzten Verwandten habe auch in Heidelberg als Korpsknabe gedient.

„Korpsbursche wollten Sie sagen," verbesserte Adam, und jener nahm mit heuchlerischem Dank die Berichtigung hin.

„Maar," fuhr van Neeren fort — denn er begann fast jeden Satz mit dem Worte maar — „haben Sie auch Damen im Verein?"

Adam lächelte breitspurig und setzte ihm die Organisation der studentischen Korps auseinander, worauf denn jener in einer plötzlichen Erleuchtung bemerkte, daß er das doch habe wissen müssen, und daß seine Frage doch eigentlich sehr dumm gewesen sei. Er erkundigte sich dann nach den Voraussetzungen des Duells, und als ihm erwidert wurde, die jungen Herren geben unbedingte Satisfaktion, meinte er: „Ah, ihren Eltern."

Jedoch erwies er sich wieder einer Belehrung zugänglich, erwähnte auch, daß die Korps seines Wissens die staatserhalt e n e n Männer lieferten, wobei ihm dann ein ‚d' eingeschoben wurde, das er freundlich akzeptierte.

Sodann wünschte er genauere Auskunft über Sitte und Lebensweise der Herren.

Studiosus Adam gab diese Auskunft bereitwillig, alles auf das herrlichste darstellend, und zumal solche Unternehmungen wie eigene Korpshäuser, Umzüge und mancherlei Feste hervorhebend.

„Maar — das muß schrikkelig viel Geld kosten," philosophierte der unentwegt ernste, blonde Mann, doch meinte er weiter, die Herren hätten es wohl.

„Gewiß, man zieht nur solche heran, die über einen anständigen Wechsel verfügen," bestätigte der Student.

„Ich habe verschiedene Herren davon gekannt," sagte Neeren darauf, „sie waren wirklich von einer seltsamen Vornehmheit."

Auch dieser Fehler, der den Holländern so leicht begegnet, wurde ihm korrigiert, und er nahm gern zur Kenntnis, daß man im Deutschen anders als in seiner Muttersprache ‚selten' sagen müsse.

Herr Adam belustigte sich über Herrn van Neeren, und dieser wieder über Herrn Adam, so war den beiden wohl gedient; Nadeshda hatte im Anfang verstohlen gelächelt, aber dann wandte sie sich von den beiden ab und ihrem stillen Nachbar zu, der ganz verschüchtert vor sich hinblickte und nur Viertelsrationen genoß.

Da legte sie selbst ihm einige umfangreichere Stücke auf den Teller; er sah sie mit seinen braunen Augen etwas verlegen und doch offen dankbar an, und sie empfand für ihn ein beinahe körperliches Gefühl der Sympathie. Sie sagte ihm allerlei Herzliches und be-

rührte, wie es ihre unbefangene Art war, öfter mit der Hand seinen Arm; und sein Antlitz verklärte sich.

Das war nun doch dem Kommilitonen nicht entgangen, der mit breitspuriger Diskretion lächelte, jedoch schwieg und sich das Beobachtete insgeheim ad notam nahm. Er aß und trank unterdessen brav weiter, sprach laut und war, als die Tafel aufgehoben wurde, in einer vorzüglichen Laune. —

Am Nachmittage begleitete Nadeshda Bachini mit ihren studentischen Gästen den Herrn van Neeren, als dieser heimging; das Nachbarhaus wurde auch gezeigt, machte aber nur einen unbeträchtlichen Eindruck auf den Studiosus Adam.

Van Neeren, dessen Brüder noch nicht zurück waren, verabschiedete sich dann, und die andern zogen auf einen Spaziergang weiter, über die Landstraße und darauf, bereits vor dem Dorfe abbiegend, gegen die Eisenbahnlinie.

Der benarbte Student hatte sich von seiner Wirtin das Bild einer keineswegs uneinnehmbaren Festung gemacht und eröffnete sogleich die vorbereitenden Angriffe, ausgerüstet mit der angeblichen Erfahrung seiner Don Juanesken Freunde.

Trotzdem er nach seinen Beobachtungen schloß, man könne bei dieser interessanten Fremden schon einiges wagen, ging er zuerst ziemlich behutsam vor. Er sprach von einem Freunde, dessen Vater eine große Korsettfabrik besaß, um dann von dem Erzeuger auf das Produkt zu kommen, und von hier aus mancherlei Ideenassoziationen zu folgen.

Nadeshda hatte in ihrer Unbefangenheit an seinen Reden kein Arg, sie antwortete heiter und offen.

Inzwischen waren sie auf einen einsamen, etwas engen Weg gekommen; und er wiederholte nun mit großer Energie jenes Manöver, welches sein bescheidener Freund bei ähnlicher Gelegenheit zufällig und unabsichtlich gemacht hatte: er drängte sich zu körperlichem Kontakt an die Dame heran, die zwischen ihm und Waehlein ging.

Darin merkte sie keine Absicht und wurde deshalb nicht verstimmt, obwohl der Weg noch einige Zentimeter Raum gewährt hätte und der Zudringliche sich nicht mit einem Zusammenstoßen der Arme begnügte, sondern auf einer weitern Oberfläche Fühlung zu nehmen bestrebt war.

Er fuhr unterdessen in seinen eröffnenden Reden fort, von dem in Bescheidenheit versunkenen Freunde ungestört; aber er verriet sich durch einen gar zu offenen und plumpen Angriff, den er einerseits mit dem Munde führte, anderseits in einer Flankenumgehung mit der Hand; und nun kam aus dem gegnerischen Lager eine gewaltige Bombe.

„Drüben ist die Station," rief Nadeshda zornig, „da können Sie Selterswasser zur Abkühlung haben, eine Douche täte Ihnen noch besser."

Und sie wandte ihm schroff den Rücken, um heim zu kehren.

Herr Adam war ganz perplex, er hatte als Don Juan noch nicht Erfahrung genug, in einem so kritischen Augenblick die Situation zu retten; zwar besann er sich rasch, aber ihm fiel als einzige Auskunft bloß jene ‚eisige Kälte' ein, von der Novellenschreiber und ganz

junge Leute so viel zu erzählen wissen. So lüftete er hinter Nadeshdas wohlgeformtem Rücken den Hut und empfahl sich mit dem Bedauern, daß er ihre Zeit schon reichlich lange in Anspruch genommen habe.

Wer wie ein begossener Pudel dastand, das war Werner Waehlein. Er glaubte sich dem Freunde anschließen zu müssen und konnte sich doch zu dem Anschluß nicht entschließen — ein kurzes Schwanken, dann eilte er der Zornigen nach, den Hut fast an der Erde, und nahm jammervollen Abschied, flehend, sie möge ihm wenigstens nicht zürnen.

„Sie haben mir ja nichts getan," antwortete Nadeshda ganz freundlich, „kommen Sie, wir wollen miteinander Tee trinken."

Und sie gingen ziemlich schnell zuerst und schweigend, ihren Weg miteinander zurück.

Nadeshdas gütiger Sinn war von der unfriedlichen Trennung schmerzlich berührt, obwohl sie den Abgewiesenen nicht entschuldigen konnte; aber wenn er in der Wage sehr tief sank, so erhob sich die andere Schale mit ihrem Freunde Werner Waehlein.

Dieser fand nach einer Weile die Rede wieder, er fragte in anmutig flehendem Tone: „Sie sind mir wirklich nicht böse?"

„Wie sollte ich Ihnen böse sein," antwortete Nadesha milde und drückte ihm die Hand.

Nun wollte er ein gutes Wort für seinen Freund einlegen, dessen Taktlosigkeit wohl eigentlich nur Übermut sei. Er schilderte mit naiver Wichtigkeit, wie sehr

der junge Mann durch seinen Reichtum, durch seine soziale Stellung, seine Beziehungen, seine zu erwartende glänzende Karriere verwöhnt sei, wie schwer es ihm daher fallen müsse, das übermächtige Selbstgefühl zu zügeln.

Und Nadeshda widersprach nicht, sie lächelte nur leise, hinter all diesen Worten erblickte sie lediglich den, der sie sprach, und der schien ihr wunderbar verschönert.

So gingen sie durch den wonnigen Sommernachmittag, Nadeshda wurde eigen ums Herz von einer glücklichen Wehmut, und wenn sie den neben ihr Wandelnden jetzt zufällig berührte, so löste sich nur langsam die Berührung wieder auf.

Nach einer Pause sagte sie dann noch, da ihr junger Freund eine Antwort zu erwarten schien: „Was kann uns sein Geld und seine Karriere ausmachen! Mir genügt es, wenn einer nur als Mensch etwas ist. Alle guten Menschen sind gleich, mögen ihre äußeren Verhältnisse sein, welche sie wollen."

Werner Waehlein errötete vor Glück und Stolz. Als sie nach Hause kamen, war Madame Tontan ausgegangen.

Nadeshda meinte: „Es lohnt sich nicht, im Eßzimmer den Samovar aufzustellen; kommen Sie, wir lassen uns den Tee in den Wintergarten bringen."

Der sogenannte Wintergarten war eigentlich nur eine Art schmaler, gangartiger, mit allerlei Gewächsen angefüllter Raum zwischen dem äußersten Ende des Hauses und den Treibhäusern; eine Tür ging ins Freie, die andere in den großen Salon.

Zwischen den Palmen und nahe den mit blühenden Geranien geschmückten Fenstern stand ein kleiner Tisch. Nadeshda saß in dem Rohrsessel, sie hatte das Teegeschirr vor sich und schenkte den Tee ein; zu ihren Füßen, auf einem niedrigen Schemel hatte der junge Freund sich niedergelassen.

Er blickte mit seinen großen braunen Augen zu ihr auf; sie tranken beide langsam ihren Tee und wechselten dazwischen einige inhaltlose und ihnen doch so erfreuliche Worte.

Schon stand die Sonne sehr tief, sie verstärkte mit ihrem leuchtenden Schein das Rot der Blumen, spielte um die Häupter und in dem Haar der beiden Menschen und verbreitete in dem Raum eine feierlich-stille, warme Abendstimmung. Nadeshda fühlte, wie das Herz ihr groß wurde; und dann fuhr sie schweigend ihrem jungen Freunde sacht über das Haar. Ihn durchrieselte diese Berührung wie ein elektrischer Strom; ohne zu wissen, was er tat, hatte er sich erhoben und schaute der jungen Frau mit einem fragend-sehnsüchtigen Blick ins Auge.

Auch sie erhob sich, wie eine Faszinierte, von einer großen Kraft beherrscht und einer großen Schwäche zugleich.

Und dann lag sie an seiner Brust, ihre Herzen schlugen gegeneinander, die Lippen waren erstickend aneinandergepreßt. . . . .

In diesem überschwenglichen Momente hätte das Geschick dem Jüngling keine höchste Seligkeit versagt. Aber in seinem Gehirn ging eine sonderbare Bewegung vor: auf den bewußtlosen Rausch einer kurzen Minute

folgte eine plötzliche, lähmende Ernüchterung. Er konnte keinen Gedanken fassen, eine ohnmächtige Kälte beherrschte ihn; er machte sich langsam los und ging durch den schmalen Raum zu der Türe des Salons.

Unschlüssig blieb er hier stehen; Nadeshda war ihm gefolgt und fragte leise, in einer träumerischen Verwirrung: „Wollen Sie mich schon verlassen?“

Da schritt er, ohne eine Antwort zu geben, wieder zurück an seinen Platz.

Auch Nadeshda warf sich wieder in den Sessel; ihr Blick war starr, mechanisch füllte sie die Tassen. Und er trank hastig, und leerte dann eine zweite Tasse.

Es war zwischen den beiden eine drückende stumme Verlegenheit.

Nadeshdas Herz arbeitete schwer, wie in einem Krampfe, sie wünschte ihren Begleiter zu entfernen, sie wünschte noch mehr ein freies Ausbrechen der Leidenschaft und blieb doch in unschlüssiger Bewegungslosigkeit, gleich einem, der von Kurare gelähmt ist.

Endlich klopfte es an der Tür; der Diener meldete, schon längst warte das Ruderboot, welches man für die zwei jungen Herren bestellt habe, um sie zu der Eisenbahnstation auf der andern Seite des Sees zu bringen.

Nadeshda hörte kaum. Werner erhob sich und rannte davon, wie in einer Flucht ohne Abschied. . . . .

Beim Abendessen klagte Nadeshda über Kopfschmerzen, sie war schweigsam und schien es nicht zu bemerken, daß Madame sie mit forschenden Blicken betrachtete, dann zog sie sich früh zurück.

Am nächsten Tage beherrschte sie abwechselnd übermütige Laune und Verstimmung.

Auf einer kleinen Wanderung durch den Garten, nach der Teestunde, als sie sich gerade recht umgänglich zeigte, ergriff nun Madame die Gelegenheit ihr ins Gewissen zu reden.

Madame Tontan hatte sich schon allerlei Gedanken über das Benehmen der gutherzigen Frau gemacht. Sie wußte nichts von dem, was am letzten Tage vorgefallen war, auch nahm sie nicht an, es könne irgend ein ernstes Gefühl die Seele Nadeshdas verwirren; aber sie hielt den Verkehr mit diesen jungen Studenten für eine überflüssige, törichte Zerstreuung, die einerseits zu unnützem Gerede vielleicht Anlaß gebe, sodann aber auch einem bessern Umgang im Wege sein könnte.

Denn Madame hatte für ihre leichtsinnige Pflegebefohlene eine besonnene Eitelkeit, wünschte daher, sie möchte solchen Männern gefallen, die des Gefallens wert wären, und so gefallen, daß eine Heirat sich daraus ergeben könne. Nichts aber konnte diesem Ziele weniger entsprechen als ein Flirt mit den Herren Waehlein und Adam.

„Wenn sie mit Ihnen verwandt wären, wenn sie etwa ein alter Onkel wären,“ sprach sie warnend zwischen zwei Blumenbeeten, „wenn Sie ein alter Onkel von diesen jungen Leuten wären, dann würde man Ihr Entgegenkommen sehr vernünftig und liebenswürdig finden. Aber Sie stehen ihnen fern, Sie haben an ihnen gar kein Interesse; da würde leicht einer sagen: Diese Freundlichkeit ist geschmacklos.“

Nadeshda lachte und rief: „Aber wenn der Mensch mir gefällt?“

„Wie kann dieser junge Mensch Ihnen gefallen? Ein Student, nicht geistreich, nicht hübsch, von etwas primitiven Manieren —“

„Meine liebe, kleine Madame, Sie urteilen da recht wie ein Philister. Ich finde im Gegenteil Herrn Waehlein sehr hübsch. Sehen Sie nur einmal seine Augen an! Und die Hauptsache ist doch die Seele. Ob er in seinem Wesen reizend ist, danach fragen Sie nicht.“

„Sie sind zu gut,“ erwiderte Madame aufrichtig; denn obwohl sie sonst des Spürsinns nicht ermangelte, hatte sie keinen Augenblick an eine mögliche Verliebtheit gedacht. Aber dann tadelte sie weiter diese unbesonnene Güte, die auf die Dauer auch dem damit Begnadeten eher schade als nütze. Sie erinnerte an so manche frühere Bekannten von Geist und Stellung, gegen die Nadeshda sich gleichgültig, launisch und unartig benommen hatte.

Allein diese wollte keine Vernunft annehmen, sie erklärte, Madames Günstlinge seien Industrierittern, wenn nicht gleich, so doch ähnlich gewesen, Werner Waehlein dagegen sei das Ideal eines Jünglings.

„Aber er ist ein Student!“ schrie Madame Tontan. Sie hatte, nicht aus ihrer französischen Jugend, sondern von dem Aufenthalt in Rußland her, eine schlimme Meinung von den Studenten behalten, die sie, einerlei zu welchem Vaterlande und zu welcher Fakultät sie gehörten, als ungewaschene, skrophulöse Burschen, Aufrührer und Anarchisten ansah.

Und sie gab dieser ihrer Meinung lebhaften Ausdruck, sie beschwor die leichtsinnige Frau, sich nicht in eine Gesellschaft zu begeben, die sie zum Bombenwerfen verleiten und am Ende aufs Schafott bringen werde.

Diese übertriebene und urteilslose Besorgnis belustigte Nadeshda äußerst, so daß sie die unliebsamen Warnungen vor dem Auserwählten ihrer Seele in solcher Sauce ganz gut verdaute. —

Einen Tag später machte Marguelay einen kurzen Besuch. Er hatte unter seinen Papieren einmal etwas anderes entdeckt, als einen literarischen Plan, nämlich etwas Ausgeführtes, und wenn es auch nur ein einziges Sonett war, so hielt er es der Mühe wert, das halb vergilbte Papier seiner Nachbarin zu zeigen, einmal weil nun wirklich etwas Fertiges darauf stand, und ferner, weil es sie persönlich betraf. Er hatte das Sonett wenige Tage nach ihrer ersten Bekanntschaft in einem großen Badeort gemacht, und es lautete:

So edel-schön, so heiter stolz, erhaben
Weilst du in deiner ewig reinen Höhe,
Du Licht, zu dem ich um Erleuchtung flehe,
Mit Klarheit mich und Wärme zu begaben.
Und doch, in tiefe Finsternis vergraben,
Empfind' ich Furcht vor deiner hellen Nähe;
Der nahe Glanz tut blöden Augen wehe,
Nur aus der Ferne mag er sie erlaben. —
Mög' nur ein Strahl von dir bis zu mir dringen,
Und Wonne wird sich in dem Herzen regen,
Daß es vergebens nun nicht länger schmachte. —
Doch will ein Sehnsuchtsschauer mich bezwingen,
Gedenk' ich dessen, den der Götter Segen
Durch dich zum Gott aus einem Manne machte.

Nadeshda las ohne Andacht, und erst als sie geendet hatte, war sie gerührt. Sie bildete sich nämlich ein, das Sonett sei gar nicht von Marguelay verfaßt, sondern von einem andern . . .

Marguelay lud sie zum Abendessen ein. Sie kam auch, mit Madame, doch ohne besonderen Eifer; es wurde mancherlei über Welt und Literatur gesprochen, der Dichter beklagte sich ein wenig über der Nachbarin poetische Kälte, worauf Aigl zu bemerken nicht unterließ, die Poeten sollten es nur im allgemeinen bei der geringen Empfänglichkeit des Publikums bewenden lassen, denn sonst dürften sie bald über die Tür ihres Studierzimmers schreiben wie mancher Ehemann über die Türe seines Schlafzimmers: ‚Die ich rief die Geister, werd ich nicht mehr los.‘ —

Im ganzen kam man doch über Nichtigkeiten kaum hinaus, eine rechte Stimmung wollte sich nicht einstellen, und zumal Nadeshda blieb zerstreut, ja, geistesabwesend.

Später hatte sie einen heimlichen Zorn gegen ihre Nachbarn, die sie nun für weltfremde, verbitterte Hagestolze hielt.

Sie selbst war manchmal niedergeschlagen, krittlig und nervös, aber mehr und mehr gewann doch ihre innere Lebenskraft das Übergewicht; sie fühlte sich jung, jedes Enthusiasmus und jeder Hingabe fähig, sie gewahrte halb bewußt in sich eine rührende Schwäche gegen die Natur, die sie froh machte.

Mehr ahnend als deutlich erkennend, mußte sie sich gestehen, daß sie völlig verliebt in Waehlein war. Und

alle die naheliegenden Bedenken, die der Unterschied des Alters, der Stellung, der Vergangenheit hervorrufen mußte, blieben ihr ferne, sie gab sich willenlos und glücklich, wie ein junges Mädchen, der übermächtigen Regung hin. Allerlei sentimentale Vorstellungen beschäftigten sie: Waehlein sollte krank sein und ihrer Pflege bedürfen; dann sollte er plötzlich auf irgend eine Weise berühmt werden und seinen Ruhm ihrer Liebe verdanken; dann wieder wollte sie mit ihm in die weite Welt ziehen und in irgend einem Fischerdörfchen an einem italienischen See wohnen.

Dieses letzte Bild beschäftigte sie vor allem häufig; sie malte sich das trauliche, weltabgeschiedene Zusammensein in den herrlichsten Farben aus und fand in der Monotonie einen immer neuen Reiz; höchstens daß sie einmal einem phantastischen Touristen erlaubte, ihr Glück im Vorbeigehen bewundernd und neidend zu betrachten.

Waehlein hatte ihr ein kurzes Billett geschrieben, das nur einen unbestimmten, aber warmen Dank enthielt; sie antwortete mit einem langen, zärtlichen Liebesbrief.

Und nun wiederholten die Briefe sich täglich. Nadeshda schrieb leidenschaftlich, mit einer schönen Offenheit; wenn die Antworten künstlicher und vorsichtiger abgefaßt waren, so las sie doch nur ihren eigenen Sinn heraus.

Indessen war sie nicht mehr jung und unberührt genug, um in bloßen Phantasieen ihr Genüge zu finden. Sie wollte ihren Freund sehen, und sie glaubte in dem Gewühl einer großen Stadt freier zu sein als in ihrem eigenen Hause. So suchte sie denn, ohne daß sie sich

angemeldet hatte, seine Wohnung auf zu einer Stunde, wo er gewöhnlich daheim war; und sie traf ihn wirklich.

Die Vermieterin führte sie in das Zimmer und blieb neugierig unter irgend einem Vorwand; Werner war zuerst blaß geworden, eine plötzliche Kälte hatte sich seiner bemächtigt; aber dann überzog eine leichte Röte sein Gesicht, und in seinen Zügen drückte sich Stolz und Befriedigung aus. Aber er beherrschte seine Worte so, daß die Beobachtende das Verhältnis nicht anders deuten konnte, als wie es ihr dargestellt worden war; welche Selbstbeherrschung seiner Freundin als eine wunderbare Charakterstärke erschien.

Er zitterte vor Aufregung, aber stand völlig unter dem Banne der Furcht; auch als die neugierige Frau sich endlich entfernt hatte, entschlüpfte ihm kein Ton, keine Bewegung, wodurch er sich einem Horchenden verraten hätte.

„Wir dürfen nicht gar zu lange miteinander bleiben, das wäre auffällig,“ sprach er leise.

Nadeshda lud ihn zu einer Spazierfahrt ein; jedoch wollte er nicht mit ihr die Treppe hinuntergehen, sie sollte auf der Straße, an der nächsten Ecke warten.

Die zwei fuhren miteinander im offenen Wagen durch die Stadt und durch den englischen Garten; Nadeshda fürchtete die Blicke der Menschen nicht, sie war stolz, mit ihrem Geliebten sich vor der Welt zu zeigen.

Und auch ihm schwoll vor Stolz das Herz. Das gab ihm etwas Steifes, eine schülerhafte Korrektheit, und so mußten die Vorübergehenden denken, daß etwa

ein Bruder mit der ältern Schwester, ein junger Schwager mit seiner Schwägerin, oder ein Neffe mit seiner jugendlichen Tante spazieren fuhr.

Sie speisten dann miteinander in dem Saale eines guten Restaurants. Nadeshda hatte Werner ihre Börse gegeben und ließ ihn bestellen; er überwand seine Befangenheit und entledigte sich seiner Aufgabe ein wenig steif, zu würdevoll, doch ziemlich richtig.

Sein Stolz war auf das höchste gespannt, er wünschte an diesem Orte mit seiner schönen Nachbarin gesehen zu werden und blickte verstohlen um sich, ob man ihn auch beachte.

In der Tat schauten viele zu dem Tischchen hinüber, aber nur wenige dachten wohl an ein Liebesverhältnis, denn die übermäßig gespannte, geschmeichelte Eitelkeit gab dem jungen Manne etwas Starres, während seine Begleiterin von unbefangener Lebensfreude erfüllt schien.

Sie richtete zuweilen die Augen auf ihn und gewahrte, daß er ins Leere sah, wie ein Dichter in seiner Inspiration; das aber erfüllte sie mit einem erregenden Schauer. . . .

Diese Besuche wiederholten sich öfter; mochte Madame oder die Dienerschaft Verdacht schöpfen, was lag Nadeshda daran! Sie hätte ihren Ruf, ihr Vermögen, ihre Freiheit verspielt, um nur ihrem Freunde nahe sein zu können.

Sie schrieb und empfing beinahe täglich einen Brief, aber das konnte ihr nicht genügen, immer häufiger und bald jeden Tag fuhr sie nach München. Es war immer

dasselbe Mittagessen, dasselbe Abendessen zu zweien, wobei nur die Lokale wechselten, hin und wieder betrachteten sie eine Gemäldegalerie oder gingen zu Fuß durch die Stadt und in die Anlagen hinaus. Nadeshda fühlte ein gedankenloses Glück an der Seite des Jünglings, der sich eigentlich nie recht zutraulich und zärtlich gab, wie dazu auch die Gelegenheit mangelte, sondern sich unablässig in starrer Korrektheit hielt.

Er trug einen eleganten neuen Anzug und einen hohen Hut; sie hatte ihm einen Stock mit silbernem Knopf geschenkt, worüber er sich sehr freute. Es war überreizte Eitelkeit, welche ihn durch Lähmung anderer Reflexe so starr machte; Nadeshda merkte nur unbewußt, daß eine mächtige Wirkung von ihr ausging, die dann von ihm wieder auf sie zurückstrahlte. Sie war glücklich in diesem selbst- und weltvergessenen Hingeben — bis plötzlich eine innere Qual sie packte, das Nagen der Unbefriedigung.

Öfter hatte sie den Freund auf die Villa Puschkin eingeladen, er hatte sich immer gewehrt. Als er endlich kam, jubelte sie in ihrem Herzen, wie wenn er ihr ein gewaltiges, auszeichnendes Opfer brächte.

Hier auf dem Lande waren sie nun, anders als in der großen Stadt, außerhalb des Hauses ganz frei. Sie wanderten durch die Umgebung, über wenig begangene Waldwege; sie ruderten auf dem See; sie kehrten in stillen Dorfwirtshäusern ein; sie saßen ungestört in der verschwiegenen Laube im Garten, ja, auch in den entlegeneren Zimmern des bewohnten Hauses.

Es war der Leidenschaft Nadeshdas nicht möglich, im Angesichte der lockenden und verschwiegenen Natur jene Zurückhaltung zu bewahren, zu welcher die menschenwimmelnde Stadt sie zwang. Sie lag am Halse des Geliebten, berauschte sich an seinen und ihren Küssen; sie klammerte sich an seine Brust, ihre Lippen fuhren wie feuchtwarme Schlangen über seine Schläfen, und die Wangen hinab bis an den Hals.

Und auch der Jüngling blieb nicht kühl. Nur beschwerte ihn Mangel an Erfahrung und ein Mißtrauen, das in den Momenten des höchsten Anreizes selbst sich nicht verlor. Der Hymnus der Liebe konnte in keinem beruhigenden Akkord ausklingen, da er nur mit ängstlichen Fingern wirr und zaghaft über die Saiten fuhr. Er erwiderte die Küsse mit pressender Gewalt, aber plump. Er suchte Berührungen wie ein aufgeregter und unerfahrener Knabe — im ganzen war er als Liebhaber ein talentloser Dilettant, der auf jeden Beobachter einen komischen Eindruck hätte machen müssen.

Aber Nadeshda durchbrauste die Musik ihres eigenen Herzens so stark, daß sie auf den Zusammenklang nicht achtete. Sie war berauscht vom Glück, ein seliges Lächeln leuchtete auf ihren Zügen, wenn sie von einem einsamen Spaziergang mit ihrem Freunde zurückkam.

In ihrer hochgemuten Offenheit wäre sie vor den Leuten leicht unvorsichtig gewesen; aber der Freund blieb immer bedacht, seine Selbstbeherrschung beherrschte sie mit, sie schwieg und freute sich, stolz des Geheimnisses.

Madame Tontan ließ sich dennoch nicht täuschen.

In ihren Vermutungen ging sie, wie es eine natürlich empfindende Person wohl tun mußte, über die Wahrheit hinaus und bezweifelte nicht, daß zwischen den beiden ein ganz restloses Liebesverhältnis bestehe. Wenn die Vorstellung eines solchen ihr auch eigentlich nicht zuwider war, so mußte sie es in diesem Falle doch äußerst mißbilligen; aber anstatt zu warnen, vermied sie jede Andeutung, stellte sich taub und blind. Nämlich sie fürchtete, Nadeshda sei in solchem Zustande so gefährlich zu reizen, wie eine Löwin, wenn sie Junge hat; außerdem hielt sie es für das beste, kompromittierende Beziehungen totzuschweigen, und zu dem Ende wollte sie auf keine Weise und zu keinem verraten haben, daß sie darum wußte.

Die Triumvirn ihrerseits faßten die Sache vielleicht noch harmloser auf, als sie es war; jedenfalls lächelten sie wohlwollend und zeigten gegen den Studenten durchaus nicht jene Animosität, mit welcher sie Herrn Meyer bekämpft hatten.

So war Nadeshda ungestört, zumal da sie auf etwaige Reden und Meinungen der Dienstboten keine Rücksicht nahm. Sie blieb fortdauernd in einem Rausche, der sie beglückte, aber sie auch auf Momente in eine verzweifelnde Wut hineintrieb. Im Grunde lieferte sie die geistig-sinnliche Leidenschaft des Verhältnisses allein und berauschte sich lediglich an ihrer eigenen Wärme; und wie eine glatte Oberfläche die Strahlen am besten zurückwirft, so reizte die gehaltene Vorsicht, die nie versagende Selbstbeherrschung ihre entfesselte Liebesbegierde zur äußersten, verzehrenden Hitze an.

Freilich kam nach der höchsten Ekstase wohl der Rückschlag, da die befreiende Auslösung mangelte; sie glaubte dann sich und ihren Geliebten zu hassen, sie weinte und wütete gegen sich selbst.

Waren diese Anfälle vorüber, so lebte sie aufs neue froh und weltvergessen in ihrer Liebesseligkeit, die sie umhüllte, wie der Duft eine Blume umhüllt. „Du bist der einzige, und ich bin dein Eigentum,“ war ihr allgegenwärtiger Gedanke, alles andere war ihr gleichgültig und doch in einem warmen Lichte verklärt. Eine Art von Frömmigkeit blühte aus ihrer Liebe hervor; sie betete wieder und gab sich mit jenen überweltlichen Dingen ab, die sonst ihr ganz fern gelegen hatten.

Mit den Brüdern sprach sie zu deren Verwunderung öfter von der jenseitigen geisterhaften Welt, von einem Leben außer dem irdischen Körper.

Der Doktor lächelte dann skeptisch und zitierte die Worte Shakespeares, daß die Wünschenden immer Narren sind, auch blieb er gegen die beredtesten Darlegungen taub, indem er mit Goethe sagte: „Viele Worte laßt Ihr uns hören und wenig dahinter.“

Van Neeren echauffierte sich nicht gern; er lehnte es ab, eine Meinung darüber zu haben, ob solche Dinge seien oder nicht, jedoch wolle er niemand davon abreden sich eine Meinung zu bilden, denn ein Beobachter könne aus dem Himmel, den sich ein jeder baut, wundervoll auf die Neigungen des jeweiligen Architekten schließen; unglücklicherweise seien die meisten Himmelsgebäude zwar, wie moderne Dome — Kopien.

Bloß Marguelay unterstützte die Liebende. Er meinte, jeder Dichter werde von selbst auf die okkulten Phänomene geführt, er müsse nämlich bemerken, wie er oft mit vollständig ruhendem Verstande schreibe, rein mechanisch, nach dem Diktat einer allgemeinen, unerkennbaren, doch allgegenwärtigen Intelligenz; die niederen Geisteskräfte, Trieb und Instinkt, zu denen die Kunst, wie die Liebe gerechnet werden müsse, seien eigentlich die höheren, und nur darum sei man über manche alltägliche Erscheinungen, wie den Zug der Vögel, immer im unklaren geblieben, weil man sie durchaus auf Sinnes- und Verstandesoperationen reduzieren wolle, statt anzuerkennen, daß hier der unbekannte Urgrund der Dinge, das Wesen an sich, wirke.

„Allein die Naturwissenschaft," fuhr er fort, „versagt vor den großen Geheimnissen, weil ihre Methode da versagt. Man muß, um in dieses Gebiet einzudringen, auf das Experiment verzichten; aber man darf nicht denken, überall, wo das Experiment sich nicht mehr anwenden lasse, sei leerer Raum. Ja, die Naturwissenschaft wird vor solchen Erscheinungen unwissenschaftlich, wie wenn sie den Tod für einen Sprung hält, deren die Natur doch nicht macht; es ist ein Widersinn, zu glauben, ein Geköpfter sei zwei Sekunden nach seiner Enthauptung von dem irdischen Leben bereits genau so getrennt, wie zweihundert Jahre später."

Nadeshda hörte solche Worte mit einem geheimen, wollüstigen Vergnügen; und dann kehrte sie wieder in ihre Leidenschaft zurück.

Aber schon begann sich des Verhältnisses innere

Unmöglichkeit zu zeigen. Noch sah Nadeshda das Unwahre in ihres Geliebten Wesen nicht, jedoch ahnte sie es manchmal dunkel.

In dem Jüngling war die arglos triebhafte Entfaltung der Natur von Selbstbewußtheit und einer künstlichen Zivilisation überwuchert. Seine Armut, seine bedrückte Lage, die von allen großen Erfolgen des Lebens ihn ausschloß, vergaß er niemals; und als ihm nun wurde, was er in seiner verschüchterten Bescheidenheit niemals zu hoffen gewagt, da genoß er es nicht selbstvergessen sondern triumphierend, wie wenn er das große Los gezogen hätte, oder unerwartet von einem reichen, vornehmen Manne an Kindes Statt angenommen worden wäre. Und mischte sich in dieses Gefühl auch zuerst der Kitzel der geschmeichelten Sinne, so behielt mehr und mehr die Reflexion die Oberhand und machte ihn unliebenswürdig, kalt und hochfahrend wie einen Eroberer.

Sonderbarerweise verfiel er nie darauf, die Geliebte in eine reiche Braut umzuwandeln; er malte sich nämlich bereits eine Zukunft aus, welche ihn ohnehin aller materiellen Sorgen überhob. —

In den stillen Ecken des Gartens, in den entlegenen Zimmern antwortete er noch auf Nadeshdas Zärtlichkeit, aber er tat es bloß, um sein Recht nicht verjähren zu lassen, und wenn ihr in höchster Erregung sich die Pupillen erweiterten, die Oberlippe sich starr verkürzte, so daß die Zähne sichtbar wurden, dann überlegte er besonnen, ob man auch vor Überraschungen gesichert sei. —

Hingegen pflegte er sich mit großer Sorgfalt zu

kleiden, scheute auch Schulden zu diesem Zwecke nicht. Nadeshda schenkte ihm allerlei, und er ließ ruhig ihre liebevoll-unwahre Entschuldigung gelten, unter Freunden sei alles gemeinsam, und sie könne nie ein Opfer bringen, das die seinigen erreichte. Er vernachlässigte sein Sudium und kam fast alle Tage aufs Land, ja, er gewöhnte sich über Nacht zu bleiben.

Denn er hatte vor den Leuten im Hause keine Scheu mehr, er liebte es im Gegenteil, seine angemaßte Autorität zur Geltung zu bringen; er zweifelte nicht, alle seien überzeugt, daß er seinen großen Einfluß nur seiner geistigen Überlegenheit verdankte, daß er nicht dem liebebedürftigen Weibe, sondern der leitungsbedürftigen Frau unentbehrlich sei. Er wollte sich als Ratgeber und Sekretär der Hausherrin betrachtet wissen, er benahm sich wie ein ehrgeiziger und anmaßender Schwiegersohn, der aus dürftigen Verhältnissen in eine gutmütige, reiche Familie geheiratet hat.

Nur wenige Auserwählte können herrschen, ohne sich selbst zu verlieren; diesen unbedeutenden jungen Mann brachte das Bewußtsein der Herrschaft in ganz kurzer Zeit völlig aus dem Gleichgewicht. Er trat im Hause auf, als wenn es ihm gehörte, war grob mit den Dienstboten, rekelte sich mit ungereinigten Stiefeln auf einem seidenen Diwan, benutzte kostbare Vasen als Aschenbecher — denn er hatte sich inzwischen das Rauchen angewöhnt.

Gegen Madame Tontan trat er mit unausstehlicher Anmaßung auf; und dann verlangte er eines Tages,

sie solle alle Rechnungen für Haus und Wirtschaft seiner Kontrolle unterbreiten.

Es folgte eine heftige Szene zwischen den beiden, darauf zwischen Madame und Nadeshda; doch kam es zu keinem anderen Resultate, als daß Madame entschlossen war, das Haus zu verlassen und nur notgedrungen, aus Rücksicht auf ihre Ersparnisse, wartete, die sie freimachen und in Paris wieder anlegen wollte. Indessen offenbarte sie gegen den Eindringling einen wütenden Haß; wenn er sich im Zimmer befand, blieb sie nicht, und wenn er einmal in gnädiger Laune eine Frage an sie richtete, so gab sie keine Antwort. —

Die drei Nachbarn hatten sich über ihn zuerst nur gewundert und dann sehr geärgert, als er die Verbindungspforte zwischen den beiden Gärten abgeschlossen hielt, und dann gegen ihre Dienstboten sich verschiedene Übergriffe erlaubte, und als Nadeshda jede Bitte um Erklärung abwies; nun war der Verkehr zwischen den beiden Häusern ganz aufgehoben.

Nadeshda war für den unhaltbaren Zustand anfangs blind; aber allmählich mußte sie ihn doch gewahren und litt schmerzlich darunter.

Schon das persönliche Verhältnis zwischen ihr und Werner konnte nicht so bleiben, es war peinigend, quälend und lächerlich. Sie hätte ihn geheiratet, wenn er es verlangt hätte, aber sie verlangte, sie wünschte es ihrerseits nicht, es wäre ihr wie ein Opfer gewesen, daß sie der Liebe zugemutet hätte. Ach, hätte er sie geliebt, ja nur begehrt!

Aber sie mußte, so sehr sie sich dagegen sträubte, sehen, wie er von Tag zu Tag kälter und hochmütiger wurde, wie er sie als ein Fremder und leider nicht uneigennütziger Fremder betrachtete. Dennoch war diese selbständige Frau in ihrer Liebe so schwach, daß sie dem Geliebten auch nicht den leisesten Vorwurf zu machen wagte, und Freude vor ihm heuchelte, wenn ihr wehe ums Herz war.

Aber Abends in ihrem Bette ergriff sie die Verzweiflung, da weinte und schluchzte sie und erflehte vom Himmel ein Ende ihrer Not. Sie wußte nicht, wie sie aus der quälenden Lage herauskommen sollte; nur ein Gedanke kam ihr immer wieder, am Ziel aller ihrer Überlegungen: sie wollte mit ihm in einen stillen Ort an einen italienischen See ziehen und ihn sich da ganz gewinnen. Mit Gewalt klammerte sie sich an diese Hoffnung, und doch fand sie, obwohl sie sich mehrmals vorgenommen hatte, davon zu sprechen, nicht den Mut. . . . .

Inzwischen aber hatte Werner einen Brief aus seiner Heimat erhalten. Er war ärgerlich und verstimmt, wollte jedoch über den Inhalt des Briefes nichts angeben, am nächsten Morgen sagte er dann, er müsse nach München zurück und könne Nadeshda einige Tage nicht sehen; sie möge sich inzwischen gedulden.

Tränenden Auges blickte sie dem Abziehenden nach; und dann war sie in einer schmerzlichen, trostlosen Einsamkeit, erfüllt von Scham und Pein — sie wußte, so konnte es nicht andauern, aber sie wußte nicht, was werden sollte.

Da geschah es, was früher ihr schon einmal geschehen war: es kamen täglich Briefe von unbekannter Hand ins Haus. Zuerst waren es Rechnungen für Herrn Werner Waehlein, der sich auf sie berufen hatte.

Sie schwieg vorsichtig und zahlte.

Dann aber folgten andere, anonyme Schreiben. In höhnischem und frechem Tone wurde ihr vorgeworfen, daß sie sich einen ärmlichen Laffen zum Liebhaber erwählt habe; wenn sie wolle, werde sie ganz andere Burschen finden, von denen mehr Befriedigung zu erhoffen sei.

Verächtlich warf Nadeshda dergleichen in den Papierkorb. Ähnliche Zusendungen, und zwar keineswegs nur von derselben Hand, blieben nicht aus. Es wurden der Empfängerin Rendez-vous angeboten; dann kramte der Schreiber mit fettem Behagen seine Kenntnis ihrer Lebensgewohnheiten, ihrer intimsten Umgebung aus; er sprach von ihrem Schlafzimmer, von den zwei Bärenfellen, mit welchem es geschmückt war, von den Bildern, die an der Wand hingen, von den Väschen und Pudertöpfchen auf ihrem Toilettentisch. Immer frecher wurde der Ton; sie sah fast schon ihren Körper beschrieben; es war deutlich, daß Werner Waehlein rücksichtslos mit seinen Erfahrungen geprahlt und überdies gelogen haben mußte.

Da ergriff die einsame Frau ein ungeheurer Ekel, ein Ekel auch vor sich selber; in ihrem eignen Heim kam sie sich wie fremd und ausgestoßen vor. Sie ertrug es nicht mehr, sie glaubte ersticken zu müssen unter den bekannten Gesichtern, auf denen sie Mitleid oder stillen

Hohn las. Sie mußte sich entfernen, um aufzuatmen, die Befreiung dünkte ihr einzig in einer Reise möglich.

Und sie erinnerte sich halb unbewußt, an ihre frühern Reisepläne, ein Dörfchen stand ihr vor Augen an einem stillen See — nur daß sie jetzt mutterseelenallein war. —

In aller Heimlichkeit packte sie selbst ihre Koffer und löste sich das Billett. Dann nahm sie eines Morgens von der betroffenen Madame Tontan Abschied, übergab ihr eine größere Geldsumme und empfahl ihr das Haus; und dann fuhr sie mit ihren zwei russischen Rappen an die Station, und rollte auf die große Stadt zu —

XI.

Nadeshda hatte in München den Schnellzug bestiegen, der nach Süden geht; sie fuhr durch die fruchtbare Hochebene, in die freundlichen Ausläufer der Alpen, dann den Fluß hinauf in das Hochgebirge, bis sie abends in einem vielbesuchten Städtchen Tirols ankam, wo sie eine kurze Rast zu halten gedachte.

Sie begab sich ins Hotel, speiste zu Abend unten in dem leeren Saale und zog sich bald auf ihr Zimmer zurück. Zum ersten Male reiste sie ohne Zofe, es war ihr ungewohnt und beschwerlich, die Koffer auszupacken, und alles, was sie für ihre Toilette brauchte, gehörig herzurichten. So erledigte sie denn diese Arbeit in einer

gewissen Hast, für die sie eine Dienerin gescholten hätte; darauf ging sie schnell zu Bette, denn sie war sehr müde.

Zum Glück war das Bett gut und das Zimmer ruhig, sie schlief daher schnell ein.

Und am nächsten Morgen erwachte sie sehr frisch. Sie bestellte das Frühstück auf ihr Zimmer, öffnete das Fenster und fühlte sich gleichsam neu aufleben, als die warme reine Luft und die helle Sonne hereindrang; alles, was in den letzten Wochen und Monaten sie beschäftigt hatte, lag völlig vergessen hinter ihr.

Sie wußte, daß eine Straße sich zwischen den Bergen hinaufzog zu einem bekannten Wasserfall; den wollte sie zu Fuß aufsuchen, denn sie hatte Lust an Bewegung in der Einsamkeit, und es hinderte sie nicht, daß der Tag schon recht warm wurde.

Sie schritt durch den Ort und dann zwischen den Häusern hindurch, die, in weiten Abständen voneinander, halb vorstädtisch, halb dörflich sich vor die eigentliche Stadt lagerten. Indem sie sich auf der wohlgepflasterten Straße des Passes hielt, sah sie unter sich die Eisenbahn, die sich jedoch dann zur Seite verlor; nun kam ihr ein rauschender Bach entgegen, der einige Sägemühlen trieb.

Es ging stärker bergauf, sie wanderte schnell und nicht ohne Mühe, so daß ihr das Herz klopfte und sie manchmal stehen bleiben mußte. Aber die Mühe verdroß sie nicht, sie fühlte sich beglückt in einer sonderbaren Freiheit des Vergessens. Feierlich und erhaben war ihre Umgebung: die Berge zu beiden Seiten, unten der rauschende Bach, und dicht an ihren Füßen der Abhang, mit wuchern-

dem Gesträuch umwachsen. Sie ging eine Stunde, bis sie den Wasserfall erreichte, niemand begegnete ihr, außer einem Bauernburschen, der eine Herde Kühe trieb und die Erschreckte mit gemächlichem Zuruf beruhigte.

Am Wasserfall blieb sie stehen, sie freute sich der Kühlung und trat näher, so daß der feine Wasserstaub ihr Gesicht und ihre Kleidung besprengte. Darauf entfernte sie sich ein wenig, lehnte sich an einen Baum und horchte auf das gleichmäßige melodische Rauschen; es war ihr, als ginge ein tiefer Frieden von diesem einförmigen Geräusche aus.

Nach einer Weile kehrte sie um, das Gehen wurde ihr abwärts leichter; als sie endlich im Hotel anlangte, fühlte sie sich doch ermüdet und ruhte daher eine Stunde auf ihrem Bett.

Sie hatte schon um Mittag weiter fahren wollen, aber eine eigentümliche Willenlosigkeit beherrschte sie, und sie entschloß sich, noch einen Tag an dem friedlichen Orte zu bleiben.

Das Mittagessen nahm sie an der Table d'hôte, die nicht sehr besetzt war. Neben ihr saß ein alter Herr, den sie leicht als einen pensionierten österreichischen Offizier erkannte; er knüpfte mit ihr ein Gespräch an, erzählte, daß er sich in dem freundlichen Städtchen angesiedelt habe, und schlug ihr einen gemeinsamen Spaziergang vor. Eigentlich wollte sie gegen alle Menschen mißtrauisch sein, doch dieser alte Herr hatte etwas so Unschuldig-Liebenswürdiges, und sie fühlte sich so einsam, daß sie nicht widerstehen konnte.

Sie blieb einige Zeit auf ihrem Zimmer, am Nachmittag aber zeigte sie sich vor dem Hause, bei den Kaffeetischen, wo ihr neuer Freund sie abzuholen versprochen hatte.

Er erschien auch pünktlich, und sie wanderten miteinander durch die hübsche, ruhige Stadt. Ein stiller, milder Nachmittag lag über den winkeligen Gassen, über den alten, bescheidenen und traulichen Häusern; von den Kirchen wurde zu Abend geläutet; gemächlich zogen etliche Bürger ihres Wegs, am Markte hielten Bauern und Obstverkäuferinnen ihre Ware noch feil; ganz vereinzelt gewahrte man Fremde, mit dem Bädeker in der Hand, wißbegierig die Gebäude mustern.

Der alte Herr nannte hin und wieder eine bescheidene Sehenswürdigkeit; Nadeshda achtete auf die Namen nicht, sie genoß nur still die friedliche Stimmung dieses altertümlichen Städtchens, träumte sich in ferne, milde Tage zurück und tauchte gerührt unter in diesem sanften Zauber des Vergessens.

Es war spät geworden und zum Essen Zeit, der Begleiter redete ihr zu, sie möge mit ihm in ein bekanntes Weinhäuschen gehen.

Auch widerstrebte sie nicht; in diesem Augenblick lag alles, was mit Mißtrauen verwandt war, ihr so fern wie die Sünde.

In einer der engen ineinander übergehenden Weinstuben saßen sie nun, ließen sich den Tiroler schmecken und plauderten herzlich, wie Vater und Tochter; nur wenige Gäste befanden sich an den übrigen Tischen.

Nadeshda war glücklich und gerührt, und spät brachen

sie auf, ihr väterlicher Freund wollte sie durchaus bis zum Hotel begleiten; er ging aufrecht und gerade, sprach auch so gemessen wie sonst; aber in einer fast unmerklichen Schwere seiner Zunge verriet sich der genossene Wein. Als Nadeshda an der Tür des Hotels von ihm Abschied nahm, war ihr ganz wehmütig zu Sinne, wie bei dem Abschied von einem alten, treuen Freunde. —

Am nächsten Tage reiste sie weiter. Sie hatte nur wenige Stationen zu fahren; dann mußte sie umsteigen in einen der zwei Wagen einer Gebirgsbahn, die auf der anderen Seite des Stationsgebäudes warteten. Dieser kleine Zug war glücklicherweise nicht sehr besetzt; sie drückte sich in die winkelige, harte Ecke, durch kein Gegenüber gestört, und blickte in einer sonderbaren geistigen Verfassung, die viel Wehmut und viel Vergessen enthielt, aus dem Fenster.

Langsam rollte der kleine Zug zwischen einzeln liegenden Häusern, zwischen Gärten und Weinpflanzungen hindurch, Wäsche flatterte an den Balkonen, halbnackte Kinder saßen auf den Gartenmauern und blickten der Maschine nach, und überall war ein Reichtum von Duft und Farbe in den Gärten, eine sprießende Fülle des üppigen, unschuldigen Lebens der Natur.

Inzwischen stieg der Weg, die letzten Häuser lagen weit zurück, es ging über eine zerklüftete kahle Hochebene. Das vorhin so überquellende Leben hatte nun völlig aufgehört, man konnte sich viele Meilen von jeder menschlichen Ansiedelung entfernt glauben. Eine urweltliche Stille durchdrang die Luft, auf dem zerklüfteten Boden

starrten gewaltige Felstrümmer, manchmal von wunderlichen Formen. — Die Maschine stieg weiter, und nun gewahrte Nadeshda, die träumend aus dem Fenster blickte, unten in der Tiefe einen stillen See. Der See schien ziemlich ausgedehnt, er lag, von dem starren Trümmerfeld eingefaßt, wie ein Spiegel des Todes; das Rohr am Ufer regte sich nicht, kein Vogel zog über die stille Fläche hin, weit und breit war nicht die geringste Spur menschlicher Tätigkeit zu erblicken.

Nun hatte die keuchende Maschine den höchsten Punkt erreicht, es ging wieder abwärts. Die Gegend wurde freundlicher; aus dem anderen Fenster erblickte das Auge jetzt eine Bucht des großen Sees, in wundervoller Heiterkeit glänzend; Gärten drängten sich wieder an den Schienenweg, der Dampfwagen rollte wie im Triumph dahin zwischen tiefem Grün und farbigen Blüten.

Und dann hielt er.

Es war noch in den frühen Nachmittagsstunden; Nadeshda fuhr ins Hotel und bezog ihr Zimmer, ihr ging das Herz auf vor Lust und Rührung, als sie das Fenster öffnete und die würzige Luft berauschend hereinströmte. Es duldete sie nicht im Zimmer, sie eilte die Treppe hinab und einige hundert Schritt zurück auf der mit Palmen und Magnolien besetzten Straße, durch die sie vom Bahnhof her gekommen war; dann wendete sie sich um und gewahrte vor sich jene ungeheure Bergwand, die majestätisch das liebliche Tal beherrscht. Vor diesem unorganischen Koloß aber erschien das kleine Städtchen um so reizender.

Nadeshda lenkte ihre Schritte gegen das Städtchen; sie kam an einer Kaserne vorbei, dann an einen völlig freien Platz, wo der äußerste Zipfel des Sees von einem Kai eingefaßt war, vor welchem Ruderboote lagen; dann gelangte sie durch eine enge Gasse auf den Marktplatz mit der gewaltigen Uhr auf einem stattlichen viereckigen Glockenturm, und zu dem benachbarten Hafen.

Nun wanderte sie den Hafen entlang, wo unter Kastanienbäumen einheimische und fremde Kinder spielten, und verfolgte darauf eine Strecke den Weg, der in den Felsen eingehauen, hoch über dem Spiegel des Sees, zu einem berühmten Wasserfall führt.

Langsam gehend genoß sie die wundervolle Aussicht zu ihrer Linken; an einer Stelle nahm ein Tunnel mit fensterartigen Öffnungen den Weg auf, und da verweilte sie lange, betrachtete wie durch einen Rahmen das herrliche Bild: die Gebirge, den leuchtenden Himmel und den blauen See, über den einige Boote langsam dahinzogen.

Jedoch vom Steigen ermüdet, kehrte sie um.

Sie bemerkte, daß, obwohl die Sonne noch leuchtend hoch am Himmel stand, die ganze Stadt bereits in tiefen Schatten gehüllt war; jene gewaltige Felswand warf alle Tage um die gleiche frühe Stunde ihren Schatten. —

Nadeshda blieb die Nacht im Hotel, um erst am nächsten Mittag an das eigentliche Ziel ihrer Reise zu fahren.

Sie saß auf dem Deck des Dampfschiffes und schaute in einer seltsamen Zerstreutheit vor sich hin; es war ihr, als ginge sie einer fernen Zukunft entgegen, all das Ihrige hinter sich lassend, wie die Auswanderer.

Die Luft war kühl, der Himmel trübe, einige frierende alte Damen hielten sich in der Kajüte auf, neben Männern, die über dem Naturgenuß ihr gutes Essen nicht versäumen wollten. Vorn am Bug des Schiffes saß ein junges Braut- oder Ehepaar aus der Umgegend, beides gesunde hübsche Menschen mit gebräuntem Gesicht; einige lange Engländer spazierten unruhig auf Deck; deutsche Studenten hatten sich nahe dem Schornstein bei einer Flasche Asti spumante vereinigt, unterhielten sich laut und verfolgten dazwischen nach ihrem Bädeker, was es am Ufer zu sehen gab.

Nadeshda warf nur flüchtige Blicke nach links und rechts; auf beiden Seiten starrten hohe Berge, hin und wieder mit Zitronenpflanzungen terrassenförmig angebaut; an den Felsen geklebt erschien, vom See bespült und scheinbar von allen Seiten unzugänglich, eine kleine Kapelle.

Dann wurde der See auf einmal breit; die Berge traten zurück, die flachen Ufer drüben waren von einem Nebel überdeckt, so daß das Wasser unendlich erschien, wie ein Ozean. —

Das Dampfboot hielt an mehreren Stationen schnell hintereinander, dann ließ es die blühende Gegend im Rücken und zog nach Süden. Zur Linken in der Ferne tauchte ein Eiland auf, ein massiges Dreieck, das sich schroff aus dem See erhob und sich nach hinten abflachte. Die Engländer nahmen ihre Operngläser; Nadeshda schaute mit Aufmerksamkeit, sie sah wohl, daß die Höhe bewaldet war, vermochte jedoch die Ruinen, mit denen sie geschmückt sein sollte, nicht zu erkennen.

Der Dampfer patschte mit seinen großen Rädern weiter, immer näher kam jenes dreieckige Vorgebirge und immer deutlicher wurden die Einzelheiten; schon lag es nicht mehr vor den Fahrenden, sondern links zur Seite; nun glitten die Olivenwaldungen zurück; neugebaute Häuser mit roten Dächern wurden auf einem flachen Strande sichtbar, das Ganze nicht unähnlich einem holländischen Schifferdorf.

Der Dampfer beschrieb einen Bogen, ein mächtiges quadratisches Kastell mit seinem viereckigen Turm tauchte aus dem Unbestimmten auf, hinter den rotgedeckten Häusern; ein Pfiff ertönte, und langsam rauschte das Fahrzeug gegen den Strand. Nadeshda war aufgestanden, sie lehnte sich an das Geländer; nun sah sie einen kurzen Kanal, der zwischen Häusern ins Land ging und sie an Venedig gemahnte; dann kam die Landungsbrücke, die Schaufelräder arbeiteten zurück, Rufe tönten hinüber und herüber, Seile wurden angezogen; und das Schiff lag an der Landungsbrücke fest.

Mit wenigen anderen stieg Nadeshda aus. Unter den Männern im einfachen Rock aber mit Lettern geschmückter Mütze, die auf der Brücke harrten, suchte sie sich den ersten aus, überließ ihm ihr Gepäck und vertraute sich seiner Führung an.

Sie wurde in ein einfaches, neugebautes Hotel gebracht, mit Baderäumen unten und in dem einzigen Stock einem außerordentlich breiten, nackten Korridor. Man überwies ihr ein Zimmer; es war sehr einfach ausgestattet, mit kahlen, geweißten Wänden, mit unge-

polsterten Möbeln, einem winzigen Waschtisch und einem hohen, elastisch-harten, sehr geräumigen Bett.

Ein kleiner Schreck ergriff die Verwöhnte zuerst; jedoch da das Zimmer äußerst sauber, kühl und still war, so erhob sie keine Einwendungen und packte ihre Koffer schnell aus.

Aber wie diese Art zu reisen ihr neu war, so fühlte sie sich vereinsamt und ein wenig melancholisch; daher freute sie sich, als die Glocke erscholl, die zum Essen läutete. Sehr einfach gekleidet, wie sie meinte, in heller Bluse und dunklem Rock, begab sie sich hinunter zu dem Speisesaal.

Ihr Platz wurde ihr sogleich angewiesen, als Letzte an dem großen Tisch, der für fünfzig Personen Raum bot und nur für etwa zwanzig gedeckt war. Vor den übrigen Gästen angekommen, blickte sie sich in dem weiten, leeren Saale um, der ihr einen trostlos nüchternen Eindruck machte; durch die sehr großen Fenster sah man auf der einen Seite von dem See einen schmalen Streif.

Mittlerweile fand sich die Gesellschaft ein, lauter Deutsche, die sich in Gruppen miteinander unterhielten. Auf die Fremde fielen neugierige Blicke, aber niemand bekümmerte sich um sie; Nadeshda, sonst unbefangen genug, wußte auch kein Gespräch zu beginnen, sie schaute auf ihren Teller und als man beim letzten Gange war, erhob sie sich, um auf ihr Zimmer zu gehen. Eine eigene Langweile erfüllte ihr Gemüt; sie legte sich früh schlafen und entschlummerte unter dem monotonen Plätschern des Regens, der auf die Dächer schlug. . . . .

Als sie am anderen Morgen die Läden öffnete, drang eine frisch-warme, belebende Luft herein, die Sonne schien aus einem klaren Himmel.

Nadeshda begab sich in den Frühstückssaal, trank ihren Kaffee und unternahm ihren ersten Spaziergang.

Ihr Weg führte sie nach rechts über eine enge hölzerne Torbrücke; dann ging es an dem grauen Kastell vorbei und weiter auf der einzigen langen Straße, die das Fischerdorf durchschnitt. Vor den Türen saßen Frauen und flickten Netze; nachher kam ein kleines Wirtshaus, vor welchem einige mit blaukarierter Decke versehene Tische standen, an denen Leute Kaffee tranken; dann hörten die Häuser auf.

Der Weg, nun ungepflastert, mit losen, starken Kieseln belegt, bog rechts ab und wand sich um die Erhöhungen des Bodens; die Erde war gepflügt und wurde mit Mais bepflanzt unter den schmächtigen, schattenlosen Olivenbäumen mit ihren kleinen grauen Blättern und den ausgehöhlten, zersplitterten, oft schraubenförmig gedrehten Stämmen, die sich über den Wurzeln in mehrere ausgebuchtete Arme teilten. Rechts lag ein abgeschlossener Garten, aus dem eine hohe Zypresse emporragte, links eine uralte, geschlossene Kirche.

Nun wurde die Insel schmäler, auf beiden Seiten sah man durch die Olivenbäume den See, und dann kam die äußerste Landspitze, steil in das Wasser abfallend, mit den kolossalen Fundamenten eines verschwundenen Baus und mit der wundervollen Aus-

sicht auf die Berge, die drüben in mehreren Reihen, immer höher sich auftürmend, hintereinander standen.

Nadeshda sah sich eine Weile um, dann kletterte sie hinunter an den Strand, der den Fuß des Felsens etwa hundert Fuß breit umkränzte.

Als sie nun über den schiefrigen, treppenförmig gestaffelten Boden schritt, gewahrte sie hinter einem großen Blocke ein hübsches Kind. Und ihre Freude über die Begegnung war so groß, daß sie an alle Reize der Natur kaum noch dachte, es war ihr, als hätte sie längst eine tiefe Sehnsucht gefühlt, sich einem unverbildeten, aufrichtigen Menschenwesen zu nähern.

Sie redete die kleine auf italienisch an und fragte sie nach ihrem Namen.

Diese antwortete in derselben Sprache, mit großen Augen auf die Unbekannte blickend: „Ich heiße May Wills.“

„Wie, solltest du etwa eine kleine Engländerin sein?“ fragte Nadeshda weiter; und das Kind bestätigte auf englisch ihre Vermutung.

Da das Englische Nadeshda geläufiger war, so sprach sie es weiter, erkundigte sich nach den Eltern, sowie nach dem Wohnorte der Kleinen.

Getreulich berichtete diese, sie wohne hier auf dieser Insel mit dem Papa, welcher viele schöne Bilder male; eine Mutter habe sie nicht, weil die schon lange im Himmel sei.

„Aber die Schleife ist ganz auf die Seite gerückt,“ bemerkte Nadeshda und schob die Schleife zurecht.

In diesem Augenblick trat ein Herr, der eine Bo-

tanisiertrommel trug, zu den beiden; er sagte jedoch nichts und schaute nur mißbilligend-erstaunt.

„Das ist Papa,“ erklärte May; Nadeshda wandte sich mit ihrer unbefangenen Freundlichkeit zu dem Fremden und sprach: „Entschuldigen Sie, ich habe mir erlaubt, Ihrem Töchterchen die Schleife zu binden; mein Interesse für die hübsche Kleine ist wohl auch natürlich, denn sie hat keine Mutter und ich habe kein Kind.“

Der Herr Wills schien dennoch befremdet; indem er einige höfliche Redensarten äußerte, wurde er aber zusehends freundlicher. Es war ein schlanker, ja magerer Mann mit schönen, wiewohl etwas tiefliegenden Augen, einem feinen Gesicht von bleichgelber Färbung und leidendem Ausdruck; er mochte kaum über dreißig Jahre zählen.

„May, komm, wir müssen nach Hause gehen,“ sagte er zu seiner Tochter.

„Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie,“ versetzte Nadeshda ungeniert.

Nun kletterten die drei über einen schmalen Pfad den Abhang hinauf, dann waren sie bei den Ruinen, und darauf schritten sie durch den dünnen Olivenwald. May hatte ihrem Vater die Hand gegeben und streckte unaufgefordert ihre kleine Linke gegen die Fremde aus, indem sie sagte: „O Papa, das ist eine liebe Dame.“

Der Vater war ergriffen von Freude und Rührung und kam nun mit seiner Begleiterin in ein herzliches Gespräch. Sie erfuhr, daß er Maler sei, aus Gesundheitsrücksichten seine Heimat meide, und nun schon seit Monaten in dem alten Kastell wohne. Er suche die

Einsamkeit und fühle sich durch die fremden Gäste im allgemeinen gestört; deshalb werde er künftig bei Beginn der Saison abreisen.

Kaum hatte er das gesagt, so fiel ihm auch schon sein Versehen auf, er suchte sich zu verbessern und zu entschuldigen; jedoch Nadeshda bemerkte ruhig: „Sie haben ganz recht; wenn ich hier wohnen sollte, möchte ich auch all das Volk nicht."

Mittlerweile waren sie wandernd bis zu dem Kastell gekommen, und bereits war die Fremdheit gewichen, sie hatten für einander, halb unbewußt, ein menschlich wohlwollendes Gefühl. — —

Nadeshda konnte um so herzlicher an ihren neuen Bekannten denken, da sie in der Gesellschaft recht isoliert blieb. Der Liebste an der Mittagstafel war ihr ein sympathischer, alter süddeutscher Arzt; mit diesem und seiner bescheidenen, gutherzigen Tochter hatte sie einige Worte gewechselt, obgleich sie bei Tisch von ihnen ziemlich entfernt saß. Dann speiste an der Tafel noch eine lungenkranke junge Frau, eine Gutsbesitzersfamilie und eine Reihe von anderen Gleichgültigen; als die Wichtigsten gebärdeten sich eine deutsche Baronin mit einem großen, goldenen Stiftskreuz, ihr Nachbar, ein alter berühmter Baurat, und die ebenso hochnäsige wie schlechterzogene Tochter eines hohen Beamten aus Berlin.

Bei dieser Elite der Gesellschaft wurde Nadeshda so gänzlich übersehen, daß man ihren Gruß nicht einmal erwiderte; denn da sie das Deutsche so fließend sprach, hielten diese Deutschen sie für eine Landsmännin, und

da sie nicht mit ihren Titeln paradierte, für eine unabhängige Bürgerin, aus diesem doppelten Grunde aber für eine gesellschaftliche Null.

Der einzige, der eifrig mit ihr redete, war der etwas ärmliche, liebenswürdige Badearzt, welcher bei Tisch ihr gegenüber saß; vor diesem erwähnte sie die Begegnung mit Herrn Wills, und er wußte von dem Engländer allerlei zu erzählen. Er habe eine sehr schöne und ideale Frau geheiratet, die seinetwegen sich mit der Familie überworfen habe und leider im ersten Wochenbett gestorben sei; er besitze nur geringe Mittel, sei überdies auch tuberkulös; er male, habe jedoch mit seinen Bildern wenig Glück und schlage sich durch, so gut es eben gehen wolle.

Diese Mitteilungen machten auf Nadeshda einen starken Eindruck; sobald sie frei war, suchte sie nach der kleinen May, konnte sie jedoch nicht finden.

Sie hatte nur diese eine erfreuliche Vorstellung neben einem allgemeinen Gefühl der Leere, sowie ärgerlicher Enttäuschung an der Gesellschaft.

An ihr Haus und an ihre fernen Freunde dachte sie kaum, hatte auch nicht geschrieben, sondern nur telegraphisch ihre Adresse angezeigt. So war es ihr denn wie eine fremdartige Überraschung, als ein Brief von Marguelay eintraf.

Was er kurz von ihrem Hause und von den Nachbarn berichtete, überflog sie ohne Aufmerksamkeit; sie behielt aus dem ganzen Briefe nur einen literarischen Plan, den der Schreiber nach seiner Art einzuflechten nicht versäumt hatte. „Es handelt sich,“ hieß es, „um

die Tragik der eingeborenen Güte. Ein Mensch, der durch die unabweisliche Teilnahme an dem Leiden der Welt zugrunde geht. Etwa der jüngere Sohn eines Gutsbesitzers, der studiert hat und durch den Tod seines Bruders gezwungen wurde, das väterliche Gut zu übernehmen. Das Verkaufen, Schlachten und Kastrieren der Tiere regt ihn auf, nicht weniger das Los der armen Landarbeiter, und von allen Seiten strömt das Elend auf ihn ein, das ihn vergiftet, weil er nicht durch einen gesunden Egoismus immun ist. Andere haben den Fehler begangen, aus diesem Verhältnis ein Lustspiel machen zu wollen; es ist vielmehr die höchste, typische Tragik —"

Nadeshda mußte unwillkürlich an den schwindsüchtigen Maler denken, an die arme junge Frau und an sich selbst. —

Sie hatte sich sonst für Kinder nie interessiert, nun aber zu der kleinen May eine große Liebe gefaßt; und auch dem Vater, den sie doch wenig kannte, fühlte sie sich nahe, gleichsam als ob die Kleine sein und ihr gemeinschaftliches Kind wäre. Sie ging eigentlich nur spazieren, um May zu treffen; sie trug immer Schokolade mit sich für ihren Liebling; aber leider fand sie selten Gelegenheit, ihre Schokolade los zu werden. — Und dann, wenn sie der Kleinen begegnete, war diese oft in Gesellschaft einer alten italienischen Frau; oder sie stand kurz vor der Essenszeit in dem Hofe des Kastells, so daß man sich mit wenigen Worten begnügen mußte.

Einmal kam May in den kleinen Garten vor der

Front des Hotels gelaufen, als ihre große Freundin eben mit einer Zeitung auf der Bank saß. Sie begrüßten einander mit der lebhaftesten Zärtlichkeit, Nadeshda führte die Kleine auf ihr Zimmer, zeigte ihr das wenige, das an allerhand Sächelchen in ihrem Koffer gewesen war, und schenkte ihr einen Ball, den sie bei dem Krämer des Orts erstanden hatte.

Den Vater sah sie nur selten; meist nur im Vorübergehen, wo es denn über einen Gruß oder eine kurze Wechselrede nicht hinauskam; doch dienten auch diese flüchtigen Begegnungen, ihn an ihre Freundschaft zu gewöhnen. —

Einmal hatte sich Nadeshda wieder, wie sie es häufig tat, an das kleine Stück Strand begeben, drüben am Fuße des Vorgebirges; sie breitete ihren Plaid auf einer der großen treppenförmig ansteigenden Schieferplatten aus, öffnete ihren Sonnenschirm und las in einem mitgebrachten Buche, an dieser Stelle sicher vor jeder Störung durch andere Badegäste. Kaum hatte sie jedoch ihr Buch aufgeklappt, so hörte sie ein fröhliches Kindergeschrei, May kam herbeigesprungen und schmiegte sich so zärtlich an sie, wie es schon ihre Gewohnheit war.

„Ist Papa auch da?“ fragte Nadeshda.

„Ja, drüben, hinter der Ecke, da malt er.“

„Nun, dann wird er auch wohl hierher kommen.“

Nadeshda setzte ihre kleine Freundin neben sich auf den Plaid, sie fühlte ihr Herz von Liebe zu dem reizenden Wesen überquellen; sie drückte es an sich, strich sanft über das blonde Haar und antwortete auf die Frage, ob

sie denn auch schöne Geschichten wisse: „O ja, ganz besondere Geschichten, von denen du wohl nie gehört hast."

Dann erzählte sie allerhand russische Märchen und Heiligenlegenden, und die großen unschuldsvollen Augen blickten fragend-ahnend auf sie. —

Während sie noch sprach, trat Herr Wills zu ihnen; er schien heiter und zufrieden und reichte lächelnd seine magere Hand.

„Ihr Töchterchen hat mir gesagt, Sie haben eben gearbeitet; ich wollte Sie nicht stören," bemerkte Nadeshda.

Und er schien von dieser so natürlichen Rücksicht ganz gerührt. „Ich habe drüben hinter dem Felsen die Färbung des Wassers skizziert; übrigens, wenn Sie gekommen wären, so wäre das keine Störung; Sie sind ja nicht wie die anderen —"

Er nahm auch Platz, während die Kleine aufgestanden war, nach Schmetterlingen haschte und Steinchen flach auf das Wasser warf.

Eine Zeitlang saßen die beiden Menschen nebeneinander und wußten sich nichts zu sagen; das Wasser rauschte ganz leise zu ihren Füßen, über ihren Häuptern breitete sich ein klarer Himmel aus, und drüben in der Ferne erhoben sich die gewaltigen Bergesketten.

„Wie farbenreich der See ist!" bemerkte Nadeshda endlich. „An den flacheren Ufern smaragdgrün, darauf indigoblau jenseits einer scharf gezogenen Grenze. Und in der Ferne, besonders am Abend, zeigt sich ein tiefes Violett, das dann in den blaugrauen Dunst des Horizontes übergeht."

„Ja, dieses Farbenspiel ist so reich," sprach Wills

langsam, „und es wechselt alle Tage. Ich suche es in meiner Seele festzuhalten, und wenn ich im Dunkel die Augen schließe, dann sehe ich es oft ganz deutlich. Könnte ich es nur so malen, wie ich es sehe! Denn das wird mein Bild sein, meine äußerste Leistung. Aber es ist so schwer — ich glaube, man könnte es eher durch Musik wiedergeben." —

Er stockte wie einer, der unvermerkt zu sehr aus sich herausgegangen ist; jedoch als er mit dem Blicke Nadeshdas Antlitz überflog, schien ihn ihre liebevolle Sympathie zu erwärmen. Er seufzte auf und murmelte ganz leise für sich: „Das wird der endliche Ausdruck meines Talentes sein."

Nadeshda zuckte der Gedanke durchs Herz: „Das ist der Traum seines Lebens — und sein Leben ist vielleicht nur noch kurz —" Und es war ihr, als möchte sie mit Freuden alles opfern, um diesem Menschen eine Wohltat zu bereiten.

Als sie dann zu Mittag heimgingen, fragte sie unterwegs mit ihrer unbefangenen Offenheit, ob sie die Bilder und Skizzen nicht sehen dürfe.

Wills zuckte zusammen wie im Schreck; sodann zog eine zarte Röte über sein blasses Gesicht; er lud mit ein wenig stockendem Atem Nadeshda ein, in den Nachmittagsstunden zu ihm zu kommen; in dieser Einladung lag eine unendliche, schamhafte Herzlichkeit. —

— Am Nachmittage begab Nadeshda sich in den Hof des altersgrauen Kastells. May, die unten spielte, führte sie über eine enge, steile, krachende Holztreppe, und

dann kamen sie an zwei Zimmer, die durch eine offene Tür verbunden waren. Herr Mills empfing seinen Gast, wenn auch etwas verlegen, mit einem freundlichen Eifer; er wollte die Ärmlichkeit seiner Behausung entschuldigen, doch schwieg er, denn er sah, daß es vor dieser liebenswürdigen Natürlichkeit keiner Entschuldigung bedurfte.

Die teils verschlissenen, teils äußerst primitiven Möbel waren abgestäubt und wenigstens in einiger Ordnung aufgestellt, sogar das Bett war durch einen improvisierten Vorhang verdeckt, immerhin verriet diese Mischung von Wohnraum und Atelier eine drückende Dürftigkeit.

An den Wänden hingen in zufälliger Ordnung die zahlreichen Bilder und Skizzen. Nadeshda drängte sogleich zur Besichtigung, sie betrachtete aufmerksam und hörte gewissenhaft auf die Erklärungen ihres Führers.

Fast alle Motive waren der italienischen Landschaft entnommen, in ihrer Wahl und Auffassung zeigte sich ein poetisches Verstehen der Natur; doch die Ausführung ermangelte der Sicherheit und Kraft, und wenn sie hin und wieder auch glücklicher war, so blieb sie öfter ganz unzulänglich.

Das entging dem natürlichen, obzwar wenig durchgebildeten künstlerischen Sinne der Beschauerin nicht, und sie sprach es offen aus.

„Sie dürfen Arbeit und vielleicht auch Nachahmung nicht scheuen," sagte sie, „wenn Sie dasjenige ganz ausdrücken wollen, was Ihnen im Sinne liegt. Man fühlt, von den meisten Arbeiten sind Sie selbst nur teilweise befriedigt. Aber ein großes Talent müssen Sie in sich

verspüren, denn überall begegnet man der gleichen poetischen Innigkeit und seelischen Vertiefung. Und das ist doch die Hauptsache. Das fehlt so häufig den großen Technikern, und ihre Werke lassen darum so kalt."

Sie wollte dann ihr Urteil wieder einschränken, indem sie sich alle Kunstkennerschaft absprach; doch Wills drückte ihr die Hand und sprach: „O, Sie haben vollständig recht, Sie sind offen und ehrlich. Alle andern sagen entweder irgend eine unwahre Schmeichelei, oder sie schweigen verständnislos —"

Die Skizzen für sein zukünftiges großes Bild, das den See, den Himmel und die fernen Berge in einer Farbenharmonie zeigen sollte, hatte er zusammengestellt; Nadeshda betrachtete sie mit aufrichtigem Entzücken, indem sie die Erinnerung an die geschaute Natur zu Hilfe nahm, glaubte sie das künftige Bild in seiner duftigen, melodischen Schönheit zu erkennen. —

Sie sprach ihr Gefühl herzlich aus; der Maler horchte andächtig auf ihre Worte, die Augen wurden ihm feucht. —

Unterdessen hatte die alte Frau Tassen und Geschirr auf einen wackeligen Tisch gesetzt; und nun lud der bescheidene Hausherr seine Freundin zur Schokolade ein.

Sie saßen zu dreien um den kleinen Tisch und plauderten zusammenhangslos über allerlei Nichtigkeiten, denen auch das Kind folgen konnte; Nadeshdas Seele war von Freude und Rührung zugleich erfüllt, sie hatte niemals Menschen so als ihre Angehörigen empfunden. Eine überströmende Liebe zu dem Kinde schwellte ihr

das Herz, und sie nahm das Kind, küßte und liebkoste es, als ob es ihr eigenes wäre, das sie vor den Unbilden des Geschicks in ihre Mutterarme schlösse. —

Seit jenem Nachmittage blieb Nadeshda in einer sonderbaren Stimmung; ihr Gemüt war, völlig gegen ihre frühere Art, überempfindlich geworden; die Gäste im Hotel schienen ihr roh, und sie wich ihnen aus; viele Stunden weilte sie auf ihrem einsamen Zimmer oder in einem verborgenen Winkel der Insel und las zarte, melancholische nordische Geschichten, die sie früher langweilig gefunden hätte.

Inzwischen hatte der Mediziner, der alte Hofrat, auch den Maler entdeckt und mit dem Badearzt über ihn gesprochen. Dieser wollte dem hilfsbedürftigen Manne nützlich sein und kam auf den Einfall, eine Auswahl seiner Bilder in dem Hotel zu zeigen, wo sich, wie er hoffte, Käufer finden würden. Es gelang ihm auch, den sonst so Zurückhaltenden, der seit Nadeshdas Besuch eine bescheidene Zuversicht im stillen hegte, zu bereden; die besten Bilder wurden eines Nachmittags in dem Vestibül aufgestellt, wobei freilich der Maler es entschieden ablehnte, sich auch einzufinden.

Die Gäste umstanden die Bilder, kritisierten spöttisch und dachten an keinen Kauf; am Ende erwarb dann doch der Hofrat eines davon, weil seine gutherzige Tochter, die sich in des Künstlers Enttäuschung hineinfühlte, ihn dringend darum bat.

So wenig Kauflust aber zutage getreten war, so lebhaft wurden die Bilder an der Abendtafel besprochen.

Eigentliches Kunstverständnis hatte nur ein einziger, der alte Herr, welcher neben der Baronin saß; er äußerte sich ganz kurz und ruhig abweisend.

Die anderen, die sich durch seine Autorität gedeckt meinten, schalten und höhnten aber gröblich über den armen Künstler, der ein frecher, aufdringlicher Dilettant sei.

„Er hat recht, in dieses weltvergessene Loch zu ziehen; anderswo dürfte er sich mit seinem Geklecks nicht sehen lassen! — Es ist eine gemeine Spekulation auf die Gutmütigkeit der Kurgäste! — Aber so dumm sind wir nicht, wie er glaubt; wir lassen uns nicht jeden Schund aufhängen!“

So tönte es mit unerfreulicher Schärfe durcheinander.

Da erfaßte Nadeshda ein heftiger Zorn; sie, die sich sonst schweigend abseits hielt, redete mit lauter Stimme über den ganzen Tisch. „Wills ist ein gottbegnadeter Künstler, in seinen Bildern liegt Poesie und Musik, er ist keiner von den banalen Handwerkern.“

Ein Staunen und Verstummen legte sich über die Gesellschaft: sie aber fuhr heftig fort: „Es ist unrecht und banausisch, über einen Künstler so abzuurteilen, weil man in seinen Sachen einige technische Fehler findet, die niemandem entgehen und ihm am wenigsten. Die Kunst liegt nicht im Handwerksmäßigen, sondern anderswo. — Meine Herrschaften, was verstehen Sie denn überhaupt von Bildern! Ich habe mehr Bilder gesehen, als Sie alle zusammen, ich habe mich mein Lebenlang fast ausschließlich für Malerei interessiert.“

Das war eine groteske Übertreibung oder eigentlich

Unwahrheit; aber darauf kam es Nadeshda in ihrem wohlwollenden Eifer nicht an, und sie fuhr fort von Galerien und Bildern zu reden, indem sie die geläufigsten Namen wahllos durcheinander schüttelte: Stuck und Rubens, Mantegna und Aiwasowsky, Israels und Albrecht Dürer.

Niemand konnte ihr entgegnen, denn die ganze Gesellschaft war vor Schreck erstarrt; man hätte geglaubt, es mit einer Verrückten zu tun zu haben, wären nicht gewisse Andeutungen bereits herumgekommen, die sonderbare Dame verberge einen stolzen Adelstitel; unter dieser Voraussetzung erschien ihr Gebaren noch äußerstenfalls begreiflich.

Sie aber, ganz zufrieden mit dem Eindruck, schälte sich, als sie geendigt hatte, einen Apfel, verspeiste ihn in aller Ruhe und erhob sich als Letzte vom Tisch.

XII.

Nadeshda hatte nach dem Abendessen, als die Sonne schon unterging und die Dämmerung leise herabsank, sich vor das Haus begeben. Von dem kleinen kahlen Garten aus gewahrte sie auf der hölzernen Brücke ihren Freund Wills, und sie eilte hinüber, ihn zu begrüßen.

Er schaute auf die Sonne, die drüben in den breiten See hinabtauchte; dann wandte er sich hastig um und erwiderte ihre Anrede mit sanfter Freude. Ihm war

es wunderbar tröstlich gewesen, daß doch jemand eines seiner Bilder gekauft hatte; von den heftigen Angriffen gegen seine Kunst wußte er nichts, wohl aber, daß Nadeshda lebhaft für ihn eingetreten war, und er empfand in seinem Herzen einen innigen Dank, den er auszusprechen nicht vermocht hätte.

Sie wechselten ein paar unbedeutende Worte; dann bemerkte Nadeshda: „Ich möchte wohl unsere schöne Insel bei Mondlicht sehen."

„Die Frühlingsnächte sind herrlich," sagte er.

Da nun gerade Vollmond war, so verabredeten sie, noch an demselben Abend einen gemeinsamen Spaziergang zu unternehmen; Nadeshda eilte ins Haus, weil sie noch ein Tuch umhängen wollte; ihr Freund hatte versprochen, daß er an der Brücke auf sie warten werde.

Als sie zurückkam, war es bereits völlig Nacht, und der Mond stand leuchtend am Himmel. Die zwei betrachteten das Kastell, das, von dem weißen Licht übergossen, weiß, wie von Marmor, schimmerte. Tiefe Stille herrschte ringsum, sie hörten nur ein leises Plätschern in dem Wallgraben und von dem See, der die unsichtbare hintere Hofmauer bespülte. Die breite Wasserfläche war leicht gekräuselt, ein dünner, weißer Schein lag wie eine Milchstraße darauf; in dem kleinen Hafen, links von der Brücke, träumten die schwarzen Schiffe in gespenstergleicher Ruhe.

Die beiden Freunde gingen durch den Torbogen in das schlafende Städtchen, dessen Häuser phosphorig-weiße Lichter und schwarze Schatten zeigten; dann weiter, über

den kiesbedeckten Weg und durch den dunkeln Olivenhain.

Als sie an der äußersten Spitze der Insel angekommen waren, stiegen sie den bekannten engen Pfad hinab, und nun waren sie am Strande. Die Wellen rauschten leise, geheimnisvoll. —

Sie setzten sich auf den glattgewaschenen Stein und betrachteten eine Weile das Flimmern der Sterne im Wasser.

Dann wendeten sie sich zurück, und da ragten vor und über ihnen die formlosen Reste des gigantischen Baus. Im Schatten lagen sie, hinter ihnen stand der Vollmond; und er schien rund, in unheimlicher Klarheit, durch eine verwitterte schwarze Fensterhöhle.

Die beiden stiegen den Pf[illegible] wieder hinauf, an einem schwarzen Gebüsch vorbei und dann gingen sie durch die Stille der lauen Nacht heim, durch das schweigende, schlafende Olivenwäldchen. . . . .

Sie kamen wieder in das lichtübergossene Dorf, sie schritten über die Brücke und hielten vor der Pforte des Gasthauses.

Wandelnd hatten sie kaum gesprochen, Nadeshda war im tiefsten bewegt. Als sie nun von ihrem Freunde Abschied nahm, wäre sie gern ihm um den Hals gefallen; aber seine kindliche Scheu hielt sie zurück, und schon öffnete der humpelige Hausknecht die Tür —

Nadeshda ging eilends auf ihr Zimmer.

Allein sie konnte nicht schlafen; weit riß sie die Fensterläden auf und blickte dann in die stille Nacht.

Zu ihren Füßen lag der See, er lag glatt wie ein Briefbogen, schwarz wie der Nachthimmel, der sich über ihm ausbreitete; nur ein Lichtstreifen zog sich wie ein Kometenschweif auf dem Wasser durch die umgebende Finsternis. Drüben, wo die Gegend flach war, stand ganz tief der Mond, er strahlte, unheimlich groß, in einem beinahe blendenden roten Lichte. —

Lange verweilte Nadeshda träumerisch und sinnend am Fenster. Als sie sich dann zur Ruhe legte, war sie im Innern sicher: sie wollte das Geschick jener zwei Menschen an ihr eigenes knüpfen. —

Am andern Morgen erwachte sie frisch und unternehmungslustig; was wenige Stunden vorher wie ein träumerischer Wunsch gewesen war, hatte sich in eine lebhafte Willensmeinung umgesetzt: sie war entschlossen, Wills zu heiraten, und es blieb nur zu überlegen, wie die Sache am besten einzuleiten sei.

Den zurückhaltenden Mann zu sehen, fiel ihr nicht ganz leicht; eine Einladung zum Mittagessen hatte er abgelehnt; nun besann sie sich, daß sie schon längst einen der anderen Kurorte am See hatte besuchen wollen und daß er sie auf einem solchen Ausfluge begleiten könne.

Sie machte ihm den Vorschlag, und er entzog sich ihr nicht.

Kurz vor der Mittagsstunde fuhren sie denn miteinander auf dem geräumigen Dampfer ab; sie frühstückten auf Deck, und als sie das Frühstück beendigt hatten, waren sie schon am Ziel ihrer Reise, einem vielbesuchten Städtchen, angelangt. Sie stiegen über die

Landungsbrücke; zu ihrer Rechten dehnte sich die langgestreckte Front eines Hotels mit zahllosen Fenstern und grünen Läden aus, zwischen der mit blühenden gelben Rosen geschmückten Mauer und dem See zog sich ein wohlgehaltener schmaler Garten hin, in welchem elegante Damen und geputzte Kinder wandelten.

Nadeshda fragte ihren Begleiter, ob ein Spaziergang auf ansteigenden Wegen ihn nicht ermüden würde, und er verneinte lebhaft.

Nun schritten sie durch die engen Gassen des Ortes und kamen an eine breite Straße, die, an prächtigen duftenden Gärten entlang, ins Freie führte. Nachdem sie eine Viertelstunde gewandert waren, bogen sie auf einem Fußwege rechts ab; sie kamen an einer Mühle vorbei; dann stieg es allmählich, zur Rechten rauschte ein Bächlein, links erhob sich der steile Abhang, an welchem auf hohen Stangen eine elektrische Starkstromleitung hinlief.

Bald begegneten sie einer zweiten Mühle. Es ging nun steiler bergan, sie überschritten auf einem hölzernen Brückchen den Bach, der tief zu ihren Füßen brausend herabschäumte; keinen Menschen gewahrten sie, nur ein Volk Hühner stob flügelschlagend bei ihrem Nahen auseinander.

Der Weg wurde zu einem fußbreiten Pfad und schmiegte sich an den ausgehöhlten, überhängenden Felsen, von dessen Wölbung unaufhörlich Feuchtigkeit herabtropfte; die spärlichen Gräser waren durchnäßt und mit kleinen Stalaktiten besetzt. Pfad und Bach näherten sich

wieder, bis jener kaum in Manneshöhe über diesem lief, die Nässe nahm zu und befeuchtete die Füße der Wandernden, obgleich Bretter über die losen, lehmigen Steine gelegt waren.

Nun machte der Weg eine Biegung, zwischen den steilen Felsen öffnete sich ein kleiner Kessel, in dessen Hintergrund einsam das Elektrizitätswerk lag. Die beiden Freunde blieben einen Augenblick stehen, sie genossen die eindrucksvolle Einsamkeit; sodann suchten sie mit dem Blick und entdeckten zu ihrer Rechten einen Pfad, welcher in vielen Zickzacklinien auf die scheinbar unersteigliche Höhe führte.

Tief Atem schöpfend, nicht ohne Anstrengung, stiegen sie auf dem Geröll; Bach, Haus, Mühlrad blieb hinter ihnen mehr und mehr zurück. Als sie glaubten den größten Teil der Arbeit getan zu haben, ruhten sie an einer Ecke wohl eine Minute lang aus; dann stieg es höher, höher und immer schwieriger, die Wände fielen steil ab, das Rauschen des Baches verstummte oder klang nur zuweilen leise, dumpf ans Ohr; in schwindelnder Tiefe, ganz klein, lag der Boden des Kessels.

Und nun hatten sie den Gipfel erreicht. Auf jener Seite erwartete man unwillkürlich wieder einen Abgrund; aber wie veränderte sich das Bild! Ein sanftes, terrassenförmiges Hügelland senkte sich gegen den schimmernden See, mit Wein-, Oliven- Zitronenpflanzungen und mit üppigen Matten.

Die beiden standen und blickten schweigend auf alle die Herrlichkeiten. Und da überkam Nadeshda ein Ge-

fühl der Rührung und des intensivsten Lebens zugleich; sie konnte sich nicht halten, sie fiel ihrem Freunde um den Hals, Tränen stiegen ihr ins Auge. —

Mit Gewalt mußte sie sich aufraffen, dann schritten sie, immer noch schweigend, den sanften Weg hinab.

Als sie das Städtchen wiederum erreicht hatten, gingen sie in den Garten des Hotels, da der Dampfer erst eine Stunde später anlegen mußte. Sie saßen am Rande des plätschernden Sees und tranken roten Wein; und Wills, der durch die Anstrengung sehr blaß geworden war, wurde durch den Wein wieder belebt.

Er streckte seine schmale weiße Hand aus, als die Freundin fragte: „Haben Sie Vertrauen zu mir?"

Lange drückte er ihr die Hand; aber zu sprechen vermochte er nicht, er mußte das Gesicht abwenden. —

Da kam der Dampfer, sie rissen sich mit Überwindung los aus ihrer vertraulichen Einsamkeit; und am dunkeln Abend befanden sie sich aufs neue in ihrer stillen Insel ...

Den nächsten Morgen trank Nadeshda ein wenig spät ihren Kaffee und begab sich dann auf den Weg zu den Ruinen; denn sie hatte mit Wills ein Zusammentreffen verabredet. Oben auf der Spitze des Vorgebirges war eine Bank; auf dieser setzte sie sich nieder und blickte mit allerhand unbestimmten Gedanken in die Ferne hinaus zu den hohen, im Himmelsblau endlich verdämmernden Bergen.

Sie wartete lange, aber ihr Freund kam nicht, und auch das Kind ließ sich nicht sehen.

„Sollte ihnen etwas zugestoßen sein?" dachte sie un-

ruhig; diese Unpünktlichkeit war ihr unerklärlich. Um sich zu trösten, zog sie die verschiedensten Möglichkeiten herbei; doch fühlte sie ein dauerndes Unbehagen, sie mochte ihren Platz nicht verlassen und mochte nicht bleiben; aufgeregt schritt sie vor der Bank hin und her.

Eine lange Viertelstunde nach der andern verging, es war um die Zeit des Mittagessens. Da begab sich die Wartende denn endlich zögernd heim.

An dem Kastell vorbeischreitend, erblickte sie in dem Hofe die kleine May; diese hatte sie auch sogleich gewahrt und lief mit lebhafter Begrüßung auf sie zu. „O, Tante, Tante, Papa ist krank,“ rief sie, noch ehe sie gefragt worden war.

Nadeshda fühlte, wie sie blaß wurde; mit ein wenig stockendem Atem suchte sie nähere Auskunft.

Jedoch die Kleine wußte nur zu sagen, es sei nicht schlimm, Papa habe selbst gesagt, es sei nicht schlimm, auch werde er von der alten Marietta gepflegt und morgen oder übermorgen wieder gesund sein.

„Rufe doch Marietta,“ bat die Beunruhigte.

May erfüllte lustig den Auftrag; die Alte kam, sie gab mit größter Sicherheit und Volubilität die beruhigendste Auskunft, und es gelang ihr leicht, Nadeshda vollkommen zu überzeugen.

„Hat die Kleine schon gegessen?“ fragte Nadeshda. Und auf die verneinende Antwort versetzte sie: „Dann lade ich sie ein. So lange S i e mit dem Kranken zu tun haben, übernehme i ch das Kind; Sie werden sehen, daß ich aufmerksam dafür sorge.“

Die Alte ging nach etlichem Verhandeln auf diesen Vorschlag ein und versprach auch, dem Vater, falls er sich erkundigen sollte, die getroffene Vereinbarung auf das beste mundgerecht zu machen.

Nadeshda war ganz aufgeheitert, sie nahm das fröhlich hüpfende Kind an die Hand, und sie gingen zu zweien, ein wenig verspätet an den großen Mittagstisch des Hotels.

Das Erscheinen des Kindes erregte Aufsehen, alle Augen wendeten sich ihm zu, nnd nachher gab es an verschiedenen Stellen ein leises Getuschel.

Jedoch May ertrug die Beachtung recht gut, nur daß sie sich ein wenig enger an die schützende Begleiterin drängte; der Badearzt saß ihr gegenüber und redete sie an, und sie antwortete ihm, der ihr schon bekannt war, ganz unverzagt.

Nach aufgehobener Tafel begab sich Nadeshda mit ihrem Schützling in den schattenlosen Garten, wo manche von der Gesellschaft ihren Kaffee zu trinken pflegten; die Kleine stellte sich an das Gitter und blickte einem dahingleitenden Radfahrer nach; sie lief zwischen den wandelnden Damen herum, ließ sich gern von dieser oder jener anreden oder mit Konfekt beschenken.

Nadeshda hatte den Badearzt in eine Ecke gezogen und erkundigte sich nach dem Zustande Wills.

„Er hat einen Blutsturz gehabt,“ erwiderte der Doktor leise.

Sie erschrak heftig; dann flüsterte sie: „Ist es schlimm?“

„Man muß abwarten," versetzte jener achselzuckend. Er gab an, daß Ruhe und Erhaltung der Kräfte notwendig seien, daß der Kranke einer leichten, stärkenden Nahrung bedürfe.

„Um Gottes willen, sparen Sie nichts," flüsterte Nadeshda. „Wenn kein Geld im Hause sein sollte, so bin ich gern bereit —"

Der Doktor nickte und wandte sich zu einer Dame, die gleichfalls auf ein Wort von ihm begierig war.

Nadeshda ging auf die andere Seite des Gartens, hinter das Haus, lehnte sich gegen die Mauer und blickte, ohne zu schauen, auf den See hinaus. Der erste Gedanke, der ihr kam, war: man muß eine Autorität konsultieren. Und sie überlegte, wie sie das ins Werk setzen könne; dann meinte sie, doch besser zu warten, damit nicht der Kranke kopfscheu werde und sein Arzt ebenfalls.

Gern wäre sie hinübergeeilt, nach dem Kranken zu sehen, aber sie begriff, daß dazu der rechte Augenblick noch nicht war. Die Ungeduld und Ungewißheit quälte sie; sie ging wieder nach vorn in den Garten, wo das Kind lustig spielte; dann schloß sie es in die Arme und bedeckte das Gesichtchen mit leidenschaftlichen Küssen. —

Am liebsten hätte sie die kleine May ganz zu sich genommen auf ihr Zimmer, doch wagte sie nicht, den Vater darum zu bitten. Aber sie schrieb ihm ein kurzes Billett, berichtete, wie lieb May sich betrage und wie sehr sie darum auch der Gesellschaft gefallen habe, und bestand noch einmal auf der Abmachung, daß sie die Kleine tagsüber um sich haben sollte.

Als sie allein war, wurde es ihr schwer ums Herz, diese beiden Menschen beschäftigten ihr Gemüt, wie nur irgend nächste Angehörige. Sie erschrak, wenn sie sich besann, daß das Kind nicht das ihrige sei, und war entschlossen, alles zu tun, um seine Mutter zu werden. —

— Ein paar lange, trübe Tage verflossen.

Der Arzt hatte die Ungeduldige mit unbestimmten Reden hingehalten; als sie nun heftiger in ihn drang, zuckte er die Achseln und sprach: „Die Blutung ist längst erledigt. Aber das hohe Fieber — das ist ein böses Zeichen."

„Wie, Sie denken, es ist galoppierende Schwindsucht?" fragte Nadeshda erschreckt.

Der Arzt machte eine Bewegung, die Zweifel ausdrücken sollte, aber Bestätigung aussprach.

Nadeshda flehte ihn an, alles zu tun, was sich tun lasse; mehr konnte sie vor den Augen der Menschen nicht sagen. — — —

Einige Tage später bemerkte sie, wie der humpelnde Hausknecht eine Anzahl von Bildern in das Bureau des Wirtes brachte. Ein Verdacht stieg in ihr auf, sie eilte dem Manne nach und erkannte die Arbeiten ihres Freundes. Durch dringendes Fragen erfuhr sie, was sie ohnehin schon hatte denken können: das Geld mangelte, die alte Marietta hatte den Kranken überredet, im Hotel Bilder zum Verkauf anzubieten; und er hatte sich betören lassen durch das eine Bild, welches ihm kürzlich — er wußte nicht, durch wessen Vermittlung — abgekauft worden war.

Nadeshda gab dem Manne einiges Geld und ließ die Bilder auf ihr Zimmer bringen, indem sie versprach, den Verkauf selbst zu besorgen und den Erlös auszuliefern. Sie sagte das in möglichst geschäftsmäßigem Tone, so wehmütig ihr dabei auch ums Herz war. —

Dem nächsten Morgen kam die kleine May schon früh angelaufen. Sie fiel ihrer Beschützerin, die noch nicht vollkommen ihre Toilette beendigt hatte, um den Hals, küßte sie und rief dann: „O Tante, Tante, wie freue ich mich, daß du meine Mama wirst!“

Nadeshda war betroffen und innerlichst erfreut zugleich; auf ihre Frage antwortete das Kind: „Marietta hat gesagt, du willst Papa heiraten.“

„Um Gottes willen, ob sie nicht auch dem Kranken davon spricht,“ durchzuckte es Nadeshda, und ein heftiger Schreck mischte sich mit heimlicher Befriedigung. Inzwischen, um die eigenen Gedanken abzuleiten, umarmte, küßte sie leidenschaftlich das Kind und fragte wiederholt: „Also du möchtest gern, daß ich deine Mutter würde?“

Sie machte sich, als sie dann im Frühstückszimmer Kaffee trank und May vor der Glastüre draußen spielte, sehr ernste Sorgen; sie fürchtete, daß die Marietta eine ungeschickte und vielleicht auch taktlose Pflegerin sei, wie sie denn unordentlich und wunderlich aussah. Übermächtig war ihr Wunsch, den Kranken selbst aufzusuchen; einen Vorwand boten ihr die schönen Früchte, die sie Tags zuvor aus dem nächsten Städtchen hatte kommen lassen, um ihn damit zu erfreuen.

Ohne viel Besinnen wies sie die Kleine an, im

Garten weiter zu spielen, und ging die hundert Schritt hinüber zu dem Kastell. Sie stieg die krachende enge Holztreppe hinauf, und das Glück wollte, daß sie auf dem oberen Flur sogleich Marietta traf. Sie bat die überraschte Alte, sie anzumelden, und wartete unterdessen auf dem Treppenabsatz; nach zwei Minuten kam jene wieder und forderte sie auf, in das Zimmer zu treten.

Mit beklommenem Herzen betrat Nadeshda das dürftige Gemach, das ihr viel ärmlicher schien als bei ihrem ersten Besuche, wie denn auch der Ölgeruch nun, da sie einen Kranken in dem Raume wußte, ihr bedrückend auf die Brust fiel.

Sie näherte sich dem Bette und erschrak: denn ihr Freund hatte sich stark verändert. Unheimlich mager war das Gesicht, mit fiebrigem Glanze leuchteten die Augen aus den übergroßen Höhlungen, die Hand, welche er ihr entgegenstreckte, war weiß und zitterte.

Er sprach leise und ein wenig rauh; eine innigste Dankbarkeit machte seine Rede stocken und seine Augen feucht.

Auch sie war sehr ergriffen.

Sie setzte sich ohne Aufforderung an das Bett, sie wollte den Leidenden trösten, allein die Worte kamen ihr nicht. Das aber machte ihn befangen, seine Hilflosigkeit wurde ihm bewußt und erfüllte ihn mit einer männlichen Scham.

So blieben die beiden einander schweigend gegenüber, in einer sonderbaren, gerührten Verlegenheit. Endlich stammelte er einen gebrochenen Dank für ihre Güte;

sie wehrte ab und sprach: „Werden Sie nur vor allen Dingen gesund, über alles andere werden wir dann reden."

Von diesem Momente an kehrte ihre Kraft und Zuversicht zurück, sie tröstete den Kranken mit einem hoffnungsvollen Vertrauen. Und er hörte das gern, er äußerte nun auch seinen festen Glauben, daß er bald wieder gesund sein werde.

Sie widersprach ihm nicht, bemerkte aber wie eine erfahrene Mutter, daß die Genesung wohl sicher, doch nicht so leicht sei und daß man alles Nötige tun müsse, besonders ohne Zögern eine Autorität, einen medizinischen Professor konsultieren.

Als er lächelnd, abweisend den Kopf schüttelte, drängte sie: „Es muß sein, tun Sie es mir zuliebe."

„Der Doktor behandelt mich sehr gut; und dann — Sie kennen ja meine Lage," murmelte Wills.

Nadeshda bemühte sich in sorglosem Tone zu sprechen und bemerkte: „Meinen Sie das Geld? Daran lassen Sie mich denken, so lange Sie krank sind, bin ich Ihr Bankier."

„Wie soll ich es Ihnen je erstatten?" flüsterte er heiser.

„Durch Ihre Arbeiten."

Da schüttelte er traurig den Kopf; und sie war in Versuchung, ihm zu erwidern: „Was mein ist, ist auch dein, ich lasse dich nicht mehr —"

Vor dieser offenen Erklärung scheute sie sich doch; aber dann konnte sie sich doch nicht enthalten zu sagen: „Wissen Sie, May braucht eine Mutter —"

Der Kranke wendete sich ab und bedeckte mit der Hand seine Augen; sie erschrak und war es doch zufrieden, daß sie das Notwendigste gesagt hatte. —

Eine Weile blieb sie noch sitzen, während Schweigen in dem kahlen Raume herrschte; dann erhob sie sich, reichte dem Freunde die Hand und hielt sie lange fest. Es war ihr, als könne sie sich nicht von ihm trennen. Sie legte ihm die Linke leicht auf die Stirn und hauchte: „Sie haben mich verstanden?“

Er antwortete nicht, aber in ihrer Hand fühlte sie einen leichten Druck . . .

Nadeshda setzte es durch, daß ein berühmter Professor aus Mailand gerufen wurde.

Als dieser dann kam, empfing ihn der Badearzt, welcher sich durch die freundliche Bonhommie seines berühmten Kollegen sehr geehrt fühlte, auch sich im Gespräch mit ihm vor den Badegästen eine höchst wichtige Miene gab. Beide Herren begrüßten die wartende Nadeshda in dem bescheidenen Vestibül des Hotels, nahmen darauf an eben dieser Stelle, von vielen Neugierigen im Vorübergehen betrachtet, ein kurzes Frühstück ein und schienen dabei in ernster fachwissenschaftlicher Unterhaltung.

Sie gingen dann in das alte Kastell.

Nadeshda hatte das Kind in den Garten geschickt, sie selbst war auf ihr Zimmer gegangen, nervös durch die Erwartung, so daß sie aus dem Fenster sah, unruhig auf und ab schritt, sich auf keine Weise beschäftigen konnte.

Die Konsultation dauerte lange, nach einer guten

Stunde erst kehrten die Herren zurück. Sie ließen sich sofort bei Nadeshda melden, die, von Aufregung ganz blaß, ihren Bericht schweigend, ohne viel zu fragen oder um genauere Erklärung zu bitten, entgegennahm.

Der Professor drückte sich verklausuliert, vorsichtig und vage aus; sein bescheidener Kollege, der darnach zu Worte kam, wollte es ihm an diplomatischer Finesse gleichtun; trotz aller Umschweife ging jedoch aus den Reden der beiden Ärzte ganz deutlich ihre Meinung hervor: nämlich daß die Krankheit unaufhaltsam fortschreiten und in wenigen Wochen zum Tode führen werde.

Nadeshda dankte, zahlte und verabschiedete sich von den Ärzten.

Sie war sehr erschüttert, aber ruhig; ungewöhnt und ungeübt, sich die Wahrheit zu verschleiern, begrub sie den Kranken in ihrem Sinne und rief ihm im Herzen ein wehmütiges Lebewohl nach.

Aber zugleich regte sich mit verstärkter Lebhaftigkeit ihre Sehnsucht nach der Kleinen, die sie wie eine leibliche Tochter betrachtete. Sie wollte sie erobern und zugleich auch das Andenken ihres Vaters gewissermaßen; es bedurfte eines Entschlusses, und sie zögerte nicht.

Sie sprach mit dem Pfarrer, den sie gelegentlich gesehen hatte und der Wills gut kannte; denn Wills war katholisch. Offen legte sie dem Geistlichen ihre Absichten dar, welche er auch billigte; daß Leute auf dem Totenbette verheiratet worden seien, hatte sie gehört; sie bat den guten alten Mann, ihren Plan zu unterstützen.

Auch versagte er sich ihr nicht, er wollte alles,

was möglich sei, tun und auch die nötigen Dispense erwirken. Aber man dürfe dem Kranken noch nicht von der Sache sprechen, meinte er; man müsse eine größere Schwäche abwarten und die Gleichgültigkeit, welche sich damit einstelle; noch sei die Hoffnung zu groß. —

Nadeshda sah das auch ein, sie fügte sich seufzend in die Verzögerung, so quälend ihr das unsichere Warten war.

Immerhin betrachtete sie Wills bereits halb als ihren Gatten, hielt sich darum für berechtigt und verpflichtet, ihn zu pflegen. Der Widerspruch der alten Marietta wurde schnell durch etliche Geschenke versöhnt, und der Kranke ließ sich die Pflege jetzt gern und dankbar gefallen, die Schwäche hatte doch zugenommen und auch die männliche Scheu der Hilfsbedürftigkeit überwunden. Unberührt aber blieb seine Hoffnungsfreudigkeit. „O, ich fühle mich leichter," sagte er, „das ist gewiß ein gutes Zeichen, und die Kräfte werden auch bald wiederkommen."

Er war dankbar für jeden kleinen Dienst. Husten und Atemnot unterbrachen leider seine Worte oft, wenn er sich recht herzlich äußern wollte; da streckte er denn bewegt seine weiße, durchsichtige Hand aus, und es lag ein rührender Ausdruck in dieser zarten Hand. —

Nadeshda bemühte sich, eine zuversichtliche Miene zu zeigen, und tröstete ihn, so gut sie konnte; er ging auf solchen Trost ohne allen Argwohn ein, sprach von seinem großen Bilde, das er jetzt ganz deutlich vor sich sehe und an dem er malen werde, sobald er nur wieder aufgestanden sei.

Mehrere Male war Nadeshda nahe daran, ihm

zu sagen, was sie sagen wollte, und wagte es dann doch nicht. —

„Er wird langsam sterben, ganz allmählich,“ hatte der Arzt auf ihre Frage geantwortet; und sie nahm sich zusammen und wartete auf den rechten Moment.

Inzwischen sah sie die kleine May wohl öfter am Tage, freilich immer nur kurz, aber mit stets neuer Liebe: sie teilte völlig ihre Zeit zwischen Vater und Kind. An der Table d'hote speiste sie nicht mehr, sondern mit May in einem Nebenzimmer; sie verkehrte gar nicht mit den übrigen Gästen, obgleich gerade die drei Hochmütigen — die Baronin mit ihrem berühmten alten Freunde, sowie die Geheimratstochter — ihr entgegenzukommen Neigung verrieten.

In der kleinen Gesellschaft betrachtete man sie mit einem halb ängstlichen Interesse, der Badedoktor, der je nach Umständen sehr mitteilsam oder sehr verschwiegen sein konnte, wurde direkt und auf Umwegen nach ihr befragt, und im stillen erzählte man sich allerlei aufregende Geschichten von der ‚verrückten Polin‘.

Sie aber blieb fest bei ihrem einmal gefaßten Entschlusse und hatte vor der Welt eine auffallende Starrheit; nur wenn sie mit dem Kinde allein war, floß ihr das Herz über, machte sich in leidenschaftlichen Liebkosungen Luft.

Unterdessen sah sie den Kranken schwächer und schwächer werden, und sie freute sich beinahe darüber, obgleich ihr außerdem sehr wehmütig zu Sinne war; nun hatte sie sich vorgenommen, nicht mehr zu zögern

und selbst eine schmerzliche Aufregung ihm nicht zu ersparen, wenn es nicht anders sein konnte.

Mit solchen Gedanken hatte sie sich eines Abends zu Bett gelegt. Sie spürte die Nervenüberreizung und hatte eine unruhige Nacht, mehrmals wachte sie auf und hörte den Wind laut um die Fenster brausen.

Als sie morgens aus dem Fenster blickte, herrschte ein heftiger Sturm auf dem See, der in seiner mächtigen Ausdehnung dem Meere glich. Die Wellen rollten mit weißen Kämmen in gewaltigen parallelen Linien wie ungeheure Schlangen heran; drüben, wo ein Stück des flachen Ufers sichtbar wurde, vergruben sie sich rauschend in den Sand; sie peitschten die Quadermauern des Kastells, so daß der Schaum haushoch aufspritzte; in dem kleinen Kanal stauten sich die Wellen an, schlugen hoch an der hölzernen Brücke hinauf, von der das Wasser in Strömen herabfloß; zur andern Seite der Brücke, in dem Hafen, schwankten die Schiffe mit ihren abgetakelten Masten, wie wenn sie über die Torheit der Elemente den Kopf schüttelten.

Und in der Ferne sah man ein Boot mühselig gegen die Wellen kämpfen, die es jeden Augenblick zu verschlingen drohten. Die grauen niederen Wolken drängten sich durcheinander, wie in der Furcht vor dem entfesselten Element, in der Weite erschien das Wasser und der Himmel schwarz.

Nadeshda kleidete sich hastig an und begab sich sogleich zu dem Kastell hinüber; auf der freien Straße, an dem Gartengitter entlang, mußte sie sich mit Ge-

walt gegen den brausenden Wind stemmen; als sie über die Brücke schritt, spritzte von allen Seiten die Gischt auf sie.

Die alte hölzerne Treppe knarrte unter ihren Füßen, ein unheimliches Pfeifen, Heulen und Stöhnen durchzog das alte Schloß.

Leise trat Nadeshda in das Krankenzimmer.

Da sah sie am Bette den Arzt und Marietta, beide schweigend und ernst; der Kranke aber lag wachsbleich, mit geschlossenen Augen, wie eine Leiche.

„Es ist unerwartet schnell gekommen," flüsterte der Arzt ihr zu.

Sie hatte im ersten Augenblick ihren Freund schon tot geglaubt; nun erst wurde sie aufmerksam auf das unterbrochene, röchelnde Atmen. „Zu spät," zog es ihr wie ein Jammerschrei durch die Seele.

Ihr war der Kopf ganz wirr, sie konnte nicht sprechen und nicht denken; mechanisch begab sie sich an das Fenster, das unter dem Druck des Windes seltsam stöhnte, und blickte wie traumverloren auf den See hinaus. Die weißen Wogenkämme rollten in regelmäßigen Abständen unabsehbar heran — — —

Da gewahrte sie in der Ferne den großen Dampfer, der, eine unförmliche schwarze Masse, sich seinen Weg durch die Wogen pflügte.

Der Arzt war zu ihr getreten und sagte leise: „Jetzt ist es nur noch eine Frage von Stunden."

„War der Pfarrer da?" fragte Nadeshda.

„Der Patient hat die Sterbesakramente empfangen; er war schon ohne Besinnung."

Nadeshda konnte nichts tun und wußte nicht, was sie wollte. Eine leere halbe Stunde verging, die ihr wie eine Ewigkeit dünkte und wie ein Nichts. Da öffnete sich mit lautem Geräusch die Türe —

Eine verschleierte Dame trat herein und ein großer, schlanker Herr, beide in dunkeln, nassen Regenmänteln.

Der Arzt wandte sich zu den Fremden; er konnte sich aber mit ihnen schlecht verständigen und rief Nadeshda herbei.

Sie erfuhr, daß die zwei Verwandte von Wills waren und sich ihres Angehörigen in seiner letzten Not endlich erinnerten: der Doktor hatte ihnen noch rechtzeitig telegraphiert.

Die beiden Fremden konstatierten, wie wenn es im Programm vorgesehen wäre, daß der Kranke sogleich sterben müsse, und sie erklärten, für alles Nötige sorgen zu wollen.

Damit war Nadeshda denn eigentlich entlassen, ohne ein Wort des Dankes, der Anerkennung. . . . .

Sie ging in das Hotel zurück, wo die kleine May in ihrem Zimmer wartete.

Eine Stunde später zogen die beiden Fremden in ein benachbartes Zimmer, und kurz darauf schickten sie nach dem Kinde. —

Am nächsten Morgen starb Wills. Nadeshda ging zu den Fremden und erklärte, sie sei bereit, das Kind zu adoptieren, wie sie es dem Toten gewissermaßen versprochen habe. Man blickte sie erstaunt und mißtrauisch an, ihre Bitte wurde ohne jede Erörterung kalt abgeschlagen.

Als Nadeshda sich entfernen wollte, kam May aus einem Winkel, in welchem sie ängstlich gehockt hatte, stürzte auf sie zu und hing weinend und schreiend an ihrem Halse. Mit Gewalt mußte man das Kind endlich losmachen; Nadeshda bedurfte der äußersten Selbstüberwindung, um nicht auch in ein lautes Weinen auszubrechen. Sie ging auf ihr Zimmer zurück und packte unter Tränen ihre Koffer. —

XIII.

Vor der Abfahrt war Nadeshda den Eisenbahnfahrplan flüchtig durchgegangen und hatte ihre Ankunft telegraphiert.

Sie fuhr im Dampfschiff über den See und reiste ohne Aufenthalt weiter bis München.

Als sie kurz nach Mittag in dieser Stadt ankam, fühlte sie sich müde, zerschlagen, von dem feinen Staube durchdrungen bis tief unter die Haut; am liebsten wäre sie daher im Hotel geblieben, hätte nach einem warmen Bade übernachtet und am nächsten Tage die Reise fortgesetzt. Jedoch besann sie sich auf ihr Telegramm; wenn sie sonst Leute warten ließ, glaubte sie jetzt, wo sie weither kam, also für ihre Unpünktlichkeit einige Entschuldigung gehabt hätte, pünktlich sein zu müssen.

Sie setzte sich nach etlichem Aufenthalt in Restau-

rant und Wartesaal in den Lokalzug und fuhr ihres Weges; es war schon Abend, als sie an der heimatlichen Station ausstieg.

Sie war durch den kleinen Bahnhof gegangen, hatte ihren Gepäckschein in der Hand und blickte sich um, ihren Zweispänner, den Diener und etwa Madame zu erspähen.

Aber weder Mensch noch Pferd war da, zu ihrer großen Verwunderung.

So überließ sie irgend einem Söldling die Sorge um ihr Gepäck und machte sich auf, um, in Ermangelung besserer Gelegenheit, auf eigenen Füßen ihr Heim zu erreichen.

Als sie beim Portierhäuschen klingelte, zog der brummige Cerberus mechanisch die Mütze ab, öffnete ihr ohne sie anzusehen oder gar zu erkennen, als verschlüge es ihm nichts, ob er einer Gaunerin oder der Herrin den Weg bereitete.

In der Haustür mußte sie dann lange warten, ein Übelstand, welcher ihr in fremden Häusern stets mißfiel und zu bitterer Kritik Veranlassung gab; als sie eintrat, wurde sie mit unverhohlenem Erstaunen betrachtet, und wußte nicht, ob man sie für ihre eigene Person oder nur für ihren Geist nahm. Auf ihre Frage nach der Französin wurde entgegnet, sie sei eben im Nachbarhause bei den drei Herren, wo sie den Abend verbringen wolle; Nadeshda lehnte es ab, sie rufen zu lassen.

Sie ging auf ihr Zimmer, wusch sich, sobald Waschwasser gebracht worden war, zog eine andre Bluse an und überlegte, was sie tun solle. Das Haus erschien

ihr öde und leer, aber kein Geist schwebte darüber; es war ihr äußerst unbehaglich, sie fühlte sich wie in einem Hotel, wo sie der einzige Gast wäre; und sie hielt es in ihrer Begierde nach menschlichen Gesichtern für das beste, die Triumvirn aufzusuchen.

Ohne Begleitung machte sie sich auf den kurzen Weg; es öffnete ihr eine unbekannte, vermutlich neu engagierte Magd, welche ihrer Bitte um Einlaß kein besonderes Wohlwollen entgegentrug, ja, ihre gesellschaftliche Vollwertigkeit ernstlich in Zweifel zu ziehen schien. Es bedurfte eines energischen Zuspruchs sowie der Berufung auf den Zorn der dreiteiligen Herrschaft, bis endlich die Mißtrauische sich entschloß, den Gast zu melden.

Nadeshda trat in den Speisesaal, wo man sich eben an den Tisch gesetzt hatte. Sie erkannte wie durch einen Nebel die drei Brüder und auch Madame, neben dieser aber einen ältlichen, stattlich und wohlmeinend aussehenden Herrn mit kurzem grauem Bart.

Am schnellsten wurde die unerwartet Erschienene von Madame erkannt, welche sich sogleich auf sie stürzte, sich ihr um den Hals warf und schluchzend öfter wiederholte: „Ah que je suis heureuse!“

Dieses Wort faßte Nadeshda als ein Kompliment auf, als die Äußerung der überströmenden Wiedersehensfreude; und sie wußte nur zu antworten: „et moi aussi.“

Inzwischen hatte Madame ihr jedoch ins Ohr geflüstert, sie sei mit Herrn Gocklinger — dessen Namen sie im reinsten Französisch aussprach — sie sei mit Herrn Gocklinger seit wenigen Stunden verlobt, worauf

sie nach rückwärts heftig mit Hand und Mienen gestikulierte.

Durch die unerwartete Mitteilung nicht gerade zu einer Steinsäule, doch immerhin vor Schreck merklich erstarrt, äußerte Nadeshda kurz eine provisorische Gratulation, indem sie hinzufügte: „Sie werden mir später alles erklären.“

Herr Gocklinger hatte nun, langsam aber sicher wie das Fatum, sie erreicht, und sie sagte zu ihm auch etliche Worte, die als eine Gratulation gemeint waren.

Die Trimurti — Brahma, Siva, Wischnu — oder das Triumvirat — Aigl, Marguelay, van Neeren — hatte sich um sie gruppiert wie um eine Mutterzelle. —

Da forderte sie denn auf, an den Tisch zu gehen, wo die Suppe bereits — oder eigentlich nicht mehr — dampfte.

Ihr Platz war am Türende des Tisches eilig hergerichtet worden; man verschlang hastig, wie eine Siegesnachricht, die Suppe, und dann gab es alten Sherry in kleinen Gläsern.

Dieser mußte der Reisenden, die von ihrer Fahrt und aus anderen Gründen beträchtlich überreizt war, als eine tonisierende Medizin dienen; auch gelang es ihr, die jüngste Vergangenheit wie ein Loch in ihrer Existenz zu betrachten und über dieses Loch hinweg den abgerissenen Faden ihres Daseins wieder anzuknüpfen.

Dabei wurde sie von allen Seiten nach ihrer Reise gefragt, also nach dem, was zu vergessen sie allen Grund hatte. Nun konnte sie sich — glücklicherweise — auf

nichts Wesentliches besinnen, lobte daher auf gut Glück die Eisenbahnen, das Wetter, den Bädeker und ihren Regenmantel, was denn Marguelay als eine feine Ironie anerkennen wollte.

Unter etlichem Hin- und Widerreden stellte sich heraus, daß Nadeshdas Telegramm nicht angekommen und nur deshalb der feierliche Empfang unterblieben war; andererseits hatte aber auch ein ganz kürzlich von Madame Tontan abgesandtes Telegramm seine Bestimmung verfehlt.

Wirr, wie alle diese Verhältnisse, wurde nun auch das Gespräch, es fehlte der Gesellschaft völlig die Konzentration aber keineswegs die Lebhaftigkeit, und so hüpften die Äußerungen durcheinander wie eine Herde wildgewordener Lämmer.

Aigl bestellte Champagner, für den ein doppelter Vorwand ja vorhanden war; und Nadeshda hielt es für passend, mit einigen Worten auf das Wohl des Brautpaares zu trinken.

Sie faßte sich sehr kurz, aber es zeigte sich, daß sie die Rechnung ohne den anderen Gast gemacht hatte; Herr Gocklinger erhob sich mit seiner ansehnlichen Person und sprach viel Gutes über alle die Anwesenden, vornehmlich über Nadeshda, die er wie eine Landesmutter feierte, indem er ihre Verdienste nicht nur um die Welt im allgemeinen, sondern auch um seine Braut insbesondere, pries und nicht nur Anerkennung und Dankbarkeit sondern auch Nacheiferung gelobte, ja sogar einen Teil der Wohltaten mit den landesüblichen

Zinsen heimzuzahlen versprach — bis er endlich nach vollzogenem Anstoßen das Glas und nächstdem Nadeshdas Hand an die Lippen führte.

Das Gespräch wurde immer lebhafter und immer zusammenhangloser; Nadeshda sprach viel, aber nur wenig Vernünftiges; Aigl zitierte ohne ironische Absicht die Worte Hippels: „Reden ist Kunst, recht reden ist Natur,“ und ließ eine Reihe anderer Zitate, so planlos zusammengewürfelt wie Falstaffs Rekruten, aufmarschieren.

Zu alledem kam noch eine babylonische Sprachverwirrung. Herr Gocklinger redete nämlich, wie einst Herr Waehlein und nur wenig besser als dieser, mit Madame, ohne auf ihre Abwehrbestrebungen zu achten, französisch; Nadeshda tat desgleichen, brachte daneben aber allerlei russische Ausdrücke vor, die Madame allein, und auch sie meist falsch, verstand; Aigl bediente sich aus Opposition des allerextremsten Dialekts, auch wo es sich um die abstraktesten Dinge handelte; und van Neeren rächte sich mit Holländisch und mit englischem slang. Jeder redete für sich und keiner für die andern, es war ganz wie in einem Parlament.

Endlich mahnte Nadeshda zum Aufbruch, sie fühlte eine plötzliche, überwältigende Müdigkeit.

So dachte sie keineswegs darüber nach, daß sie Herrn Gocklinger jetzt weniger kannte, als bei der Suppe; sie ging schnell auf ihr Zimmer, legte sich ins Bett und schlief sofort ein.

Nach den Aufregungen der letzten Zeit und der langen Reise erholte sie sich so gründlich, daß ihre Nacht sich über

einen Teil des Tages ausdehnte; sie ließ den Morgenkaffee in ihr Zimmer bringen und verzehrte ihn zu einer Stunde, wo sie eigentlich zu Mittag hätte essen sollen.

Jetzt fiel ihr jene Neuigkeit schwer aufs Herz, über die sie sich abends vorher mit Aufregung und Lärm hinweggetäuscht hatte; und sie ließ Madame rufen, die schon längst aufgestanden war.

Madame kam, und nun saßen die zwei sich gegenüber an dem kleinen ovalen Tische, der noch das Kaffeegeschirr trug; die eine in den kleinen Diwan zurückgelehnt, die andere in einem bequemen Sesselchen.

„Sagen Sie mir doch, was ist das mit Ihrer Verlobung?“ fragte Nadeshda.

„Ich habe mich verlobt, um zu heiraten,“ erwiderte die andere trocken.

„Sie wollen mich also verlassen?“

„Ja, Sie wollen ja auch heiraten.“

Nadeshda schoß die Erinnerung an Wills durch den Kopf, ein unangenehmes Gefühl beherrschte sie, das dann aber mit einer Art von Humor vermischt war.

„Das können Sie doch nicht wissen,“ bemerkte sie.

„Es war doch stets mehr oder weniger Ihre Absicht; und Ihr ganzes Verhalten — außerdem sind Sie so plötzlich abgereist, daß ich denken mußte —“

Diese Erinnerung an ihre Reise berührte Nadeshda schmerzlich wie das Zerren an einem Zugpflaster; es regten sich in ihrem Herzen geheime Vorwürfe, aber sie lenkte sich selbst ab auf die Unzuverlässigkeit ihrer Französin, deren unvorbereitete Verlobung sie als eine Felonie betrachtete.

Sie fragte streng: „Wie kommen Sie zu dem Abenteuer?“

Madame erklärte sanft zurechtweisend, ein Abenteuer sei jede Eheschließung, und fuhr dann fort, sie habe in den einsamen Wochen französische Stunden geben wollen, teils um sich die Zeit zu vertreiben, teils aus wichtigeren Gründen; auf ihre Annonce habe sich Herr Gocklinger gemeldet und sei bald aus einem Schüler zu einem Bräutigam geworden.

Nadeshda hatte sich nie zum prinzipiellen Cölibat bekannt — sie bezwang sich und erkundigte sich mehr neugierig als ironisch, ob Madame den Herrn Gocklinger liebe.

Die Antwort war nicht ja oder nein, sondern eine lange begeisterte Lobeserhebung, aus welcher wohl hervorging, daß der Bräutigam alle möglichen Qualitäten haben müsse, ohne daß man doch im einzelnen über Art und Wesen des Herrn recht klug wurde. Nur dieses eine begriff Nadeshda, daß das neuverlobte Paar glückselig sei und daß es in Wien eine brillante Rolle zu spielen beabsichtige.

Dabei ließ sie es denn auch zunächst bewenden und wechselte das Thema, indem sie zu Angelegenheiten des Hauswesens überging. —

Am Nachmittage traf sie van Neeren auf einem Spaziergange durch den Garten und benützte sogleich die Gelegenheit zu gründlicherer Information. Der kundige Freund berichtete ihr, während sie miteinander über die Kieswege schritten, Herr Gocklinger sei nach

der österreichischen Kaiserstadt zuständig, habe jedoch den größten Teil seines Lebens, welches dem Holzhandel gewidmet sei, in München verbracht. Geschäfte hätten ihn übrigens auch nach Frankreich, Holland und in den Norden geführt und ihm so einen Firnis des Weltbürgertums gegeben, auf den er sich nicht wenig zugute tue. Er habe seine Frau vor vielen Jahren verloren, seine Söhne zu guten Geschäftsmännern erzogen und an die Spitze seiner Kontore in München und Rotterdam gestellt; er bleibe immer noch charakterisierter Seniorchef, überlasse aber nunmehr die Arbeit seinen Nachfolgern und sich dem Genusse eines langsam, mühsam und konsequent aufgebauten Vermögens.

„Aber warum muß er denn meine Madame heiraten?“ rief Nadeshda aus.

„Er verspürt eben einen Trieb zum Höheren in sich. Seine erste Frau war eine bescheidene Person und hätte für seine jetzigen Ambitionen wenig gepaßt. Herr Gocklinger möchte nämlich Aristokrat werden, und man kann ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er dieses löbliche Ziel mit hinreichender Geduld verfolgt hat — nämlich fünfunddreißig oder vierzig Jahre lang.“

Nadeshda meinte lächelnd: „Da kommt er doch zu spät! Wie kann er auf seine alten Tage sich in ganz neue Lebensformen hineinfinden?“

„Das fragt man sich wohl. Aber ihm fehlt es nicht an Zutrauen. Er hat in seinem Geschäfte durch Fleiß und Ausdauer Erfolg gehabt, und nun zweifelt er nicht, daß auf die gleiche Art sich alles übrige er-

reichen lasse; er hätte sich in den Kopf setzen können après fortune faite einen Faust schreiben oder die Spektralanalyse erfinden zu wollen; indessen begnügt sich sein Ehrgeiz mit einem vornehmen Salon in Wien."

„Und deshalb hat er eine Frau nötig —"

„Ja, und zwar eine solche, die verschiedene Bedingungen erfüllt. Sie darf nicht zu jung sein, da Leutnants und Poeten im Hause verkehren werden. Sie soll womöglich Französin sein, denn eine Färbung ins Französische gibt dem Hause einen distinguierten Anstrich — wünschenswert bleibt zugleich aber, daß sie geläufig Deutsch rede — sie soll das Leben in sehr guten Häusern kennen — denn man muß sich auf dem gesellschaftlichen Olymp zu benehmen wissen und auch mit Grazie den Mäcen spielen —"

„Und er findet alle diese Eigenschaften in Madame Tontan?"

„Ja, darum hat er keinen Moment gezögert, ihr die Partnerschaft für dieses Unternehmen anzutragen."

„Die beiden alten jungen Leute sind ganz verliebt ineinander, scheint es," bemerkte Nadeshda.

„Allerdings, er ist begeistert von ihr, die solche Fülle der Vornehmheit in sich vereinigt. Bleichröder wurde zu den Friedensverhandlungen vor Paris zugezogen, um eine Kontribution zu empfangen und nachzuzählen. Dabei gab es zwei Wechsel von Rothschild auf je zwei Millionen Taler; er geriet in eine wahre Verzückung: haben Sie je etwas Schöneres gesehen als soviel Geld auf einem so kleinen Papier? fragte er die Umstehen-

den. — Mit einem ähnlichen Gefühl blickt Herr Gocklinger auf seine Braut, die ein solches Kapital an Tugenden in ihrer Person vereinigt."

„Meine gute Madame soll also durchaus die Attraktion der Wiener Gesellschaft bilden?" rief Nadeshda lächelnd.

Indem sie sich Herrn Gocklinger, die Ehe und das künftige Hauswesen vorstellte, amüsierte sie sich königlich, ihr natürlicher Leichtsinn beherrschte sie wieder, und sie vergaß die Trennung von ihrer Vertrauten, wie sie die vorhergegangenen ernsteren Enttäuschungen bereits vergessen hatte. —

An demselben Tage machte ihr der Bräutigam einen feierlichen Besuch; er trug einen herrlichen englischen Gehrock, einen nicht minder herrlichen Pariser Zylinder und eine Blume im Knopfloch, und vereinigte die Würde eines Hofmarschalls mit der Begeisterung eines verliebten Jünglings.

Das Zusammensein fand unter vier Augen statt, Herr Gocklinger ging recht aus sich heraus, er beteuerte seine leidenschaftliche und, wie er versicherte, innigst erwiderte Liebe zu Madame Tontan, er redete dann von ihrer beiderseitigen und gemeinsamen Verehrung für Nadeshda, die an der Braut seit Jahren so überaus viel Gutes getan habe und von dieser wie ein Schutzengel angebetet werde.

Nadeshda verspürte jenes Lächeln unter der Herzgrube, welches das verhinderte Lächeln des Gesichts ersetzt, zugleich aber auch eine Art von Rührung und

aufrichtige Freude an den Komplimenten, die sie daher liebenswürdig erwiderte, indem sie Madame Tontans vortreffliche Eigenschaften hervorhob und ihre Sympathie für den glücklichen Bräutigam aussprach.

Sie beobachtete unterdessen ihr Gegenüber und hatte dabei den Eindruck einer sonderbaren Mischung: er mußte wohl ein guter Geschäftsmann sein, denn in seinem Wesen lag unzweifelhaft Energie, List und Berechnung; zu gleicher Zeit schien er jedoch von einer kindlichen Naivetät.

Man konnte ihm jedenfalls keine schüchterne Zurückhaltung vorwerfen; indem er die Gönnerin seines unbedingten Vertrauens versicherte, sprach er, wie es einem Bräutigam erlaubt ist, sehr viel von sich.

Nicht ohne Pathos gab er die Epopöe seines Lebens zum besten. Er habe schwer zu kämpfen gehabt; nach dem Tode seiner ersten Frau, die er wohl reichlich früh, bei noch zu bescheidenem Einkommen geheiratet, habe er eine Wirtschafterin nehmen und für die Bedürfnisse eines nur mangelhaft geführten Hauswesens vorsehen müssen; dazu seien schlechte Zeiten und manche ungünstige Konjunktur gekommen, durch die er schmerzliche Verluste erlitten habe. Vom Morgen früh bis in die Nacht sei er am Pult gestanden, sofern ihn geschäftliche Wege und Reisen nicht in Anspruch nahmen, er habe jahrelang kaum ein Glas Bier getrunken und noch viel weniger an das Weib gedacht. — Einer so musterhaften Ausdauer sei denn auch der Lohn nicht versagt geblieben; das Geschäft sei mächtig aufgeblüht,

und nun sei er im Besitz eines recht ansehnlichen, gesicherten Vermögens; die Söhne, die an Tüchtigkeit sich annähernd mit ihrem Vater messen konnten, waren auch auf dem besten Wege.

Nadeshda gratulierte ihm zu soviel Erfolg, welches Kompliment er denn dankend nicht etwa dem Glücke, sondern seinem sittlichen Werte gutschrieb.

Nachdem die Vergangenheit erörtert war, ging er auf das Zukünftige über. „Ich habe lange gearbeitet, nun will ich mein Leben genießen," sagte er. „Es war immer mein Traum, gute Gesellschaft im Hause zu haben, Offiziere, Adelige und Künstler, denn, Sie wissen, ich liebe sehr den feinen Ton. Das Geschäft — das war mehr Mittel zum Zweck, und es ist nun ja auch abgemacht — jetzt will ich meinen aristokratischen Neigungen leben, und ich freue mich unendlich, eine Frau gefunden zu haben, die so vortrefflich dazu paßt. Ich baue mir ein Haus im dreizehnten Bezirk und lasse es ganz modern einrichten — außerdem werde ich alte Sachen sammeln, ich habe dafür eine feine Nase. Wir werden Sie oft und lange als unseren Gast sehen, hoffe ich; Sie sollen sich, soweit es möglich ist, ganz wie in Ihrem eigenen schönen Heim fühlen, Sie sollen die beste, interessanteste Gesellschaft haben, und wir werden Sie auf Händen tragen."

Nadeshda nahm die Einladung liebenswürdig an; zugleich mußte sie freilich staunen über die Naivetät dieses alten Menschen, der ein sechzigjähriges Leben rein als Vorbereitung auf einen kurzen Lebensabend vergeudet

hatte und sich ein aristokratisches Dasein gleichsam als Zugabe zu seinem neuen Hause kaufen wollte. Er hatte früher gewiß Menschen in aller Unschuld betrogen, weil er es für seine geschäftliche Pflicht hielt, und nun betrog er ebenso unschuldig sich selber, weil er seine soziale Eitelkeit für einen Drang nach dem Höheren ansah. —

Ehe er sich erhob, fragte Nadeshda, wann er zu heiraten beabsichtigte. Er erklärte, daß er auf die Hochzeit natürlich begierig sei, doch könne er noch warten, besonders wenn er ihr damit einen Dienst erweise; wobei er denn durchblicken ließ, ihre eigene Verheiratung stehe vielleicht näher, als sie es Wort haben wollte, bevor.

Nadeshda bemerkte, sie würde für einen kurzen Aufschub dankbar sein und verabschiedete sich freundlich von ihrem Gaste; als er zur Tür hinausging, meinte sie bei sich, sie müsse die Hochzeit geben und sie könne den ehrgeizigen Rentier aufs höchste erfreuen, wenn sie es recht prächtig mache. —

Bis dahin hätte man finden können, daß Nadeshda den verschiedenen Einwirkungen von außen eher eine reichliche philosophische Unempfindlichkeit, als eine große Reizbarkeit entgegentrug. Vielleicht war diese Ruhe bloß eine allseitige Spannung und Überspannung gewesen; denn plötzlich änderte sich das Bild: sie wurde nervös bis fast zur Hysterie. Einige Nächte hatte sie bereits nicht geschlafen, dann verfolgte sie ein dumpfer, zuzeiten auch intensiver Kopfschmerz und eine wirre, sinnlose Aufregung. Diese Aufregung ebbte manchmal ab, dann

wieder steigerte sie sich zu beklemmenden Angstzuständen oder sie ging in einen Weinkrampf über.

Madame erschrak, und zumal das Weinen machte ihr Sorge; sie eilte, ehe die Kranke es noch erlauben wollte, zu Doktor Aigl hinüber und gab ihm vorbereitend von den beobachteten Symptomen eine dramatische Schilderung.

Aigl untersuchte nicht viel und fragte noch weniger; diesen krankhaften Zustand erklärte er sich aus geistigen Einflüssen und meinte, er müsse auf demselben Wege sich verlieren, auf dem er gekommen sei; er entwarf daher keinen Kurplan, sondern überließ der Zeit, auszugleichen, was der Moment geschadet hatte. Nur einige kalmierende Mittel für die Anfälle verschrieb er: Baldriantropfen, Bromkali und für den äußersten Fall extractum cannabis indicae.

Die Kranke freute sich über die schönen Rezepte, zählte die Minuten, bis der Bote von der Apotheke zurückkehrte und nahm ihre Mittel mit vieler Neugier ein; da sie sich aber durch die Medizin nicht völlig neugeboren fühlte, so blieb nach ihrer Meinung und auch in Wirklichkeit alles beim alten.

Sie brachte den größten Teil des Tages auf ihrem Diwan zu, Madame saß neben ihr, hielt ihre Hand und bemühte sich, mit verständigem Zuspruch gegen die animalisch-sinnlose Angst zu kämpfen.

„Wir werden Sie schnell gesund machen, Frau Nadia,“ sagte sie. „Den Arzt haben wir gar nicht nötig; ich werde Ihnen beweisen, daß Ihre Angst ganz grundlos ist, und Sie sind ja so vernünftig — Sie

werden sehr schnell wieder gesund werden und sich die törichten Grillen aus dem Kopfe schlagen; dann werde ich mich verheiraten und Sie folgen schnell, schnell meinem Beispiel. Un gentil petit mari, voilà ce qu'il vous faut."

Nadeshda ließ sich wie ein Kind beschwatzen und lächelte beglückt zu all den tröstlichen Versicherungen; aber diese Beeinflußbarkeit war vielleicht eben ein Zeichen ihrer Nervenschwäche; denn die Stimmung sprang immer häufiger und immer leichter in die entgegengesetzten Extreme um, die Angst artete in einen ungeordneten Bewegungstrieb aus, das Weinen wurde zum Schreien oder zu einem erstickenden Schluchzen.

Eine solche Wendung der Dinge war Madame Tontan höchst unangenehm. Sie sah nicht gern Menschen, und am wenigsten ihre Freunde, leiden; außerdem aber sehnte sie sich nach der Hochzeit und wollte keine Zeit verlieren, während sie doch Nadeshda nicht wohl verlassen konnte, so lange diese krank war.

Darum bestand sie darauf, daß man durchaus einen Spezialisten kommen lassen müsse; ihr war durch ihren Bräutigam ein solcher bekannt geworden, nämlich Doktor Schulz von der Burg, eine besonders tüchtige Kraft und europäische Berühmtheit.

Nadeshda sträubte sich zuerst, auf das wiederholte Zureden wurde sie jedoch gefügiger, und schließlich machte sie bloß noch ihre Einwilligung von der des Doktors Aigl abhängig.

Aigl kam und wurde befragt; er bestärkte, wie es ärzt-

licher Takt gebot, Nadeshda in ihrem Vertrauen auf den berühmten Mann, aber Madame hätte später, wäre sie aufmerksamer und mißtrauischer gewesen, auf seinen Lippen ein skeptisches, ja spöttisches Lächeln gewahren können.

Der Vielgefeierte wurde also berufen und sagte sein Erscheinen zu. Er stammte aus einem Weiler, der ‚die Burg‘ hieß und hatte von Anfang an seinen Familiennamen durch die Beifügung seiner Heimat genauer präzisiert, was eigentlich nun überflüssig war, seit er sich in dem Stadium hochgradiger Berühmtheit befand und nicht leicht mit einem andern Schulz verwechselt werden konnte. Auch wurde gewöhnlich die Hälfte seines Namens in der Anrede unterdrückt, und zwar die vordere Hälfte, so daß der große Mann kurz und bescheiden ‚Doktor von der Burg‘ hieß.

Als solcher war er Herren und vornehmlich Damen bekannt; er war nämlich erst Frauenarzt gewesen, dann Nervenarzt und pflegte nun seine engste Spezialität als Frauen-Nervenarzt.

Herr von der Burg kam an dem bezeichneten Tage, und zwa rnicht in der Eisenbahn, sondern mit zwei Rappen, denen er also eine kolossale Leistung zumutete. Nadeshda hatte vor ihm, wie es Nervöse vor einem neuen Arzte zu tun pflegen, in banger Erwartung gezittert; als er dann im wallenden Mantel die kurze Freitreppe hinaufstieg und einen Augenblick später, aus dieser Hülle geschält, in einem wundervollen Gehrock ins Zimmer trat, beherrschte sie nur mit Mühe ihre Aufregung.

Herr von der Burg war noch verhältnismäßig

jung, schlank und hochgewachsen, von stolzer Haltung, mit einem regelmäßigen, recht schönen, vornehm-ausdruckslosen und nicht sehr intelligenten Gesicht, welches ein schwarzer, vielleicht nachgefärbter Spitzbart zierte; das Wesentlichste an ihm aber waren seine dunkeln, ruhigen, durchdringenden Augen. Er führte sich durchaus als Weltmann ein, knüpfte ein nichtssagendes Gespräch mit seiner Patientin an und imponierte ihr, die sich sonst nicht leicht imponieren ließ, außerordentlich, so daß sie wie ein gehorsames Kind zu ihm hinaufsah.

Er stützte sich leicht mit dem rechten Ellenbogen auf die Lehne des Sessels und hielt seine Handschuhe in der Linken; nachdem er von dem Wetter, der Umgegend, russischem Kaviar und verschiedenen anderen gleichgültigen Dingen geplaudert, ging er mehr auf das Persönliche über, doch stets auf diskrete Weise.

Nadeshda antwortete mit hilfsbedürftiger Offenheit und wünschte nur, er möchte mehr fragen, damit sie noch mehr berichten könne; er hörte unbewegt wie ein Diplomat oder ein Gott, und doch glaubte sie zu fühlen, daß er aus ihren Worten mehr vernahm, als er es merken ließ.

Nach einer Weile äußerte sich der Arzt, eine körperliche Untersuchung sei vorderhand nicht nötig; und sie war ihm im Innern dankbar dafür.

Dann versicherte er, ihr Fall sei klar und ganz unbedenklich; man müsse Geduld haben und dürfe nicht hoffen, die verschiedenen Beschwerden mit einem Male zu unterdrücken, die sich vielmehr bei passendem Verhalten nach und nach verlieren würden. Eine abwar-

tende Behandlung sei fürs erste angezeigt; zur Hypnose könne man später allenfalls greifen, sofern etwa die Wachsuggestion nicht ausreiche; im übrigen empfahl er, was wohl auch ein minder Berühmter empfohlen haben würde, viel Schlaf, Ruhe, frische Luft und eine verständige Diät. Die Anfälle, meinte er, müßten ertragen werden, würden aber voraussichtlich immer seltener werden; zur Linderung empfahl er die Mittel seines trefflichen Kollegen Aigl, den zu kennen er sich höflich den Anschein gab.

Nadeshda überließ sich mit Haut und Haar ihrem neuen Arzt und fragte eifrig nach seinem nächsten Besuch.

Eigentlich sei es ihm bequemer die Behandlung in der Sprechstunde weiterzuführen, meinte er; jedoch wolle er für diese eine Patientin eine Ausnahme machen und den weiten Weg zu ihr fahren. Er könne dann freilich nicht immer im voraus angeben, wann er Zeit habe, und sie müsse jeden Augenblick seines Besuches gewärtig sein, was übrigens, wie er mit einem leisen Lächeln hinzufügte, der Kontrolle sehr dienlich sei.

Bevor von der Burg sich erhob, ging er noch einmal auf ein allgemeines Gespräch über; er erkundigte sich nach dem Dichter Marguelay, den er von seiner Studienzeit her kenne, und den er, nun einmal in der Nähe, in aller Eile besuchen wolle.

„Und auch keine aufregende oder melancholische Lektüre," sagte er zum Schluß, indem er aufstand. „Ich werde Herrn Marguelay bitten, Ihre geistige Diät zu überwachen."

Nadeshda verabschiedete sich von ihm sehr getröstet

und zugleich mit dem heimlichen Bewußtsein, sie habe einen sehr interessanten Mann kennen gelernt.

Sie fühlte sich denn auch schon viel besser, weinte nicht, ängstigte sich nicht und litt kaum noch an Kopfschmerz, so daß sie fast schon Madame Tontan an ihren neugegründeten häuslichen Herd hätte entlassen können. —

Als sie durch den Garten ging und drüben die Triumvirn auf ihrer Veranda saßen, kam Marguelay auf sie zu und schloß sich ihr an, indem er nach ihrem Befinden fragte und erzählte, daß Doktor Schulz von der Burg bei ihm gewesen sei.

Nadeshda äußerte die lebhafteste Zufriedenheit nicht nur mit ihrem körperlichen Zustande, sondern zumal auch mit jenem kundigen Spezialisten.

Nun war Marguelay rücksichtsvoll genug, ihr Vertrauen in den Arzt nicht erschüttern zu wollen, dem er daher alle Gerechtigkeit widerfahren ließ; aber die Begeisterung für den Menschen ärgerte ihn, und da konnte er sich nicht enthalten zu widersprechen. Er fand, Herr von der Burg sei durchaus Poseur und allenfalls zum Schauspieler gut; wenn auch nicht zu einem Bühnenkünstler — dazu mangele es ihm an Temperament — so doch zu einem Schauspieler im Leben. Er habe künstlerische Aspirationen, aber kein entsprechendes Verständnis und sei außerhalb seines Metiers in jeder Beziehung ein Snob, ja, wenn man sich eines gräßlichen Berliner Ausdrucks bedienen dürfe, ein Fatzke.

Nadeshda nahm nun leidenschaftlich für den Angegriffenen Partei, und der Dichter sah, daß man diesen

Disput nicht weiterführen könne ohne beiderseits in eine ungebührliche Hitze zu geraten; da er aber empfindlich, bequem und von Natur konziliant war, so führte er, wenn auch nicht gerade einen Rückzug, so doch eine Schwenkung aus und leitete das Gespräch auf ein halbwegs neutrales Gebiet über.

Er sprach von der literarischen Diät Nadeshdas, welche zu regeln ihm aufgetragen worden war; zwei Bedingungen solle nach Angabe des Arztes die Lektüre erfüllen: sie solle erstens nicht aufregend sondern eher langweilig sein und zweitens nicht auf die Leidenschaft, sondern auf den sittlichen Willen wirken.

„Die Klassiker!“ warf Nadeshda ein.

Aber Marguelay machte eine abwehrende Bewegung und rief: „O, wenn irgend etwas im Sinne unserer grobknochigen Lebensbejaher entnervend ist, so sind es die Klassiker!“

— „Auch ohne die Klassiker wüßte ich mir unter den älteren Sachen manches Gesund-Langweilige, wie die Ahnen von Gustav Freitag oder die Gedichte von Geibel. Aber um eine moderne Kost wäre ich verlegen —“

„Entschuldigen Sie,“ versetzte Marguelay, „wenn ich über meine Konkurrenten als Konkurrent schweige. — In einem Haufen Reichstagsreden steckt vielleicht mehr Langeweile als Sie bewältigen können. Und vertragen Sie das Politische nicht, so bleibt immer noch eines übrig: Sie schreiben eine Konkurrenz für ein deutsches Lustspiel aus und lesen die eingelaufenen Arbeiten.“

Nadeshda entgegnete: „Sie sind bitter, wie alle

Künstler, wenn sie auf ihren Beruf kommen. Doch sagen Sie mir kurz: wie steht es mit der Erziehung des Willens? Man denkt dabei unwillkürlich an Schiller —"

„Der arme Schiller," seufzte Marguelay, „der mit aller Gewalt kein Künstler, sondern ein Leitartikelschreiber sein soll! — Es freut mich wenigstens, daß Sie nicht auch noch historische Werke genannt haben. Denn das ist die allerschlechteste Lektüre, die es geben kann: entweder eine ekelhafte Wahrheit oder unwahre Phrase. — Und die politischen Ideale! Ich glaube, ihr höchster Ausdruck ist der unerbittliche römische Vater, jene trübselige Unnatur und komödienhafte Entartung —"

Diesem Urteil stimmte Nadeshda zu, doch wollte sie noch etwas von den Philosophen wissen, vornehmlich von dem zeitungsberühmten Moralsystem Kants.

„Sprechen Sie mir nicht von Philosophenmoral! Der revolutionäre kategorische Imperativ hat sich in Amtsstuben und Kasernen geflüchtet, und im übrigen ist der Kantsche Pflichtensklave eine literarische Konstruktion —"

Bei solchen allgemeinen Reden kam kein greifbares Resultat heraus, aber doch Anregung, und Nadeshda war ganz vergnügt, als sie sich von ihrem verneinenden Freunde verabschiedete.

Sie befand sich andauernd recht gut; ihre Begeisterung für den kundigen Arzt wurde durchaus von Madame Tontan geteilt, welche an einer schleunigen Genesung interessiert war und außerdem sich auf ihre glückliche Empfehlung nicht wenig zugute tat. —

Aber nun kam es plötzlich wie ein Blitz aus hei-

terem Himmel: Nadeshda brach ganz unvermittelt in ein krampfhaftes Weinen aus.

Madame eilte herbei, sie zu beruhigen; doch aller Zuspruch blieb vergebens — und plötzlich wurde sie von dem Weinen angesteckt.

Nun lockte das vereinigte Schluchzen die neue Zofe herbei; sie schien im Angesichte der beiden zuerst ganz erstarrt und — weinte dann mit. — Es war ein Wehegeheul wie bei dem Untergange Trojas, und es verstärkte sich immerfort, indem eines nach dem anderen im Hause, ein Unglück vermutend, zusprang und selber mit in den Tränenwirbel gezogen wurde.

Es war eine richtige Hausepidemie.

In diesem Augenblick mußte nun gerade Herr Gocklinger kommen, der nach seiner Braut sehen wollte. Da ihn keiner zurechtwies, fand er sich selber seinen Weg bis zu dem Orte des Heulens und Zähneklappens; er trat in das Zimmer und stürzte, als wäre statt der Tränen ein Feuer ausgebrochen, zu seiner Braut, um sie mit Gewalt in Sicherheit zu bringen.

Sie schluchzte an seinem Halse, dann wurde sie nach einem kurzen Gluckſen plötzlich still, und dann schaute sie sich mit einem verwunderten Lächeln fragend um, während er noch fortfuhr, ihr mon petit chou und andere unverstandene französische Schmeichelnamen zu sagen.

Unterdessen hatte die Zofe mitten im Weinen vor dem fremden Manne weglaufen wollen; dabei stolperte sie und schlug sich an den Kopf, welcher Schlag ihr die Besinnung nicht raubte, sondern im Gegenteil wiedergab.

Allmählich versiegte der allgemeine Tränenstrom; als Letzte kam Nadeshda zu sich; dann ging jedes in sein Kämmerlein und wusch sich das Gesicht.

Nadeshda fühlte sich schwach, aber erleichtert, nach einer tüchtigen Dosis Cannabis konnte sie sogar den Bräutigam zum Essen auffordern; allerdings war es ihr zuerst, als ob er sie nackt gesehen hätte, doch da sie im Natürlichen nicht prüde war, kam sie über die unangenehme Empfindung bald hinweg. —

Obgleich der Weinkrampf keine krankhaften Erscheinungen hinterlassen hatte, so wurde doch an Doktor von der Burg telegraphiert und sein Besuch für den folgenden Tag erbeten.

Er kam denn auch, diesmal freilich mit der Eisenbahn; vor der Patientin zeigte er sich in seiner olympischen Ruhe und ohne Empfindlichkeit wegen der mehr dringenden als notwendigen Aufforderung. Er wiederholte das früher Gesagte, nämlich daß man Geduld haben müsse und die Heilung nur allmählich fortschreiten könne; zu einer eingreifenden Behandlung sei der Moment noch nicht, er werde aber, wenn es Zeit sei, schon alles Nötige tun.

Nadeshda war schnell überredet und bildete sich ein, ihre ganze Krankheit sei lediglich Einbildung, so daß sie sich heimlich schämte, den vielbenötigten Arzt ohne hinreichende Ursache in Bewegung gesetzt zu haben. Sie entschuldigte sich auch, er schnitt ihr aber bestimmt, wenn auch sehr höflich, das Wort ab, da ein Patient nichts zu sagen habe.

Die Einladung zum Frühstück nahm er indessen an; und Nadeshda sorgte nicht nur für den besten Kaviar und andere Leckerbissen, sondern zeigte sich auch von der gewinnendsten Liebenswürdigkeit. Mit nicht geringerem Eifer machte Madame Tontan ihm den Hof; er empfing den gewohnten Tribut weiblicher Huldigung sehr gnädig, doch mit königlicher Würde; als er sich endlich empfahl, sagte er zu Nadeshda: „Gnädige Frau, Sie können selbst etwas für Ihre Nerven tun: Sie müssen sich durchaus zerstreuen."

XIV.

Nadeshda hatte sich den Rat ihres Arztes gemerkt und lud sich für den nächsten Tag zu den Brüdern ein, die bräutliche Madame blieb inzwischen zu Hause.

Beim Abendessen in der gemütlichen Halle fand Nadeshda außer ihren drei Freunden noch einen Gast, welcher ihr als Herr Hamer vorgestellt wurde. Er war ein Mann von recht vornehmer, germanischer Erscheinung, einigermaßen van Neeren ähnlich, doch zarter und — wenn man den Ausdruck sehr weit fassen wollte — degenerierter: schlank, bartlos, mit langem Kopf und sehr langen, weltfremden Händen, mit einem regelmäßigen, zart vergeistigten Antlitz, über dem eine sanfte, müde Ruhe ausgebreitet lag. Er sprach denn auch äußerst lang-

sam, ein wenig zögernd; seine Bewegungen waren keusch, fast scheu; vor der Welt im ganzen schien er befangen, und doch seiner selbst sicher vor jeder einzelnen Person.

Man hatte ihn über die Nachbarin offenbar schon unterrichtet, und diese erfuhr ihrerseits durch die Brüder, daß er sich in einem Bauernhause des Orts einquartiert habe, wo er, ein entschiedener Freund der Botanik, seine Herbarien in Muße ordne.

Der Fremde zog Nadeshda eher an, als daß er sie abstieß; dennoch fühlte sie sich im Anfang vor ihm nicht ganz frei, so daß sie sich mit Bewußtsein zur Unterhaltung zwingen und einen Gesprächsstoff suchen mußte.

Sie bediente sich, obwohl sie der Politik sonst ganz fern stand, einer Zeitungsnotiz und sprach von dem kürzlich erfolgten Sturz des französischen Ministeriums. Man wußte noch nicht, wer der nächste Kabinettschef sein werde und riet in der Presse auf sehr verschiedene Personen; Nadeshda nannte nun einen dieser Kandidaten, der nach ihrer Meinung vor allen anderen tüchtig war und den sie deshalb an diese bedeutende Stelle wünschte.

„Es kann ihm wohl nicht fehlen," meinte bescheiden Herr Hamer, „da man zu den höchsten Posten doch immer die Tüchtigsten beruft."

Nadeshda blickte unwillkürlich auf, diese Naivetät klang allzusehr wie Hohn; sogar van Neeren schien frappiert.

„Gebe ihm nur das Geschick eine möglichst wenig sensationelle Regierung," bemerkte Marguelay. „Diese Politiker ziehen ohnehin das allgemeine Interesse von ernsthafteren Dingen gar zu sehr ab."

„Wenn er so tüchtig ist," versetzte Hamer leise und zurückhaltend, „dann darf man wohl annehmen, daß er mit einer verständigen Gewissenhaftigkeit regieren wird, sich also nicht um solche Angelegenheiten der Menschen bekümmern, die auch ohne ihn bestehen können; jeden in seiner Freiheit schützen und keinem seine persönlichen Ideen aufdrängen; im übrigen aber die Dinge ihren Weg gehen lassen — kurz, daß er die höchste Tugend des Staatslenkers üben wird — nämlich Bescheidenheit."

Die Brüder, die Hamers Art kannten, ließen sich auf keinen Widerspruch ein; hingegen bemerkte Nadeshda: „Diese Staatenschöpfer wie Alexander, Karl oder Peter der Große hätten sich auf solche Weise ihren Beinamen schwerlich verdient."

Hamer äußerte sich wohl dem Sinne, aber niemals der Form nach verneinend; statt seiner sprach Aigl, indem er ein beträchtliches Notizbuch aus seiner tiefen Brusttasche hervorzog: „Zu dem vorliegenden Thema habe ich gerade zwei sehr passende Stellen, sie sind nur so lang, daß ich sie mit meinem verdammten Gedächtnis nicht aus dem Kopfe zitieren kann. Helferich Peter Sturz meint am Ende des achtzehnten Jahrhunderts folgendes —"

Und er las: „‚Das allgemeine Wohl hängt wahrlich nicht am Faden in der Hand irgend eines Genies, sondern tausend Räder wälzen sich unaufhaltsam fort, und das Universum wandelt unter dem Finger Gottes. Geister, die zerrütteten und schafften und bildeten, sind zum Glück der Erde nur selten. Ja, wenn du die Geschichte nicht bloß an ihren Zipfeln anfassest, wenn du

nicht mit Einfällen über ganze Perioden hinfährst, sondern kalt und geduldig wägest und prüfest, so findest du, daß alle Halbgötter durch Glück und Zufälle mächtiger wirkten, als durch eigentümliche Kraft; denn glaube mir: ungeheure Dimensionen gibt es unter den Sterblichen nicht.‘“

Marguelay bemerkte: „Sonderbar, das sind Anschauungen, die man aus einer einseitig naturwissenschaftlichen Bildung erklären, aber nicht am Ende des achtzehnten Jahrhunderts vermuten würde.“

„Man wird nicht allein durch die Naturwissenschaft Skeptiker,“ versetzte Aigl und blätterte in seinem Buch. „Hören Sie meinen anderen Autor: es ist kein Geringerer als Sr. Nichtswürden Herr Jonathan Swift, dean of St. Patrick: ‚Sie suchen Leute für alle Ämter mehr mit Rücksicht auf gute Sitten als auf große Fähigkeiten aus; denn da Regierung nun einmal der Menschheit notwendig ist, so glauben sie, daß das gewöhnliche Maß menschlichen Verstandes genügt, um einen oder den anderen Posten auszufüllen; und daß die Vorsehung die Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten niemals zu einem Geheimnis machen wollte, welches nur einige wenige Menschen von glänzendem Genie, wie es deren kaum drei in jedem Menschenalter gibt, durchdringen können: sondern sie meinen, Wahrheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit könne jeder sich aneignen; welche Tugenden, durch Erfahrung und guten Willen unterstützt, jedweden befähigen, seinem Lande zu dienen, außer wo ein besonderes technisches Studium erforderlich ist.‘“

Dieses Zitat erregte heitere Zustimmung; Nadeshda rief indessen: „Aber Caesar, Richelieu, Bismarck und alle diese gewaltigen Geister!“

„Man lobt sie so allgemein,“ versetzte Hamer bescheiden, „daß ich überzeugt bin, sie haben alle die vornehmsten menschlichen Tugenden besessen: Einfalt, Herzensgüte und zarte Achtung vor jedem fremden Recht.“

Nadeshda empfand für den sonderbaren Mann eine neugierige Sympathie, und in dem unbewußten Bestreben, ihn recht kennen zu lernen, lenkte sie das Gespräch auf einen anderen Punkt: sie sagte einiges von ihren Reisen und fragte nach den seinigen.

„In meiner Kindheit und frühen Jugend,“ erwiderte er, „mußte ich viel mit meinem Vater reisen. Wir besuchten die verschiedenen Großstädte und berühmten Badeorte, wir lebten durchaus in den teuersten Hotels; und ich denke noch mit Schrecken an jene Jahre zurück, wo ich mich, wenn ich nicht gerade zu Hause war, in einer recht schlechten Gesellschaft befand.“

Seine Nachbarin erkundigte sich nach einigen dieser Hotels, und er nannte die allervornehmsten; ohne ihr verwundertes Gesicht zu gewahren oder zu beachten, fuhr er dann fort: „Diese Leute hatten eine Zurückhaltung, die eigentlich impertinent war, weil sie aus Eitelkeit und Absicht, keineswegs aus einer reifen Selbstgenügsamkeit hervorging; zugleich mußte man sie aufdringlich finden, da sie keine Art sich zu geben gelten ließen außer der ihrigen, obgleich diese mehr Dressur als wirkliche Feinheit war.“

Auf die Frage, wie er es nunmehr mit seinen Reisen halte, gab er an, daß er sich unter solchen Menschen niederlasse, die ihn nicht störten, meist auf Dörfern abseits von der großen Heerstraße; am allerbesten habe es ihm in Rußland auf dem Lande gefallen, wo er lediglich durch Mienen und Gesten sich mit den Eingeborenen verständigt habe.

„Ich kann das vollkommen nachempfinden,“ bemerkte van Neeren trocken, „und glaube am vortrefflichsten würde man in einer Taubstummenanstalt aufgehoben sein.“

Man kam dann, wie es in diesem Kreise so häufig geschah, auf das Literarische; Herr Hamer bekannte demütig, darüber weniger unterrichtet zu sein als die Mehrzahl der Zeitgenossen, die mit ihrem Gelde so unendlich vielen Autoren zum Druck verhelfen.

„Eine große Reife und Vorsicht bekundet übrigens das Publikum,“ meinte er, „indem es den höchsten Ruhm gewöhnlich an einem späten Termin austeilt, nämlich dreißig Jahre nach dem Ableben eines Schriftstellers. Von diesem Momente an werden die Bücher viel gekauft und gelten ihre Verfasser als klassische Größe, wie es bei Hebbel, Grillparzer und anderen der Fall gewesen ist.“

„Weil sie keinen pekuniären Vorteil mehr von der Anerkennung haben können,“ warf Marguelay ärgerlich ein und erklärte, wie dieser Termin populärer Berühmtheit sich aus dem Urhebergesetz ableite. Er sprach dann über moderne Lyrik und fragte den Gast, ob er diese und insbesondere Stefan George kenne.

„Ich kenne Stefan George wohl, aber ich weiß

ihn nicht auswendig und kann daher nicht über ihn urteilen," versetzte jener. Er nannte dann noch einige andere Lyriker, unter ihnen den Meister des Lustigen Ehemanns — „er heißt jawohl Vandenpeereboom," äußerte er nach kurzem Besinnen.

„Otto Julius Vandenpeereboom," bestätigte van Neeren.

„Er hat übrigens neben seinen Prosawerken und Dramen nicht nur dies *eine* Gedicht gemacht, wie man nach den Feuilletons und Theaterrezensionen kundiger Thebaner glauben sollte, sondern sehr viele," bemerkte Aigl. „Überhaupt geben unsere Lyriker quantitativ eher zu viel. Als der Frau eines Kaisers von Marokko eine Dame im Reifrock vorgestellt wurde, befühlte sie neugierig den Rock und fragte sehr erstaunt: ‚Bist du das alles selbst?' — Daran muß ich immer denken, wenn ich einen dicken Band Poesie vor mir habe."

Von den modernen Romanen war Herrn Hamer kein anderer Eindruck geblieben, als daß sie einander sehr ähnlich seien; man sage wohl, wir alle seien Kinder unserer Zeit, eigentlich könne man doch wohl richtiger sagen, daß die Zeit, in solchem Sinne aufgefaßt, *unser* Kind sei.

Da man nun einmal von literarischen Dingen sprach, so konnte der unentrinnbare literarische Plan Marguelays nicht ausbleiben. Nadeshda verschaffte dem Dichter Gehör, und er resumierte aus seinem Kopfe wie aus einem Notizbuche: „Der Humorist wider Willen. — Jemand hat ein Buch geschrieben. Der Held ist

ein gerader, wahrheitliebender hochbegabter Mensch und kommt eben dadurch in beständigen Konflikt mit der Welt, die ihn für eigensinnig und sehr dumm ansieht. Seine Abenteuer sind allerdings grotesk und komisch; aber dem Verfasser blutete, als er sie niederschrieb, das Herz. Eine schwere, bittere Ironie. — Durchschlagender Erfolg. — Nun erhält der Verfasser viele lobende Zuschriften und von manchen Zeitungen die Aufforderung, in der Art seines amüsanten Buches humoristische Beiträge zu liefern. Der Held der Geschichte aber, den er aus seinem gepreßten Herzen geboren hatte, wird eine sprichwörtliche Figur als Vertreter der blödesten Dummheit."

Man erörterte die glückliche Idee, die man in einer größeren Novelle ausgeführt sehen wollte; Hamer erinnerte an den Don Quixote; er beteiligte sich überhaupt lebhaft an der Diskussion, gab manche feine Bemerkungen und vergaß, indem er sich in Eifer sprach, ganz die Rolle, die er sonst unverbrüchlich festgehalten hatte. —

Marguelay begleitete Nadeshda heim; sie hatten so viel miteinander zu reden, daß ihnen der Weg zu kurz war und sie noch eine Weile bei der Haustür stehen blieben. Denn Nadeshda wollte Genaueres von dem neuen Nachbar wissen.

„Er hat das vielbegehrte Unglück, sehr reich zu sein," erzählte der Dichter, „und zwar ist sein Reichtum, wie er selbst, patrizischen Ursprungs und wenigstens zwei Generationen älter als er, so daß er eigentlich Zeit gehabt hätte, sich daran zu gewöhnen. Er hat sich aber nicht daran gewöhnt, weil er ein äußerst em-

pfindlicher, zarter, ängstlich-geschmackvoller Mensch ist, ein Ästhet nach innen, möchte ich sagen. Nun beunruhigt es ihn, daß er durch sein großes Vermögen überall auffällt, daß alle im Verkehr mit ihm nur einen Gedanken haben, nämlich den an sein Geld. — Er wird, wo er bekannt ist, schneller bedient als die anderen; in Hotels müssen Ärmere das Zimmer räumen, wenn er kommt. — Das ist ihm äußerst zuwider, und auch, daß ein jeder von ihm etwas haben will, daß er mit der größten Freigebigkeit kaum zufriedenstellende Trinkgelder geben kann, daß er Menschen helfen soll, denen nicht zu helfen ist, daß er jedes wohltätige Unternehmen stützen soll, nicht um des guten Zwecks, sondern um fremder Eitelkeit und seines eigenen Namens willen. — Wie die Armut bekämpft werden muß, so muß der Reichtum immer verteidigt werden, und Hamer ist kein Kämpfer. Er sieht andere ihre Ellbogen gebrauchen, um ihren Reichtum zu genießen; aber er fürchtet mit ihnen verwechselt zu werden, er hat eine ganz unmoderne Abneigung gegen alle Parvenumanier."

„Ich kann mir seine Verfassung ungefähr vorstellen," warf Nadeshda ein.

„Das Resultat aus dem Zusammenwirken seiner Natur und seiner besonderen Umstände ist eine mimosenhafte Schüchternheit, die von der anderen Seite betrachtet, auch als ein zarter Stolz erscheinen mag. Er wird krankhaft affiziert von jeder Berührung mit dem profanum vulgus irgend einer Gesellschaftsklasse. Er hat einst aus einem sehr vornehmen Klub austreten

müssen, und jetzt ist er sozusagen aus dem sozialen Leben ausgetreten. Wo jeder sich wichtig zu machen und mit allen Vorzügen auszustatten sucht, tut er das Gegenteil; er umgibt sich mit künstlicher Naivetät und erheuchelter Dummheit, um so in einer Wolke, gleich Aeneas durch die Menschen unbemerkt zu wandeln."

„Ich danke Ihnen für die Vermittelung dieser Bekanntschaft," sagte Nadeshda, zum Abschiede dem Begleiter die Hand reichend; „es ist so erquicklich, wieder einmal etwas Vornehmes zu sehen." —

— Als sie am andern Morgen erwachte, stand vor ihren Augen das Bild jenes wunderlichen Fremden, und seitdem ließ es sie nicht mehr los. Nachdem sie seine Art einmal begriffen hatte, glaubte sie auch seine geistige Bedeutung einzusehen; die Dummheit war wie ein Vorhang, den er vor sein Wesen legte; und nun malte sie sich, was dieser Vorhang den Blicken entzog, in mystischer Übertriebenheit aus. Wohl erinnerte sie sich an Brutus und an die vorgespiegelte Harmlosigkeit Napoleons des dritten; aber bei Hamer ließ das Extrem der täuschenden Dummheit sie den wahren Geist ebenfalls ins Extrem gesteigert als ein Genie verehren; und sie glaubte daran um so fester, da ihr persönlich ironische Verstellung sehr fern lag.

So bewunderte sie an diesem Manne den sternenhohen Standpunkt, eine göttergleiche Weltverachtung; und es regte sich in ihr der Drang, daß sie nicht mit verachtet sein wollte. Sie fürchtete, er werde sie zu der vulgären Masse rechnen, aber sie wollte seiner würdig

sein, und nun träumte sie Tag und Nacht davon, wie sie diese Würdigkeit beweisen könne.

Es wurde zur fixen Idee: sie entwarf sich phantastische, unmögliche Pläne, wie es jugendliche Verliebte tun; dann wieder hatte sie doch Scheu vor dem einfachen, so leicht möglichen Zusammentreffen, und dann doch über alles wieder das Bedürfnis, von ihm gekannt und geschätzt zu werden, und dann eine sonderbare, unbestimmte Eifersucht, sie wußte nicht, warum und gegen wen. —

Die geistige Zerstreuung war auf diese Weise zu einer neuen geistigen Konzentration geworden, die den Nerven nicht eben wohl tat; häufiges Kopfweh stellte sich ein neben Schlaflosigkeit und gelegentlichen Angstanwandlungen.

Dieser körperlichen Reaktion aber folgte wiederum eine geistige, nämlich eine schnell sich steigernde Sehnsucht nach dem Arzte. Auch dessen Bild stand Nadeshda nun oft vor der Seele, allein sie hatte es ein wenig modifiziert, um es, wie ein Schriftsteller, zu dem Gegenspieler in rechten Kontrast zu setzen. Hauptsächlich hielt sie sich an die schöne Erscheinung und an den Herrscherwillen, der aus seinen Augen leuchte. Den Intellekt wollte sie gar nicht beachten, im Gegenteil, sie stellte sich ihren Helden gern als wirklich dumm vor, ja sie wünschte ihn überdies noch eingebildet und brutal; ihr wäre er immer ein Held geblieben, sie hätte sich in Demut und mit Vergnügen von ihm prügeln lassen.

So pendelte sie denn in ihrem Gefühl zwischen

den beiden Männern hin und her; in dem einen suchte sie Erregung, in dem anderen Ruhe, als Weib verlangte sie den Arzt, als Patientin den Laien. Förderlich war diese Wirrsal allein der Hysterie. —

Die Krankheit hätte schon weit gelangt sein können, wäre sie nicht von Zeit zu Zeit immer wieder aufgehalten worden: nämlich durch die Besuche des Arztes; das waren die angenehmen Stationen auf der Leidensbahn.

Herr von der Burg zeigte sich mit den bisher erreichten Resultaten nicht unzufrieden und wirkte, wie ein schöner Geist, lediglich durch sein Dasein und nicht eben durch ein besonderes Tun; mit anderen Worten, er war selbst die Arznei, durch die alle Angst und Niedergeschlagenheit zu eitel Freude ward.

Wenn er nun seiner Patientin aufs glücklichste ihre Gemütsverfassung suggerierte, so unterlag er selbst inzwischen einer Autosuggestion: er wollte die Patientin heiraten. Sie gefiel ihm als Weib ziemlich gut, und ihre äußere Stellung, nach der er sich hinreichend erkundigt hatte, gefiel ihm auch wohl; übrigens war Madame im stillen auf die gleiche Idee verfallen, die also nicht so überaus weit hergeholt seine konnte.

Herr von der Burg erklärte geradezu: „ich kann als Freund mehr tun wie als Arzt“ und wiederholte seine weltmännisch-freundschaftlichen Besuche in wechselnden, allmählich immer kürzeren Zwischenräumen; Madame machte ihm sehr beflissen den Hof, und Nadeshda zeigte eine zutrauliche, kindliche Liebenswürdigkeit.

So fehlte denn dieser erfreulichen Harmonie nichts

als — Dauer. War der Doktor wieder fortgegangen, dann beherrschte Nadeshda wieder die Unruhe; sie dachte viel an Hamer, warf sich eine Art von Treulosigkeit gegen ihn vor und zitterte, von ihm übersehen oder falsch beurteilt zu werden. Sie ging viel spazieren und viel zu den Freunden, in der Hoffnung, ihm zu begegnen; das gelang ihr aber selten, und sie sah ihn immer nur kurz; er blieb unverändert in seiner scheuen, halb geistesabwesenden Freundlichkeit, jedoch hatte sie manchmal das Gefühl, daß er sie schätze — um dann freilich wieder in quälende Zweifel zu verfallen.

Endlich hielt sie es nicht mehr aus und benützte eine passende Gelegenheit, ihn zu fragen, ob sie seine Herbarien sehen dürfe. Er lud sie mit weniger Befangenheit, als sie es erwartet hatte, ein; sie besuchte ihn, er sprach mit ihr gütig und klug; da nur von den unschuldigen Pflanzen und von den großen Gesetzen der Natur die Rede war, so brauchte er sich nicht zu verstellen; und sie ging mit einer eigenen Glücksempfindung heim.

Sie glaubte sich diesem hohen Geiste nahe, sie glaubte sich von ihm liebend emporgehoben. —

Die Brüder merkten kaum ihre Verehrung für den Fremden, doch wohl einigermaßen ihre Schwäche für den Arzt, und arbeiteten dieser mit einem gelinden Spott entgegen. Doktor Aigl beantragte die Konkurserklärung der medizinischen Wissenschaft und erwiderte auf die Einrede, daß die Ärzte doch manche Krankheit zu heilen vermöchten: „Früher wunderte mich das auch, doch im Grunde können sie nur, weil sie zu können scheinen,

possunt quia posse videntur. Der Kranke heilt sich selbst."

Als dann aber Nadeshda gar zu eifrig und gar zu persönlich widersprach, äußerte er sich schärfer: „Nach irgend einem alten Indier gibt es vier Sorten von Mangofrüchten: solche, die reif sind und reif scheinen; diejenigen, die reif scheinen aber unreif sind; die reifen, die unreif scheinen; und endlich diejenigen, die unreif sowohl scheinen als auch sind. Ich bin noch im Zweifel, ob ich Ihren werten Genesherrn und Medizinmann in die zweite oder vierte Klasse verweisen soll."

Nadeshda ärgerte sich einen Augenblick, im ganzen wirkte jedoch bei ihr der Spott wie Öl auf das Feuer.

Immer häufiger kam von der Burg und benahm sich, wie er es vorausgesagt hatte, mehr als Freund, denn als Arzt. Er begnügte sich, ziemlich gleichgültige Fragen zu stellen, den Puls zu fühlen und seinen durchdringenden Blick spielen zu lassen; doch gerade diese Zurückhaltung faszinierte Nadeshda, von einem Manne kommend, vor dem sie sich entkleiden und ihre geheimsten Zustände beichten mußte, sobald er es verlangte.

Sie gingen miteinander im Garten spazieren, und wenn er zufällig auf den engen Wegen ihr Kleid streifte, dann durchbebte es sie; das Gespräch wurde im Freien unvermerkt herzlicher, und Nadeshda offenbarte ihr Gefühl mehr, als es ihr selbst bewußt wurde.

Dem Manne entging ihre Bewegung nicht, ja, sie begann sich leise auf ihn zu übertragen.

Schulz von der Burg hatte seit einiger Zeit seine

Verehelichung beschlossen, und außer Nadeshda noch zwei andere Partien im Auge. Als ein gescheiter Mann erwog er seine drei Heiratsprojekte auf das gründlichste; und je länger es dauerte, um so mehr erhielt Nadeshda gegen ihre beiden Mitbewerberinnen die Oberhand. Sie gefiel ihm von den dreien als Weib am besten; unerfahren war er nicht und kein Enthusiast, jedoch an dem Feuer, das in ihr glomm, wärmte er sich nicht ohne Behagen.

Schon um dem Reize des Weibes nicht zu schaden, schonte er die Patientin so weit es möglich war; manchmal trieb es ihn wie einen Jüngling, die reife Frucht hastig zu pflücken; aber dann überlegte er, daß er die künftigen Ereignisse im Kreise seiner Verehrerinnen diplomatisch vorbereiten müsse; doch erhoffte er die Entscheidung für einen nicht mehr fernen Termin.

Unterdessen agitierte Madame Tontan eifrig für das Ende ihrer Brautschaft, auch fand sie Entgegenkommen bei Nadeshda, deren Interesse von ihr auf ganz andere Personen übergegangen war. Das Hochzeitskleid war fertig, alle vorbereitenden Schritte waren erledigt, und seit geraumer Zeit schickte Herr Gocklinger täglich zwei Blumensträuße, einen für die Herrin der Villa Puschkin und einen für seine Braut. Man konnte jeden Augenblick zu der wichtigen Handlung schreiten.

Nadeshda wollte das Fest herrichten und zwar nicht in München, wie sie es zuerst gedacht, sondern in der Villa; denn das war eleganter und ihr bequemer, zumal da Herr Gocklinger nur eine ganz kleine, wenn auch feine Hochzeit wünschte.

Er erwartete sogar seine Söhne nicht, obgleich sie mit seiner Heirat einverstanden waren; die Braut verzichtete infolgedessen auch auf das, was ihr als Familie etwa anhaften konnte; und so beschränkte sich der Kreis der Einzuladenden auf die drei Nachbarn, den Pfarrer, Herrn Hamer und Schulz von der Burg.

Die beiden Nebenbuhler wußten von ihrer gegenseitigen Existenz nur wenig; immerhin hatte Madame zu Herrn von der Burg von dem Fremdling und seiner eigenartigen Wunderlichkeit gesprochen; worauf jener leichthin, aber verständnisinnig, nickte und einen griechischen Namen murmelte, wahrscheinlich die Bezeichnung einer bestimmten Form des Nervös- oder Irreseins.

Hamer hatte nicht ohne Widerstreben zugesagt; der andere stellte sein Erscheinen in unsichere Aussicht, weil er mit Arbeit überladen sei, indessen zweifelte kein Kundiger, daß er kommen werde. —

Die Trauung fand mit patriarchalischem Prunk und unter Assistenz der gesamten Einwohnerschaft in der Dorfkirche statt.

Sodann traf man sich in der Villa, um nach einigem Warten an das Festmahl zu gehen, zu dessen Herstellung ein berühmter Koch engagiert worden war.

Nadeshda hatte nach russischer Art einen Sakuskatisch — ein kleines Büfett mit Kaviar und anderen appetitreizenden Vorspeisen in großer Auswahl, sowie den passenden Likören — aufstellen lassen, und es begann gleichsam das Vorspiel der vielaktigen Haupthandlung; man versammelte sich stehend vor dem weiß-

gedeckten Tische, das breite Gartenfenster im Angesichte und den Rücken der Festtafel zugekehrt; nach einem kurzen Zögern vor dem Ungewohnten begannen dann die Teller zu klappern und gute Reden allmählich die Arbeit zu begleiten.

Nadeshda gab sich Mühe, eine aufmerksame Wirtin zu sein; aber ihren guten Willen lähmte die furchtbare Spannung, von der sie so erfüllt war, daß ihr das Herz auf Augenblicke stillstand.

Schulz von der Burg machte sich aus wissenschaftlichem oder menschlichem Interesse an die Verfolgung Hamers, der ihm zu entkommen suchte, aber von dem maliziösen van Neeren, wie von einem freiwilligen Treiber, gestellt wurde. Burg entfaltete seine überlegene, erdrückende Liebenswürdigkeit, indem er einige Komplimente für den Fremdling mit dem Preise der schönen Gegend verband.

Bescheiden erwiderte Hamer: „Die Gegend hat gewiß alle Vorzüge und ist auch nicht gar zu schön, da so viele Menschen sie aufsuchen; denn ein Übermaß an Schönheit erträgt unserer Zeitgenossen genügsamer Sinn ungern.“

Der berühmte Mann war so betroffen von dieser paradoxen Äußerung, daß er ein wenig ungeschickt gerade heraus fragte: „Sind Sie menschenscheu?“

Hamer blickte ihn demütig und unschuldig an. „Ich möchte mich den Menschen nicht gern aufdrängen; ich sehe, sie sind alle zu einer so glücklichen Ruhe und Klarheit gelangt, die ich durch meine Dumpfheit nicht gern trüben möchte.“

Diese Antwort verminderte das Erstaunen des psychologischen Kenners durchaus nicht; van Neeren unterbrach die unvermerkt entstandene stumme Pause, indem er sich erkundigte, ob der Doktor, der über gewisse Fragen von öffentlichem Interesse kürzlich einen Vortrag gehalten hatte, nicht gesonnen wäre, ein Reichstagsmandat anzunehmen, als Vertreter des größten Wahlkreises, des gesamten weiblichen Geschlechts.

Damit war der Berühmte von seinem Opfer abgelenkt; er entgegnete, daß er leider zu politischer Betätigung die Zeit nicht finden werde, meinte aber doch, es gäbe für ihn und seinesgleichen im öffentlichen Leben gar manches zu tun. Man müsse die schädliche Suggestion bekämpfen, die von Trinkliedern, Verbrecherporträts, Liebesgeschichten und Aktstudien ausgehe, denn fast jede krankhafte soziale Erscheinung leite sich von einer bösen Suggestion her.

Und van Neeren erwiderte ironisch: „Ja, wir werden endlich die unbeschränkte Freiheit haben, wenn uns die Wissenschaft einmal völlig regiert. Es handelt sich nur darum, die Vollstrecker des sündhaften Willens zu beseitigen, dann mag der Wille bleiben, wie er will. Seien wir weitherzig gegen die jungen Leute! Wenn sie sich in leichtsinnige Schulden stürzen, so bestrafe man den Geldverleiher; verspielen sie das elterliche Gut, so mag man sich an den Besitzer des Lokals halten, der das Spielen nicht verhinderte, wie denn auch der Hausbesitzer für ihre sexuellen Ausschreitungen verantwortlich gemacht werden muß; und ruinieren sie sich

mit übermäßigem Trinken, so entziehe man dem Wirte die Konzession. Auf diese Weise wahrt man Moral und Gerechtigkeit, ohne des deutschen Mannes Freiheit irgendwie einzuschränken."

Ängstlich und aufgeregt verfolgte Nadeshda ihre beiden Helden mit dem Blick, sie hätte die Gruppe gern durch ihr Dazwischentreten gesprengt; nur war sie leider von dem eben getrauten Ehemann in Beschlag genommen, der seinen geleerten Teller Kaviar weggesetzt hatte, ihr von seinem Hause, von seiner künftigen Geselligkeit sprach und sie wiederum dringend einlud.

Man siedelte nun von dem Büfett an die große Tafel über und nahm nach Anweisung der ausgelegten Kärtchen in einer wohlerwogenen Reihenfolge Platz. Es war auf das herrlichste gedeckt, mit frischen Blumen, herrlichem Porzellan und noch herrlicherem Silber, sowie dem herrlichsten Kristall; so daß dem Pfarrer die Augen übergingen, während Herr Gocklinger alles mit lächelnder Befriedigung ansah und sich zu künftiger Nachahmung merkte — so befriedigt war er, daß er die Braut über der Hochzeit zu vergessen schien.

Die Braut ihrerseits zeigte eine den Umständen angemessene Rührung und griff zuweilen verschämt nach ihrem Spitzentuch.

Im ganzen war die Stimmung bei der Suppe noch kirchenhaft feierlich.

Dem trat nun Doktor Schulz von der Burg zuerst entgegen, er plauderte mit weltmännischer Leichtigkeit und einem Anflug von weltmännischem Zynismus; Gock-

linger äußerte sich mit glückstrahlender Wichtigkeit; auch der Pfarrer taute auf und wußte ein paar ganz nette Anekdoten zu erzählen.

Hamer blieb noch schweigsam, aber sein Ausdruck hatte nichts Verdrossenes, und er aß mit einer bezaubernden Anmut.

Marguelay saß bei dem berühmten Frauen-Nervenarzt; als dieser vom Theater gesprochen hatte und für einen Augenblick verstummt war, bemächtigte der Dichter sich seines Ohr, indem er ihm unerbittlich seinen allerneuesten Plan vortrug und zwar, wie er es zu tun seit einiger Zeit sich angewöhnt hatte, in Notizbuchmanier. „Demokratische Opposition in einer mittelalterlichen Stadt. Sie kommt nach langem Nörgeln und Streiten durch bloßen Zufall ans Ruder, indem die Regierenden ganz grundlos ein panischer Schreck ergriffen hat. Wie die guten Spießbürger als Herrschende in Verlegenheit sind. Wie sie aufatmen, als die andere Partei das Ruder wieder an sich reißt. Sie seufzen erleichtert: nun kann man doch wenigstens wieder schimpfen."

„Ah, das würde eine vortreffliche Komödie geben," bemerkte der berühmte Mann höflich, aber ohne innere Überzeugung.

Herr Gocklinger hielt etwas voreilig eine weitschweifige, mehr wort- als gedankenreiche Rede und ließ mit großer Begeisterung die Herrin des Hauses leben.

Nadeshda antwortete mit einem kurzen Hoch auf das Brautpaar, was man zuerst bestaunte, dann aber als eine vermutlich russische Sitte gelten ließ.

Unterdessen bemühte Herr van Neeren sich, seinen Nachbar Hamer, wenn nicht betrunken zu machen, so doch alkoholisch anzuregen; er trank zu diesem Zwecke selbst recht viel, da er viel vertragen konnte.

Hamer sträubte sich sanft, gab aber in seiner willenlosen Höflichkeit nach.

Jedoch trat nicht ein, was der andere erwartet hatte: ein Feuerwerk extremster Paradoxen; vielmehr belebte sich das Antlitz des wunderlichen Eigenbrödlers milde, er wurde ein wenig gesprächiger und einem veredelten normalen Menschen immer ähnlicher; er sprach wie ein Jüngling mit errötender Lebhaftigkeit, und alles was er sagte, sagte er auf eine äußerst nette, vornehme Art.

Indem die Rede auf die Vorzüge eines kürzeren oder längeren, eines intimeren oder eines gesellschaftlich förmlicheren Brautstandes kam, verteidigte Hamer die alte deutsche Sitte, die deshalb natürlich sei, weil sie einen schroffen Übergang vermeide und der Gewöhnung Zeit lasse; der Pfarrer, der zu seiner Linken saß, stimmte im ganzen zu, nur daß ihm, der mit derben und temperamentvollen Bauern zu tun hatte, die übermäßig zarte Rücksicht ein bißchen fremdartig vorkam.

Hamer, von seinem anderen Nachbar zum Reden aufgestachelt, gab seine Ansichten über das Leben kund; er wollte die geistigen und körperlichen Kräfte nicht verkümmern lassen, sondern durch einen höheren Sinn leiten; Anmut sei die höchste Weisheit in der persönlichen Lebensführung, das Leben solle sich nicht als eine starre Gerade darstellen, auch nicht als ein geome-

trisch genauer Kreis, sondern in einer edel geschwungenen Schönheitslinie. Zu diesem Zweck sei das Ablehnen ebenso wichtig wie das Ergreifen; der gebildete Mensch müsse lernen, das Unerfreuliche, Widrige nicht zu sehen, Dissonanzen zu überhören, und sich so eine harmonische Welt zu schaffen, die seiner inneren Harmonie gemäß sei.

Aufmerksamer als van Neeren, dem der Wein und das Fehlschlagen seiner heimtückischen Erwartung alle Ironie geraubt hatte, hörte der Pfarrer zu; er nickte mit seinem starken Kopf und sprach gemessen: „Ja, ja, ich weiß schon, wie Sie es meinen, aber ich muß das vor meiner Gemeinde natürlich anders sagen.“

Nadeshda schaute auf Hamer bewundernd und mit Genugtuung, sie drückte ihn in Gedanken an ihr Herz und äußerte über den Tisch hinüber die Bemerkung, wer ein so reines Ideal des Lebens besitze, könne wohl nicht anders als glücklich sein; die Fähigkeit zum Glück beruhe eben auf dem vollkommenen Gleichgewicht zwischen Gemüt und Verstand.

„Ich glaube, man sollte Gemüt und Verstand nicht einander entgegensetzen,“ meinte Hamer. „Nach meiner Anschauung ist es wie ein enger Kreis inmitten eines weiteren. Alle großen Gedanken kommen aus dem Herzen, nicht aus dem Kopfe — sehr tiefe Naturen stehen hilflos in der Welt, weil es ihnen an Scheidemünze mangelt und ihre großen Wechsel niemand honorieren will.“ —

Inzwischen unterhielt sich Aigl mit seinem Freunde Grillparzer, dessen Aphorismen er sich selbst vortrug, da er sonst nirgends ein geneigtes Ohr fand.

„Glaubt ihr, man könne kosten vom Gemeinen?
Man muß es hassen oder sich ihm einen.“

„Des Menschen urerstem tiefinnerstem Sein
Bleibt treu nur die Frau auf die Länge;
Sie wirkt, was sie wirkt, für sich und allein;
Des Mannes Herr ist die Menge.“

Diese und ähnliche Sprüche holte er aus seinem Gedächtnis wie aus einem Knallbonbon; und er war sehr zufrieden bei seinem kindlichen Spiel.

Die Tafel wurde aufgehoben, man verfügte sich in die Nebenräume. In dem Zimmer war zum Rauchen, Kaffee- und Cognaktrinken Gelegenheit, sogar ein Spieltisch war für allfällige Liebhaber hergerichtet, wenn man gleich dem guten Geschmack der Gäste vertraute, daß sie auch ohne Karten ihre Zerstreuung finden würden.

An dieses Zimmer schloß sich der sogenannte Wintergarten, der jetzt eben mit Blattpflanzen und Blumen reichlich ausgestattet war. Nadeshda ging aus irgend einem Grunde dahin; und Hamer folgte ihr leise, hinter einer breitblättrigen großen Palme redete er sie an.

„Wir haben vorhin vom Glücke gesprochen. Sonderbar, das Glück flieht zwar die große Menge, aber auch bei dem, der allein bleibt, läßt es sich nur auf kurze Augenblicke nieder.“

„Es verhält sich damit wohl wie mit allen Religionen,“ versetzte Nadeshda, „die am besten unter wenigen Gläubigen gedeihen.“

Hamer blickte sie mit offener Herzlichkeit an. „Kein Mensch kann so vermessen sein, einem andern zu sagen: ich

mache dich glücklich. Er muß sich begnügen mit der bescheidenen Zusicherung: ich werde neben dir glücklich sein."

„Nein," erwiderte Nadeshda, „haben Sie mehr Vertrauen. Ich wenigstens bin gewiß, daß eine schöne, hohe Seele mich glücklich zu machen vermöchte."

Hamer wollte etwas erwidern; in diesem Moment hörte man ein Kleid rauschen, und Madame Tontan, nun verehelichte Gocklinger, stand vor dem Paare. Hätte sie Nadeshda mit Schulz von der Burg getroffen, hätte sie sich diskret entfernt; so aber stellte sie sich zwischen die beiden und unterbrach ihren Gedankenaustausch mit einigen banalen Äußerungen.

Sie hatte sich in unglaublich kurzer Zeit umgekleidet und war zu der unmittelbar bevorstehenden Abreise bereit. Es gab einige Umarmungen und Küsse, lebhafte Dankesworte und sogar etliche Tränen; Nadeshda war bei dieser Szene halb geistesabwesend, Hamer hatte sich in irgend einen entfernten Winkel geflüchtet.

Und sie konnte seiner, als die neuen Eheleute sich fortbegeben hatten, nicht mehr habhaft werden.

Ihr Gemüt war in einer wunderlichen Verwirrung; der Rest des Abends ging ihr hin wie im Traum; und als man sich endlich getrennt hatte, legte sie sich schlafen mit beklommenem, doch zugleich auch hoffnungsfreudig erregtem Herzen. —

Vom nächsten Morgen an beherrschte sie Aufregung und Verstimmung. Ihre feste Überzeugung war, daß das Geschick sie mit Hamer habe vereinigen wollen; er war ihr nach seinen Begriffen gewiß weit entgegenge-

kommen, so daß die Entscheidung an einem dünnen Faden hing; um so mehr ärgerte sich Nadeshda über das unzeitige, plumpe Dazwischentreten ihrer alten Vertrauten und auch über ihr eigenes Ungeschick; denn sie hätte trotz aller Hindernisse den Moment und das erlösende Wort finden sollen, um das von dem Mann mit so viel Selbstüberwindung Begonnene zu vollenden.

Indessen glaubte sie, daß die Verzögerung noch kein Fehlschlag sei; sie erwartete ungeduldig Hamers Besuch; und sie nahm sich vor, ihm seine Erklärung so leicht zu machen, daß er sie von ihr wie der Gläubige vom Priester empfing.

Aber umsonst war ihr Harren, ihr Ausblicken am Fenster, Hamer zeigte sich nicht und keiner, der von ihm Nachricht gab.

So wuchs denn ihre Aufregung, ihre Verstimmung; daß sie nun ohne ihre Vertraute lebte, in einer stündlich empfundenen Einsamkeit, mußte ihre Widerstandskraft noch vermindern.

— Da erhielt sie ganz unerwartet einen Besuch von — Schulz von der Burg.

Der alte Zauber verfehlte seine Wirkung nicht, die Verfasserin kam ihrem herrischen Freunde wie einem Retter und Befreier entgegen; aber dann schreckte seine verdrossene, unzufriedene Miene ihre Seele wieder in ihr Herz zurück.

Madame hatte in der besten Absicht — was so die besten Absichten der trivialen Verständigkeit sind — ihn auf das bedenkliche Vorgehen seines Nebenbuhlers

aufmerksam gemacht; und nun empfand er nicht nur die natürliche Eifersucht, sondern auch Zorn über die Anmaßung eines Menschen, den er für einen Narren hielt und der ihm in den Weg trat.

Als er nun in dem Salon Nadeshda gegenüber saß, verlangte er ohne Umschweife, sie solle den Verkehr mit Hamer abbrechen.

Sie fragte ihn erstaunt: „Warum?"

Und er war doch nicht, wie es sich in diesem Augenblicke geziemt hätte, Manns genug, seine wahren Gefühle zu gestehen, er begnügte sich zu sagen, Hamer habe auf sie, als eine nervöse Frau, einen schlechten Einfluß.

„Wollen Sie ihn für verrückt erklären?" warf Nadeshda ein.

„Nicht für verrückt, aber für einen gefährlichen Simulanten, der das Leiden, das er selber nur heuchelt, bei anderen durch Ansteckung erzeugen kann. Für jenen Typus etwa, den Shakespeare im Sinne hatte, als er seinen Hamlet schrieb, aber aus Mangel an psychologischer Schulung nicht scharf genug zu fassen vermochte. Der Mann sucht mit seiner scheinbaren Geistesabwesenheit einen Alibibeweis für seinen Geist zu führen; er hat gewiß mancherlei auf dem Kerbholz."

Wie Nadeshda beschaffen war, konnte kein Angriff ungeschickter sein als dieser. Sie geriet in heftigen Zorn, sie warf dem Arzte Hinterlist und Tücke vor; nun wurde er auch zornig, und umsomehr, da er seine Herrschaft über das bereits ihm ganz unterworfene Weib so plötzlich gebrochen sah; sie tauschten heftige Worte aus und

trennten sich in Unfrieden, um künftig einander nicht mehr zu begegnen. . . . .

Nachher krampfte sich der einsamen Frau das Herz zusammen; es wurde ihr deutlich, daß in dem Gespräche weniger Minuten eine der Hoffnungen ihres Lebens zerronnen war.

Um so sehnsüchtiger wartete sie auf jenen anderen, einzigen Freund; sie war froh und stolz-gerührt, für ihn mit einem großen Opfer eingetreten zu sein, und sie forderte sich zur Belohnung, daß er bald, recht bald, komme.

Aber er kam nicht.

Sie begann irre zu werden und zu zweifeln; dann stellte sie jene Szene in dem Wintergarten vor ihrem Geiste wieder her, erwog zum hundertsten Male jedes Wort, Hamers ganze Haltung und Miene, und überzeugte sich immer wieder, er habe eben einen Antrag machen wollen, als er durch die ungeschickte Madame gestört worden sei; nun konnte er nach seiner feinen und loyalen Natur gar nichts anderes tun, als daß er das unglücklicherweise Versäumte so schnell wie möglich nachholte.

Wie er dann immer nicht kam, fürchtete sie, er sei krank; dann wieder prüfte sie ihr eigenes Verhalten, glaubte, sie habe ihm ihre Gesinnung vielleicht nicht recht zu erkennen gegeben; schon wollte sie einen Brief beginnen, aber je mehr sie nachdachte, um so weniger wußte sie, was sie schreiben sollte.

Dann wurde all ihr Denken und Sorgen hinfällig: sie erfuhr, daß Hamer plötzlich abgereist war.

XV.

Nadeshda lebte in einer Unruhe, die der Verzweiflung nahe kam; ihre Nerven quälten sie, die Einsamkeit wurde ihr unheimlich, sie schämte sich vor den Nachbarn, ja sogar vor ihren eigenen Leuten. Das einzige Mittel, das sie von diesem Druck befreien konnte, war eine Reise; und sie nahm sich öfter vor, am nächsten Tage abzufahren, fand aber immer die Kraft zum Entschlusse nicht. Ihre italienische Reise war ihr keine recht aufmunternde Erinnerung; sie hatte Furcht vor der Einsamkeit, vor dem Kampf um ihr Gepäck, um einen Platz in der Eisenbahn, um ein Hotelzimmer; fehlte ihr doch zu Hause schon ihre Madame bei jeder unerwarteten Kleinigkeit.

Nach einigem Überlegen verfiel sie dann auf die gute Idee, eine Reisebegleiterin zu suchen; sie sprach Marguelay davon, und er besorgte ihr ein Inserat in der Zeitung.

Es lief nun eine Unzahl von Briefen ein, unter deren Lektüre Nadeshda ganz wirr wurde; während sie, in den Briefen und Photographieen kramend, noch sann, prüfte und zögerte, kam ein junges Mädchen und stellte sich persönlich vor.

Der ratlosen Nadeshda schien die Fremde wie vom Himmel gesandt, welche sie daher schnell, beinahe in nervöser Hast, engagierte.

Sie packte ihre Offerten-Briefe zusammen und schickte sie an Marguelay, der als Dichter jedes document humain brauchen konnte und sich überdies mit Graphologie

abgab; darauf erst sah sie sich ihre neue Gesellschafterin näher an und war denn auch mit ihr sehr zufrieden.

Das junge Mädchen war von italienischer Abkunft, aber in Deutschland geboren; der Vater hatte sich daher den Witz erlaubt, sie Pia zu nennen, indem sein Familienname Nino war. Im übrigen hatte sie gar nichts Komisches oder Sonderbares. Ihr Alter gab sie auf einundzwanzig Jahre an; sie war einfach, mit einem diskreten und zugleich doch etwas raffinierten Geschmack gekleidet; reichlich mittelgroß, von schlanker, rundlich wohlgedrechselter Figur, hatte sie zwar dunkles Haar, doch keine sehr dunkle Haut und Augen von unbestimmter Farbe, so daß man sie keinem nationalen Typus zurechnen konnte. Ihr Gesicht war fein, ziemlich markiert, jedoch von Gesundheit blühend; mochten Kinn und Nase ein wenig zu scharf sein, so hatten die Wangen eine hübsche, straffe Rundung; in dem allgemeinen Ausdruck vereinigten sich auf das anziehendste Intelligenz und verführerischer Sinnenreiz.

Einen ganz besonderen Zauber hatte das Auge, ihre Pupillen schienen ihre Farbe und Größe fortwährend zu ändern, der Blick war nicht unruhig, aber bewegt, wogend gleichsam, und dadurch zog er jeden fremden Blick unwiderstehlich an. Es flimmerte in der Tiefe dieser Augen ein Mysterium und zugleich ein gegenwärtiges, herrisch-leidenschaftliches Leben. —

Fräulein Nino redete mehrere Sprachen, hatte gute Manieren und eine gewinnende persönliche Liebenswürdigkeit; immermehr überzeugte sich Nadeshda, an ihr eine gute Akquisition gemacht zu haben.

Namentlich gefiel es ihr, daß Mademoiselle kein Pflichtenbär war und ihr erquicklich mit dem zu schmeicheln wußte, was wohlgeborene Frauen von Jung Alt, Mann und Weib, gern hören, mit ihren eigenen Vorzügen nämlich. Dabei tat sie es durchaus nicht auf zudringliche oder irgendwie unfeine Art, sondern scheinbar unversehens, gewissermaßen aus einem eingeborenen Instinkt, und zwar auf die Weise, daß sie manchen Reiz entdeckte, den Nadeshda darauf an sich prüfen und anerkennen konnte.

Diese erstaunte über solche Sachkenntnis nicht, weil sie ihrer eigenen Eitelkeit zugute kam, ja, es tat ihr leid, daß die Beobachtungen sich nicht auf das erstrecken konnte, was ihr aristokratisch klein am Herzen lag. —

Ganz unvermerkt kam das Gespräch häufig auf die Männer, und auch bei diesem Thema glänzte Pia, wo nicht durch Erfahrung, so durch ein instinktives Verständnis. Aus allen ihren Reden ging direkt oder indirekt immer wieder hervor, daß die schöne Herrin bei den Männern durchaus den größten Beifall finden müsse; dieser war das eine tröstliche Versicherung, sie gedachte ihres ungetreuen alten Verehrers nicht mehr und träumte schon unbewußt von einer schöneren Zukunft. —

Sie fühlte ihre Stimmung und ihre Nerven besser werden und war um so lebhafter entzückt von ihrer neuen Gesellschafterin, der sie diese günstige Veränderung allein zuschrieb.

Inzwischen blieb ihr doch die Freude an ihrem Hause, wie der Umgang mit den Nachbarn, vergällt;

es wurden daher die Vorbereitungen zur Reise fortgesetzt, indem Kleider bestellt oder umgeändert, Rechnungen bezahlt und Koffer gepackt wurden.

Trotz der italienisch redenden Begleiterin war jedoch nicht Italien zum Ziel erkoren worden, sondern Berlin; an diesem bedeutenden Knotenpunkte konnte man sich dann immer noch entscheiden, ob man nach Rußland, nach England, oder zurück nach dem Süden fahren wollte. —

So wenig die Triumvirn mit ihrer Nachbarin zufrieden sein mochten, gingen sie doch zum Abschied an die Eisenbahnstation. . . .

Eine Stunde später saßen die beiden Reisenden in dem großen Bahnhof zu München. Pia hatte die Fahrpläne studiert, sie besorgte Billette und Gepäck und tat das alles mit einer außerordentlichen Sicherheit und Ruhe; Beamte, Publikum, sogar die Gepäckträger, zeigten sich zu ihren Diensten beflissen; sie gewann alle diese Menschen mit ihrem freundlichen Wesen, mit einem passenden Wort und besonders mit ihrem verführerischen Blick.

Nadeshda achtete, als eine reiche Frau, weniger auf die Methode als auf das Resultat und machte ihrer anmutigen Reisebegleiterin, als sie miteinander fix und fertig im Wartesaal saßen, ein aufrichtiges Kompliment.

Es läutete, sie eilten auf den Perron hinaus und setzten sich in ein Damencoupé der ersten Klasse.

Der Zug war überfüllt; im letzten Augenblick, als die meisten Türen schon zugeschlagen waren, sprang ein Herr in das Coupé. Nadeshda protestierte; als dann

aber der Schaffner mit etwas verlegener Miene hinzukam und sie erfuhr, im ganzen Zuge befinde sich nicht ein leerer Platz, da erlaubte sie in ihrer Weitherzigkeit dem Fremden, zu bleiben.

Der Fremde war noch jung, blauäugig und bartlos, mit einem feinen, strengen Gesicht, in welchem doch eine verhaltene Aufregung zitterte; seiner Haltung nach konnte es ein Offizier sein, obgleich er den korrekten Reiseanzug ohne Zwang trug. Er saß den beiden Damen schräg gegenüber und machte sich mit einer Zeitung zu schaffen, die er jedoch nicht las; es dauerte nicht lange, so hatte Nadeshda ein Gespräch mit ihm begonnen.

Der Herr gestand, er habe die beiden schon im Wartesaal gesehen, und Nadeshda erinnerte sich mit Vergnügen, daß da mancher Blick auf sie gerichtet gewesen war, mehr als sie es ehedem in gleichen Umständen bemerkt hatte, bevor sie durch Pia über die Anziehungskraft ihres eigenen Wesens so genau Bescheid wußte.

Dem Gespräche fehlte es natürlich an einem besonderen persönlichen Inhalt; man plauderte über Reisen und verschiedene große Städte, dann auch im allgemeinen über die Natur; der Fremde kannte Tiere, Pflanzen, sowie die Beschäftigungen des Landmanns aufs beste, und das gab ihm nach Nadeshdas Urteil einen unerwarteten, eigentümlichen Reiz.

Pia blickte bescheiden vor sich nieder und sprach nur ab und an ein kurzes Wort, wobei denn unwillkürlich ihr Deutsch eine mehr ausländische Nuance gewann, zumal wenn von Italien, der Heimat ihrer Familie,

die Rede war.“ Ein und das andere Mal aber erhoben sich ihre langen Wimpern, ein Blick schoß auf den jungen Mann, daß dieser errötete und sich in seiner eigenen Rede verwirrte. —

Das fiel Nadeshda nicht weiter auf; sie fand den Fremdling außerordentlich schön, sehr vornehm, und ahnte in ihm allerlei verborgene Qualitäten, und ehe noch eine große Anzahl von Stationen erledigt war, hatte sie sich ganz treuherzig in ihn verliebt.

Nun kam eine größere Station; die Tür wurde aufgerissen, eine wichtig-vornehme Dame stieg in das Coupé. Ihr strafender Blick traf den Eindringling; es half keine Fürbitte, er mußte, tief gedemütigt, wenn auch von seinen beiden freundlichen Reisegefährtinnen bedauert, das Weite suchen.

Nadeshda zürnte der unfriedlichen Person und rächte sich, indem sie trotz drückender Hitze die Fenster geschlossen hielt; sehr dringend hoffte sie, am Bahnhof in Berlin ihren neuen Freund wiederzusehen, auf irgend eine Weise seinen Namen, und später etwa noch mehr, von ihm zu hören. —

Aber als sie am Anhalter Bahnhof ausstieg, da wimmelte es ringsum wohl von Menschen, doch der, den sie suchte, war nicht zu erblicken.

So fuhren die beiden in die Stadt zum Hotel; es war ein Riesenhotel, wo ihnen geräumige, wenn auch sehr teure Zimmer angewiesen wurden. Nadeshda klagte dann freilich, daß man sich in dem gewaltigen Betrieb verliere, allein Pia wies tröstend auf die mancherlei

Vorteile und Bequemlichkeiten hin; ihr behagte dieses unruhige Wesen und der Menschenschwarm.

Den Morgenkaffee wollte Nadeshda sogleich nehmen und zwar, zum Leidwesen ihrer neugierigen Begleiterin, auf dem Zimmer; dann wurden die Koffer entleert, Kleider und Wäsche an ihren gehörigen Platz gebracht, darauf machte man Toilette, und so verging der kurze Vormittag unvermerkt.

Zum Frühstück begab man sich in den allgemeinen Saal, wo kleine, hübsch gedeckte Tische bereit standen; Pia freute sich kindlich über den Luxus, und Nadeshda freute sich über sie; auch gefiel es ihr wohl, daß wiederum manche der Anwesenden neugierig und interessiert zu ihrem Tische herüberblickten.

Nach dem Frühstück schritten sie hinunter in das Vestibül, das von Fremden und ihren Freunden wimmelte, und ließen sich von einem der blondköpfigen, wohlgekämmten Pagen eine Droschke holen; dann fuhren sie durch das Gewirre der Stadt.

Sie machten sogleich ein paar kleine Besorgungen, kauften Theaterbillette, gingen dann zum Diner und nachher ins Theater; Pia war ganz berauscht von all dieser Herrlichkeit.

Und so wußten sie sich auch die nächsten Tage angenehm zu beschäftigen. Pia hatte sich bald in der großen Stadt eingelebt, sie fand sich unter den Omnibussen, den Stadt- und elektrischen Bahnen trefflich zurecht und veranlaßte Nadeshda häufig, diese allgemeinen Beförderungsmittel zu wählen, auf denen die Fahrt nicht

nur billiger, sondern auch belustigender war, als in einer Droschke. Die Leute zeigten sich mehr, als es nach ihrem geschäftigen Wesen zu erwarten stand, hilfbereit und zuvorkommend; nur wollten manche ein Gespräch beginnen, gegen welche Versuche Nadeshda sich denn doch ablehnend verhielt; sie setzte sich, wo es anging, stets in die Ecke, um von ihrem nächsten Nachbar durch das junge Mädchen getrennt zu sein; und dieses übernahm die Stelle eines Puffers ohne Murren.

Indessen waren Einkäufe und ähnliche Besorgungen bald erledigt; von einmaliger Besichtigung der Museen hatten die Damen, beide nur mäßige Kunstkennerinnen, genug; die Theater spielten immer die gleichen Stücke; so hätten denn die beiden an sich schnell erprobt, was die meisten Modernen nicht eingestehen wollen, nämlich daß nichts so bald langweilig wird, wie eine sehr große Stadt.

Dieser Gefahr entrannen sie dadurch, daß ein besonderer Gegenstand ihr Interesse, vornehmlich das Nadeshdas, gefangen nahm; und dieser Gegenstand war — der schöne Fremde aus dem Berlin-Münchener Schnellzug.

In den ersten Tagen der Zerstreuung hatte Nadeshda ihn einigermaßen vergessen, aber nun, da eine gewisse Erschlaffung eingetreten war, kam sein Bild ihr unabweislich wieder. Sie mußte ohne Unterlaß an ihn denken und enthielt sich nicht, mit ihrer Begleiterin über ihn zu sprechen; diese ging sehr eifrig, doch bescheiden sich unterordnend, auf ihre Phantasieen ein, und so kam es, daß das Interesse für den gleichen Mann sie nicht entzweite, sondern sie einander näherte.

Pia hatte aus einer seiner Äußerungen entnommen, daß Berlin sein Reiseziel sei, und sie war überzeugt, er müsse sich in Berlin finden lassen. Diese Überzeugung aber teilte Nadeshda vollkommen, und mit kindergleicher Zuversicht hegte sie die Hoffnung, ihren Freund aus den übrigen zwei Millionen Einwohnern herauszufischen.

Ohne besondere Verabredung, ja, ohne sich ihre Absicht recht zu gestehen, begaben die zwei sich nun auf die Suche. Sie blätterten alle Fremdenlisten durch, deren sie im Hotel oder in Restaurants habhaft werden konnten, und achteten dabei auf das Datum nicht, noch weniger bedachten sie, daß der Name, der ihnen nicht gesagt worden war, ihnen auch niemals einfallen konnte.

„Ich bin überzeugt, er wohnt bei Verwandten," bemerkte Nadeshda endlich.

„Ja," bestätigte Pia, „und er würde Ihnen seine Adresse gewiß gesagt haben, wenn die unangenehme Dame uns nicht gestört hätte."

Da er ohne Zweifel mit den Seinigen zu Mittag aß, konnte man ihn schwerlich in Restaurants vermuten, am meisten Wahrscheinlichkeit hatte es noch, daß man ihm auf der Straße oder allenfalls im Theater zufällig begegnete. Sie besuchten alle Abende das Hoftheater, als welches einem so feinen Herrn am angemessensten sei; tagsüber forschten sie in den Straßen, und zwar immer auf denselben Wegen: Unter den Linden, im Tiergarten und in einem Teile des westlichen Viertels.

Sie hätten ebensogut einen Bazillus in der Suppe suchen können, wie den schönen Fremden in dieser Um-

gebung; aber je länger es dauerte, um so weniger machten sie es sich klar, ihre Hoffnung stieg in demselben Maße, wie die Wahrscheinlichkeit sank. Das ist allgemein menschlich: kann man einen nur dahin bringen, daß er sich mit der Quadratur des Zirkels abgibt, so wird er auch bald an die Quadratur des Zirkels glauben.

Wenn den beiden Damen unter den Wandelnden nichts Erwünschtes auffiel, so fielen sie allmählich den Wandelnden auf, und zwar zumal denen, welche ihnen öfter begegneten. Betrachtete man sie ohnehin mit Interesse, so wurden sie mancherseits bald mit einem sehr dringenden Interesse betrachtet. — Vielleicht lag das zum Teil daran, daß sie gar zu forschend in die fremden Gesichter schauten; denn Nadeshda war so erfüllt von ihrer Idee und überdies dem großstädtischen Leben so sehr entfremdet, daß sie sich der Unschicklichkeit ihrer Neugier kaum bewußt ward.

Da ereignete sich eines Tages das Wunderbare: sie wandelten unter den Linden, und vor ihnen bewegte sich mit langen Schritten ein Herr, der augenscheinlich ihr geliebter Fremdling war. Die beiden waren aufgeregt wie Wilde bei einer Sonnenfinsternis; unwillkürlich gingen sie schneller, um den Freund nicht aus den Augen zu verlieren; aber dann erhob sich die Frage, wie man ihn anreden solle.

Nadeshda fand nun doch den Mut nicht; ihre Genossin zeigte sich nach kurzem Zögern willig; „ich werde ihn nach der Uhr fragen,“ sagte sie.

Und auf ein ermunterndes Kopfnicken der andern

ging sie eilig voraus, wandte sich mit bescheidener Kühnheit an den Unbekannten, und fragte, welche Stunde des Tages es sei.

Jener blickte auf seine Uhr und dann mit einigem Erstaunen auf die hübsche Fragerin, die nun ihrerseits ein erstauntes Gesicht machte: sie hatte in dem vorausgesetzten Freunde einen völlig Fremden entdeckt. Nun war der so voreilig Angeredete zufällig kein unerfahrener Jüngling; so benützte er die momentane Verwirrung der schönen Fragerin, um väterlich-liebenswürdig auf sie einzusprechen, und ehe sie sich's versah, hatte er ihr den Namen ihres Hotels entlockt.

Inzwischen war Nadeshda, langsam und mit einigem Herzklopfen weiter schreitend, bis zu den beiden gekommen, sie merkte nun auch den Irrtum und erschrak; Pia hatte sie gewahrt und beeilte sich mit einer kurzen Entschuldigung, den Anschluß zu gewinnen.

Die beiden ließen die Köpfe hängen und kehrten in ihr Hotel zurück; sie achteten gar nicht darauf, daß der Unbekannte zufällig den gleichen Weg zu haben schien. —

— Es mußte aber noch anderen ihre Adresse bekannt geworden sein. Denn erst vereinzelt und allmählich häufiger, kamen schmeichelhafte Briefe, meist an Fräulein Bachini gerichtet, was der jungen Witwe, die ja nicht lange Ehefrau gewesen war, an und für sich wohl gefiel. Sie vergaß, daß sie sich in das Fremdenbuch lediglich eingeschrieben hatte: Frau Nadeshda Bachini mit Begleiterin.

Die Briefe enthielten fast alle Liebeserklärungen,

und sofern diese einigermaßen fein abgefaßt waren, hatte Nadeshda Vergnügen daran.

Leider war nur selten der Ton erträglich zart, meist grob und so rücksichtslos, wie ordinäre Männer einer Kokotte schreiben. Das erregte im ersten Augenblick ihre Verwunderung, dann heftigen Ärger und Widerwillen; sie begann sich über die Stadt zu entrüsten, in welcher einige freche Menschen sich so Ungehöriges herausnahmen; ein paar Mal wäre sie in ihrem Zorn abgereist, hätte die Erinnerung an den schönen Fremdling sie nicht gehalten, dem zu begegnen sie noch immer die Hoffnung nicht aufgab, und der ihr eben durch den Gegensatz zu diesen lumpigen Beleidigern in einem um so herrlicheren Lichte erschien.

Dann ging sie eines Tages in den nicht gerade dunkeln, doch dämmerigen Korridor, der an dieser etwas entlegenen Ecke des Gebäudes von allen Wirtschaftsräumen weit entfernt und überdies menschenleer war.

Ein Mann trat plötzlich auf sie zu, sagte ihr ein paar freche Schmeicheleien ins Ohr, und versuchte sie zu umfassen.

Nadeshda überwand schnell den gefährlichen ersten Schreck, wehrte sich kräftig und begann mit lauter Stimme so anhaltend zu schelten, daß wirklich ein Angestellter des Hotels herbeilief.

Nun zeigte sich der Angreifer aber auch nicht auf den Mund gefallen; er spielte den Entrüsteten und stellte die Sache so dar, daß der Angestellte und ein inzwischen auch eingetroffener höherer Beamter ihm nicht gerade

unrecht geben konnten; es gab einige vermittelnde Worte, eine dringende Berufung auf den guten Namen des Hotels, und schließlich kehrten die beiden Beteiligten ein jeder in sein Zimmer zurück.

Nadeshda schnaubte Wut; sie wollte die Polizei in Bewegung setzen, überlegte dann aber, daß es besser sei, bis zum folgenden Tage Geduld zu haben und auf diskrete Weise durch die Administration sich Genugtuung zu verschaffen. So wahrte sie nach ihrer Meinung am besten ihre Würde, an die ein brutaler Angriff niemals rühren konnte; im übrigen bereitete sie nun doch ihren Abschied von dem ungastlichen Gasthause vor. —

Jedoch ehe sie am anderen Tage sich mit ihrer Reklamation in das Bureau begeben hatte, kam der Direktor des Bureaus zu ihr. Sie freute sich über diese Zuvorkommenheit und ermahnte sich selber, sich durch die höflichen Entschuldigungen nicht kaptivieren zu lassen; daher nahm sie künstlich eine sehr strenge Miene an.

Der Mann im Gehrock öffnete den Mund und verkündete, Nadeshdas Zimmer seien vom folgenden Tage an vermietet, und übrigens sei im ganzen Hotel kein Zimmer frei. Dann verbeugte er sich lediglich mit dem Kopfe und schritt würdevoll zur Tür hinaus.

Nadeshda hatte den eigentlichen Sinn der Botschaft nicht begriffen, sie wütete über die grobe Rücksichtslosigkeit und klingelte nach der Rechnung, indem sie sich vornahm, alle Trinkgelder für sich zu behalten — als wären Zimmermädchen und Kellner an den Mißhelligkeiten schuld.

Sie wurde denn auch von sämtlichen Beteiligten mit sehr schlichtem Abschied entlassen, worüber sie sich nicht weiter wunderte; aber als sie mit ihrer Pia durch das Vestibül schritt, gingen ihr die Augen auf, denn sie hörte einen Herrn auf russisch zu seinem Genossen sagen: „Diese zwei sind die beiden eleganten Kokotten."

Sie murmelte verächtlich eine russische Redensart und eilte an die Eisenbahn, die sie nach dem Süden zurückführen sollte. — — —

Nadeshda kam auf ihrem Landsitze gesund an, das war aber auch alles Gute, was man von ihr sagen konnte, denn ihre Launen hätte der entschiedenste Optimist schwerlich gerühmt. Ihr Haus, nach welchem sie doch eine relative Sehnsucht empfunden hatte unter den bösen Erfahrungen in der Außenwelt, kam ihr öde und widerwärtig vor, an den Dienstboten hatte sie alles andere eher als Freude, ja, sie zürnte sogar im Innern gegen ihre jugendliche Vertraute und gegen sich selbst.

Unter solchen Umständen war es ein angemessenes Verhalten, daß sie sich früh ins Bett begab und den ganzen nächsten Tag darin liegen, also den Ereignissen des irdischen Lebens entrückt blieb; so ging denn allmählich die Erkältung ihrer Seele aus dem entzündlichen akuten in einen milderen chronischen Zustand über.

Langsam gewann sie dann auch die Kraft, ihre Freunde und Nachbarn zu sehen. Sie wollte ihnen den Nachmittagstee auf der Aquasse servieren, da sie von der Natur eine heilsame Ablenkung erwartete; man

traf sich auch auf dem schwankenden Grunde, doch wehte trotz des angenehmen Herbstnachmittags die Luft gar zu kühl, und man mußte in das Haus zurückwandern.

Man saß nun in dem großen Eßzimmer um den Samowar; und allmählich konnte sich das Gespräch aus den niederen Regionen persönlicher Kritik zu den reinen Höhen objektiver Weltverachtung erheben. Pia Nino störte dabei kaum, denn wenn ihre warme Jugend alle Aufmerksamkeit leicht aus dem Gebiete des Geistes in dasjenige des Fleisches hätte zurückziehen können, so verhielt sie sich doch zum Ausgleich sehr diskret; sie besorgte anmutig und bescheiden den Tee, um sich darauf an die äußerste Ecke des Tisches zu setzen und bald zu verschwinden.

Freilich kam sie ein paar Mal wieder herein für den Fall, daß man ihrer Dienste bedürfe; sie antwortete auf eine gelegentliche Frage freundlich und ohne Ziererei; doch im ganzen hielt sie sich beiseite wie ein vorsichtiger Untertan in einer Verschwörerherberge.

„Ich bin wieder eine Illusion los," bemerkte Nadeshda bitter. „Nun habe ich so lange auf dem Lande gelebt, wo ich außer den wenigen Freunden nur Bauern sah, daß ich wohl das Augenmaß für menschliche Verhältnisse verloren haben muß. Ich dachte mir in einer großen, reichen und gebildeten Stadt müßten die Menschen in jedem guten Sinne entwickelter sein als unsere Dorfbewohner — und zu meinem Entsetzen bemerke ich gerade das Gegenteil."

„Haben Sie nicht ein Gefühl der Befreiung, nun

der künstliche Schein, den die Zeitungsblätter verbreiten, von Ihnen genommen ist?“ fragte Neeren.

„Eine Befreiung wohl; aber keine angenehme.“

„Erst weinte er wie eine Kuh, dann lachte er wie ein Kalb, sagt Rabelais von Gargantua. Das ist auch ungefähr die Stimmung eines empfindsamen Jünglings, der seine Unschuld, und eines empfindsamen Menschen überhaupt, wenn er eine Illusion verloren hat. Nur sagen Sie, verehrte Freundin, was Ihnen denn eigentlich passiert ist.“

Aigl setzte sich zum aufmerksamen Hören in Positur, und Nadeshda gab nun ihr Drama mit starken Kürzungen, doch traten die wesentlichen Motive genügend hervor, welche ihren Unmut rechtfertigten.

„Mangelhafte Dressur,“ versetzte van Neeren trocken. „Aber was wollen Sie? Sehnen Sie sich etwa nach dem Reiche Catos des Dritten?“

Aigl, der lieber gutmütig spottete als ernstlich schalt, meinte doch ingrimmig: „Ich mag das ranzige Volk auch nicht. Ich kann sehr gut einen Betrunkenen ertragen, einen Menschen im Zorn oder in der tollsten Liebesbrunst; nicht aber dieses temperamentlose Rüpelwesen unserer Hochzivilisierten. Es ist tausendmal wiederholt worden aber dennoch wahr, daß es der Mangel an Ehrfurcht ist, der sie so hohl macht. Ehrfurcht — was ich Ehrfurcht nenne — geht aus dem unbewußten Gefühl hervor, man bedeute etwas für sich, nicht bloß in den Augen der anderen. Ehrfurchtslosigkeit ist Impotenz; nicht einmal frivol sein können diese blechernen Kerle.“

So konnte Nadeshda über fehlende Beistimmung nicht klagen.

Marguelay ging auf die künstlerisch-literarische Betrachtungsweise über, wobei er sich dem Standpunkt der Ästheten näherte. „Wir haben in Deutschland, oder ich will lieber sagen in der Welt, die sich wesentlich modern nennt, keine Kultur; wie man es aus jedem Romanband, aus jedem Lustspiel ersehen kann. Einige bildende Künstler und Lyriker haben sich selbst ihre Kultur geschaffen, aber die liegt auf der Spitze eines hohen Berges, die nur wenige Bewohner fassen kann. Was ist der ungeheure Vorteil Gottfried Kellers und auch Roseggers? Daß sie außerhalb der seelen- und formlosen Gesellschaft stehen: sie haben eine ererbte Kultur, und die hebt sie noch über das Maß ihres Talents hinaus. Von Franzosen und Italienern konnte man früher das gleiche sagen; aber ich weiß nicht, ob man jetzt noch dazu das Recht hat.“

Nach längerem Herumreden kam der Dichter dann doch auf seinen unvermeidlichen neuesten Plan. Die gutmütige Nadeshda ließ ihn reden, so daß der allgemeine Zorn zuletzt noch in ein Andante ausklang.

„Ich möchte lediglich,“ sagte Marguelay, „die verschiedenen Jahre eines Menschen durch Frauengestalten charakterisieren, die zu der bestimmten Zeit seine Liebe gewesen waren oder hätten sein können. Da entspräche nun der Jugend eine reife, kluge Schönheit, hingegen der eigenen Reife ein unbewußtes, gedankenlos knospendes Mädchentum. Ich denke mir das Ganze in dramatisch-

lyrischer Form, etwa mit Musikbegleitung; vor dem Schläfer oder dem Sterbenden könnten die verschiedenen Gestalten traumartig vorüberziehen; in ihrem Erscheinen spiegelte sich sein eigenes Leben wieder, freilich in einer ganz eigenen Projektion, in umgekehrter Entwickelung. Den Schlüssel zu diesem Verhältnis gibt aber die alte Erfahrung, daß wir jeweils *das* begehren, was zu unserem Vorhandenen die Ergänzung ausmacht ..."

— Es folgte nun eine ruhige und einförmige Zeit. Nadeshda behielt ihre Gesellschafterin, an deren Nähe sie sich gewöhnt hatte; sie selbst lebte dennoch recht einsam, las viel, ging meist allein spazieren oder fuhr auch wohl, von dem jungen Mädchen begleitet, mit ihren Rappen durch die Umgegend; nicht gar häufig sah sie die Nachbarn und Fremde eigentlich nie.

Pia bequemte sich recht gut in diese abwechselungslose Existenz. Im Hause machte sie sich zu schaffen, sie hielt auf Ordnung und war mit den Dienstboten genau; hin und wieder nahm sie auch wohl ein Buch zur Hand oder spielte mit geringer Kunst auf dem Klavier; im Verkehr mit der Herrin zeigte sie Takt, Gefälligkeit und immer gute Laune, wodurch sie die häufig Mißgestimmte manchmal aufheiterte, die immer noch von ihrem Ekel gegen die anständig gekleideten Knoten erfüllt war. In ihren zahlreichen Mußestunden ging sie aus, ins Dorf oder zu den benachbarten Gütern, wo sie schnell Bekanntschaften erwarb; Nadeshda, die Gutmütige und Weitherzige, störte sie darin nicht.

Einige Male wurde sie auch nach München geschickt,

wo es für Haushalt und Toilette mancherlei zu besorgen gab; sie beeilte sich dann keineswegs und fand stets Gelegenheit, ihre Verwandten oder Freunde zu besuchen.

Überwand Nadeshda einmal, weil es durchaus nötig war, ihren Widerwillen gegen die Stadt, so mußte das junge Mädchen mit ihr fahren; und meist waren sie dann miteinander ziemlich vergnügt, besonders während des Essens im Restaurant, das als Abwechselung für sie einen besonderen Reiz hatte.

Trotz ihrer Verstimmung interessierte sich Nadeshda für das junge Mädchen auf das wohlwollendste, doch gab sie dieses Interesse nur gelegentlich und andeutend zu erkennen, wie aus einer tiefen geistigen Müdigkeit.

Von der inneren Negation, die denn doch nicht ihrem Wesen gemäß war, hatte sie sich unbewußt, unmerklich und allmählich abgewandt, und aufs neue beherrschte der schöne Fremde ihre Phantasie. Zwar hatte sie ihn nicht immer deutlich vor Augen, er löste sich oft in eine formlose Stimmung auf, aber diese Stimmung lastete doch als etwas Gegenständliches auf ihr.

Man konnte Nadeshda nicht sentimental nennen, doch war ihr Gemütszustand nun aus Empfindsamkeit, inhaltsleerer Hoffnung und sehnsuchtsvollem Entsagen seltsam gemischt; und jenes Allgemeine, das wir mit einem zweideutigen Wort Sinnlichkeit nennen, durchzog wie ein Ferment ihr Blut. Sie bedauerte, nicht schreiben oder komponieren zu können, denn in unmittelbarer Rede sich mitzuteilen hatte sie keine Gelegenheit; Pia war ihr zu jung und zu glücklich, die Brüder aber schienen

ihr gar zu überlegen in ihrer philosophischen Leidenschaftslosigkeit.

Immerhin blieben ihr die allgemeineren Gespräche mit ihnen eine wohltuende Zerstreuung. Auch Pia zog sie öfter zu den gemeinschaftlichen Teestunden heran, sie gönnte ihr die Belehrung und Anregung, und gönnte den drei Herren ein joviales Behagen an der frischen, anmutigen Person.

Nun konnte es nicht fehlen, daß die hübsche Erscheinung und natürliche Koketterie auf diese Männer, die keineswegs zur idealen Geschlechtlosigkeit vorgedrungen waren, einigen Eindruck machte. Keiner von ihnen wollte im Hause der Nachbarin ein Liebesabenteuer anfangen, aber das Fleisch war angenehm schwach und veranlaßte im Beisammensein zu zweien manchmal ein Wort, einen kleinen Griff nach Kinn oder Wange, wie dergleichen im geselligen Kreise nicht wohl zulässig ist.

Nun hatte jeder von den dreien wohl eine gewisse Nachsicht mit seiner eigenen Schwäche, aber nicht mit der seiner Brüder, so daß sie in corpore sich vor dem jungen Mädchen als Eremiten, Buddhas und Weltflüchtige gaben, einzeln aber immer noch durch eine gewisse Scheu vor freundschaftlicher Kritik im Zaume gehalten wurden.

Inzwischen bemerkte Nadeshda — nicht in Beziehung auf die Brüder, aber doch auf andere — was ihr vor, während und nach der Reise entgangen war, daß nämlich ihre kleine Begleiterin den Männern ausnehmend gefiel. Trotz ihrer zerrissenen Stimmung är-

gerte sie sich darüber durchaus nicht, ja, ihr verschaffte die Beobachtung einen leichten angenehmen Kitzel der Sinnlichkeit; nnd sie dachte, ohnehin sorglos, um so weniger an irgend welche Gefahren, da sie Pia lustig, aber kalten Herzens, mit den Anbetern ihr Spiel treiben sah.

Da war der junge Schullehrer des Nachbarorts, der nun auffallend häufig in der Nähe der Villa Puschkin bemerkt wurde; er hatte früher wohl als Anwalt seiner Schüler oder deren Eltern mit Nadeshda zu tun gehabt; aber nun fand er, um sich einzustellen, immer neue Vorwände, die zumeist mit haarsträubender Ungeschicklichkeit an den Haaren herbeigezogen waren. Kam bei seiner Anwesenheit Pia in Sicht oder wurde ihr Name genannt, so verlor er alle Fassung, errötete und erbleichte, begann zu stammeln und sich auf die unwahrscheinlichste Art zu versprechen; und wenn er von ihr nichts hörte und sah, dann verfiel er in die gleiche Verlegenheit.

Nadeshda bemühte sich, sein Sehnen zu stillen, einerseits aus Mitleid, andererseits weil sie sich über ihn belustigte; doch ahnte sie wohl, daß er schwerlich der einzige Verliebte war.

An dem Vorsteher des kleinen Bahnhofs hatte er einen Leidensgenossen, der innigst bedauerte, nur über eine schöne rote Mütze und nicht über die Macht zu verfügen, daß die Züge auf seine Angebetete warteten oder für sie nach Bedarf hielten; und der dritte im Bunde war der nicht mehr jugendliche Apotheker, der eine gleichfalls nicht mehr jugendliche Frau besaß, mit wenig Zähnen, aber auf den Zähnen sehr viel Haaren. —

Doch auch junge Leute von den benachbarten Gütern zogen mit verliebten Gesichtern vorbei, nicht minder Münchener Studenten, die seit einiger Zeit auffallend häufig in der Nähe der Villa Puschkin vom rechten Wege abzuirren pflegten.

Obwohl Nadeshda dieses ganze Wesen zuerst eine Zerstreuung gewesen war, wurde es ihr am Ende doch auch manchmal lästig; indessen ließ sie den Dingen ihren Lauf.

Inzwischen kam Pias Geburtstag heran, den sie selbst zwar nicht verraten, die gute Herrin aber aus ihren Papieren ersehen hatte, worauf sie sich denn eine kleine Überraschung vornahm. Sie hatte eigentlich die Brüder zu einem festlichen Mahle einladen wollen, jedoch die Kleine bat sie, das nicht zu tun, da so viel Auszeichnung sie geniere; es blieb daher bei Geschenken und einem stattlichen Geburtstagskuchen.

Doch wurden weitere Aufmerksamkeiten von anderer Seite erwiesen. Die Post brachte einen erheblichen Brief, und als man den Umschlag öffnete, kam ein Bogen mit gepreßtem Rande und mit Vergißmeinnichtchen verziert zum Vorschein, auf den ein langes Gedicht in der schönsten kalligraphischen Schrift geschrieben war. Die Verse schienen über ihre eigenen Füße zu stolpern und errötend das nicht aussprechen zu mögen, was sie eigentlich besagen wollten; Nadeshda las mit lauter Stimme und amüsierte sich königlich; denn sie hatte beim ersten Worte den Verfasser, Verleger und Herausgeber dieses Blattes erkannt.

Es gab auch andere, und zwar weniger lyrische Geschenke. Von München wurde ein stattlicher Handschuhkasten geschickt, aus Perlmutter und mit Goldleisten verziert, welcher in seinem Innern sechs Paar treffliche Handschuhe barg. War die Erscheinung dieses kunstgewerblichen Erzeugnisses auffallend, so fiel noch mehr auf, daß zugleich ein zweites und drittes Exemplar ankam, die sich alle untereinander glichen wie eben so viele Tropfen Milch.

Die beiden Damen zerbrachen sich vergebens den Kopf, sie rieten lange herum, konnten sich aber nicht vorstellen, welcher unter den bescheidenen Verehrern Pias eine so reiche, dreifach wiederholte Gabe gespendet haben sollte. An einem der drei Kästchen war noch ein kleines Etikett mit dem Namen des Geschäfts befestigt; allein es verriet außer der Adresse eigentlich nichts. Immerhin wurde es abgeschnitten und zu geeigneter späterer Verwendung aufbewahrt.

Und wenige Tage später traf es sich, daß Nadeshda nach München fahren mußte, was sie ohnehin schon längst nicht mehr ohne ihre Begleiterin tat.

Nadeshda war nur mäßig pietätvoll und in mancher Beziehung wesentlich praktisch; demnach nahm sie die drei Kasten mit, und beredete ihre Begleiterin, zwei davon, wenn nicht alle gegen ein brauchbareres Objekt umzutauschen.

Die beiden begaben sich mit ihrem Paket in das Geschäft, welches auf dem Etikett verzeichnet war, und begannen dem Ursprung dieses Drillingsgeschenks vorsichtig

nachzuforschen. Ihre Bemühungen waren sehr schnell von Erfolg gekrönt; man berichtete ihnen, es seien drei Probeexemplare dieses Artikels vorhanden gewesen, der jedoch den Beifall des Publikums nicht gefunden habe; an einem Tage seien dann hintereinander drei Herren gekommen, von denen jeder Käufer eines der vorhandenen Exemplare geworden sei.

Nun begriff Nadeshda sogleich, daß es sich nur um die drei Brüder handeln konnte, sie hatte an dieser Entdeckung ein Vergnügen, das nur durch eine leichte Beimischung von Ärger getrübt war; vor allem aber trug sie ihrer Begleiterin auf, bis zu dem passenden Moment reinen Mund zu halten.

Noch ehe die Woche abgelaufen war, wurden die Triumvirn zum Abendessen in der Villa Puschkin erwartet. Als man bei Tische saß, brachte Nadeshda die Rede auf Pias Geburtstag und las der Korona das Gedicht vor, welches mit Heiterkeit aufgenommen wurde.

Einem aufmerksamen Beobachter hätte schwerlich entgehen können, daß das Lachen nicht ganz unverlegen war und daß die Brüder auf ein anderes Thema abzuschwenken sich begierig zeigten; Nadeshda blieb aber maliziös bei dem Geburtstag und erzählte mit Behagen die Geschichte von den Handschuhkästen.

Ein gezwungenes Lächeln antwortete ihr; allein bei näherer Untersuchung blieb die Wahrheit nicht verborgen; es gab für Nadeshda einen spöttischen Triumph, für die drei Getreuen eine kindliche Beschämung und für Pia eine anmutige Verlegenheit.

Die Überführten erwiesen sich den Rest des Abends äußerst redselig; Aigl säete Zitate aus, als ob sie hundertfältige Frucht tragen sollten; van Neeren erschöpfte sich in unverständlicher Ironie; und Marguelay gebar ein Viertelduzend Pläne, von denen der wichtigste war, den Apoll vom Belvedere literarisch als das zugleich siegende und leidende Genie darzustellen. —

Dieser Abend hatte nun seine Folgen auf dem Kapitol. Die drei Triumvirn schlugen sich, ein jeglicher in seinem Kämmerlein, an die Brust und riefen: mea culpa, mea maxima culpa. Als sie dann wieder zusammenkamen, waren sie von allen verderblichen Lüsten soweit gereinigt, daß sie über die Angelegenheit in Ruhe sprechen konnten.

Da gestanden sie nun, reumütig wie die Heiligen, daß sie in gewissem Maße der weiblichen Verführung erlegen waren, und sie grämten sich miteinander über die weibliche Zügellosigkeit.

Pia hatte nun freilich mehr von einer zu fürchtenden Schlange, als es aus ihrem bisherigen Verhalten hervorging; wie vor physischem Schlangengift ein tüchtiger Rausch allein zu schützen vermag, so tat auch dieses Weibes Gefährlichkeit vielleicht einem geistig Berauschten keinen Schaden; aber die Ernüchterten fühlten sehr empfindlich den verderblichen Zahn. Sie rekapitulierten sich, was Pia Nino in Worten und Werken an der Männerwelt gesündigt hatte; sie erinnerten sich, daß der Apotheker durch sie dem Trunk, der Bahnhofshäuptling einer dienstwidrigen Melancholie und der

Schullehrer dem Müßiggang anheimgefallen war; sie erwogen, daß die Verführerin ihre Verehrer auslachte und mit der Sinnlichkeit spielte ohne ihr zu erliegen; und sie hielten dafür, ein solches Wesen sei Nadeshda durch seine Nähe gefährlich, der es ihren schönen Ernst, ihre ehrliche Menschlichkeit rauben müsse. Nachdem ihnen selber dermaßen die Augen geöffnet waren, gelangten sie zu der Weisheit letztem Schluß: nämlich, daß es Pflicht sei, auch ihrer Freundin die Augen zu öffnen und zu verhüten, daß die große, metaphysische Liebessehnsucht von einer trivialen Sinnlichkeit angesteckt werde.

XVI.

Da Nadeshda ihre eigenen Gedanken und Empfindungen wieder hinreichend zu tun gaben, hatte sie sich weniger um ihre Gesellschafterin bekümmert und diese ihren eigenen Weg gehen lassen. Viel zu groß denkend als daß sie überlegen sollte, ob sie für das, was sie bezahlte, auch die entsprechenden Dienste zurückempfing, war sie es sehr zufrieden, wenn jemand in ihrem Hause wohnte, wie er für schweres Geld in einer Sommerfrische hätte wohnen können.

Immerhin wurde ihr das junge Mädchen fremder; bis es ihr denn auf minder erfreuliche Art in Erinnerung gebracht wurde.

Das Zimmermädchen brachte ihr einmal ein beschriebenes Stück Papier und fragte sie mit geheuchelter Einfalt, ob sie es vielleicht verloren habe. Nadeshda blickte es an; sie erkannte erst allmählich die Hand Pias, nachdem sie bereits den mit fliegender Feder hingeworfenen Inhalt in sich aufgenommen hatte. Dieser Inhalt bestand aber aus glühenden, ja brünstigen Liebeserklärungen — wollte man nicht voraussetzen, daß Pia heimlich Novellen schrieb, so konnte man das Blatt nur als Bruchstück eines Briefes ansprechen.

Nadeshda gab der vorlauten Fragerin irgend eine gleichgültige Erklärung und bemühte sich, den Zwischenfall zu vergessen.

Aber nachdem einmal ihre Aufmerksamkeit in eine bestimmte Richtung gedrängt war, wurde sie in dieser Richtung festgehalten; so wenig sie herumhorchte, konnte sie nicht vermeiden, über Pias Benehmen allerlei zu hören. Sie sollte Männern ebenso nachlaufen, wie diese ihr, und sie in Heimlichkeit an sich fesseln auf eine Art, welche mehr den Lüsten der Männer entsprach, als den Forderungen der Sitte; wobei als erschwerender Umstand ihr außerordentliches Raffinement hervorgehoben wurde, welches verhindere, daß sie in solche Ungelegenheiten komme, wie sie leidenschaftlichen Mädchen, die sich im Verkehr mit Männern keinen heilsamen Zwang auferlegen, so selten erspart bleiben.

Nadeshda wollte diese Reden als Verleumdung, mindestens als Übertreibung behandeln, und dennoch blieb ihr davon ein Stachel im Gemüte zurück; so wie man

etwa einen anonymen Brief mit verächtlicher Gebärde ins Feuer werfen mag, trotzdem aber von seinem Inhalt heimlich verfolgt wird.

Nun kam aber noch ein Beweis, dessen Wucht sie sich nicht entziehen konnte.

Der Schulmeister hatte in hilfloser Verliebtheit und ohnmächtiger Eifersucht eine Unterredung mit ihr; er rührte sich selbst bis zu Tränen dabei, und diese Tränen schwemmten wie ein reißender Strom die zögernden Worte mit sich fort. Nadeshda zeigte unbefangene Teilnahme und fragte ohne Scheu; sie erfuhr, daß Pia, selbst von einem verzehrenden Feuer besessen, die Leidenschaft des jungen Mannes mit den unheiligen Künsten einer alexandrinischen Buhlerin bis zum Wahnsinn gesteigert hatte; und er verriet in seiner Bewegung Einzelheiten, von denen er sich nie hätte träumen lassen, daß er sie vor einer Dame äußern würde. — Dabei war es zu dem reinen Schluß, den die unschuldige Natur der Liebesqual gesetzt hat, niemals gekommen. —

Natürlich klagte der junge Mann nicht über die Vergünstigungen, die er genossen, sondern darüber, daß sie, wie er bestimmt wisse, anderen in demselben Maße zuteil geworden seien, und suchte in seiner kindlich ungeschickten Eifersucht irgend eine Satisfaktion.

Nadeshda warf ihm derb vor, daß er ein Waschlappen sei, bemühte sich aber, so gut sie es vermochte, ihn zu trösten, und er entfernte sich mit einem demütigen Dank.

Sie empfand nachträglich Widerwillen gegen die

haltlose Unritterlichkeit, mehr aber gegen Pias Benehmen, denn so weitherzig sie gegen die nackte Unmoral war, so sehr haßte sie die verlarvte Unmoral.

Sie nahm sich vor, Pia zu entlassen, aber da sie den Entschluß nicht sofort ausführte, fand sie ihn später nicht mehr, in Verwirrung gesetzt durch einen sonderbaren Aberglauben. Ihr schöner Fremder, der ihr über alle Maßen vornehm und rein erschien, trat ihrem Herzen durch den Gegensatz um so näher; ja, sie wähnte ihn sich schon ganz nahe und glaubte seine lebendige Gegenwart nur noch einer glücklichen Minute danken zu müssen. Nun hatte sie aber das Vorurteil, Pia bringe ihr in dieser Hinsicht Glück, und je mehr sie gegen deren verstecktes Wesen jetzt Abneigung empfand, um so mehr bestärkte sie sich in dieser wunderlichen Überzeugung.

Sie sah Pia noch seltener als zuvor, im übrigen blieb alles beim alten.

Zu den drei Brüdern ging sie hin und wieder, und einmal fing sie an, von ihrer Gesellschafterin zu sprechen, von der sonst niemals die Rede war. Sie hoffte im stillen, die drei klugen Männer würden für die so leicht zu Verdammende doch auch Entschuldigungsgründe finden, wodurch denn zugleich ihre Schwäche entschuldigt wäre.

Jedoch auf eine ernsthafte Erörterung ließen jene sich gar nicht ein, sondern ließen es bei Witzen und sinnlosen Redensarten bewenden, wie man es macht, wenn man ein unerquickliches Thema sich in gehöriger Entfernung vom Leibe halten will. —

„Diese kleine Italienerin, Signorina Stasera“ — begann van Neeren.

„Fräulein Nino,“ verbesserte man ihn.

„Fräulein Nino also, hat ein gutes Herz, das jedermann offen steht, der Eintritt ist frei, gratis und umsonst; in der Nachbarschaft weiß man wohl einiges darüber. Mir gefällt nun das Äußere nicht übel; aber ins Innere des Gemüts einzudringen fürchte ich, denn ich sage mir, lasciate ogni speranza.“

„Sie ist auf den Mann dressiert,“ spottete Marguelay.

Aigl erwiderte: „Das hat nichts mit Dressur zu tun; sie ist eine perverse Unschuld —“

„Mich erinnert dieses gar zu gnädige Fräulein an den Spielsaal,“ meinte Marguelay; „sie scheint immer zu sagen: Messieurs faites votre jeu.“

Nadeshda schwieg und ärgerte sich, das aber sollte sie nach dem Willen ihrer Freunde, welche die Verbindung zwischen den beiden gern aufgehoben hätten.

Und nun nahm sie sich trotz ihres widerstrebenden Aberglaubens vor, Pia zu entlassen; allein, ehe sie es noch getan hatte, wurde diese krank. Sie hatte hohes Fieber und eine Ansteckung war zu besorgen, trotzdem übernahm Nadeshda die Pflege selbst, ritterlich vor einer Hilfsbedürftigen auch die wohlgegründeten Beschwerden vergessend.

Wenn Gefahr vorhanden gewesen war, verschwand sie bald; nach einigen Tagen verlor sich das Fieber, die Kranke war wohl noch schwach und mußte vor Er-

kältung behütet werden, konnte aber für einige Stunden das Bett verlassen.

So fand endlich die treue Pflegerin Zeit, sich an der frischen Luft zu ergehen, die sie seit einer Woche entbehrte. Es war schon am sinkenden Nachmittag, sie eilte hinaus und machte mit schnellen Schritten einen Spaziergang über die Landstraße, durch das Dorf und zu der Kirche; dann geriet sie, ohne es beabsichtigt zu haben und ohne recht zu wissen wie, auf den Friedhof.

Langsamer wandelte sie nun zwischen den Gräbern hindurch, es kamen ihr allerhand ernste, wehmütige und sehnsüchtige Gedanken. Sie las, um sich gewaltsam abzulenken, mit Rührung die naiven Inschriften auf den Steinen; vor einem solchen Steine blieb sie stehen, schaute dann gedankenlos über die Kreuze hinweg auf die große Linde, die nahe am Eingange des Friedhofes stand.

Und da gewahrte sie, an den mächtigen Stamm gelehnt einen Mann, der sich suchend umblickte, sie aber nicht zu sehen schien. Sie fühlte sich bleich werden — in jenem Menschen hatte sie den so lange gesuchten Fremdling erkannt.

Und plötzlich verging ihr die Lähmung von dem Schreck; sie fühlte in sich das Blut warm und mächtig pulsieren; und schon war sie zu dem Wartenden hinübergeeilt und hatte ihn angesprochen. . . .

Auch ihn durchfuhr ein Schreck, er fand im ersten Moment kaum Worte, und es bedurfte aller Anstrengung, deren ein energischer und gut erzogener Mensch fähig ist, bis er sich mit einiger Fassung geben konnte. Er

berichtete, daß er sich auf einer Fußwanderung verirrt und an diesem stillen Orte ausgeruht habe; er wolle nur den nächsten Bahnhof gewinnen, um dann nach der großen Stadt zurückzufahren.

„O, der Bahnhof ist ganz nahe, und es gehen viele Züge," bemerkte Nadeshda, eben durch seine Befangenheit wieder selbstbewußt und froh gemacht. „Aber ich lasse einen alten Bekannten nicht so ziehen; Sie müssen in meinem Hause vorsprechen und ein Glas Tee oder Wein mit mir trinken."

Er wehrte sich und hatte doch keine rechte Ausrede; sie bat ihn dringender, indem sie lächelnd hinzufügte: „Jetzt müssen Sie sich schon mit mir vor den Leuten zeigen; denn sonst sähe unser zufälliges Zusammentreffen auf dem Friedhof nach einem verabredeten Rendezvous aus."

Dieses Argument nun, das Nadeshda niemals ernst genommen hätte, brach seinen Widerstand; er dankte für die freundliche Einladung und bat lediglich, man möge ihn den Zug nicht versäumen lassen; worauf Nadeshda bemerkte, der Wagen werde zu rechter Zeit am Tor halten, ihr Kutscher sei sehr pünktlich.

Sie gingen langsam miteinander ins Dorf zurück, durch die Dorfstraße, auf der großen Chaussee bis zu dem stattlichen Einfahrtstor und dann unter den alten Bäumen bis zum Hause. Unterwegs war ihr Gespräch sehr einsilbig; Nadeshda wußte nicht viel zu sagen, obwohl ihr doch eine starke Freude und Gehobenheit wie über eine mystische Wunscherhörung das Herz durchdrang; ihr Nachbar kämpfte sichtlich mit einer tiefen

Verlegenheit, welche freilich durch das Überraschende der Begegnung hinreichend erklärt war.

Er stellte sich kurz vor als Freiherr von Seccum; nähere Angaben machte er nicht, und Nadeshda fragte ihn auch nicht weiter; sie glaubte sich an seinen Namen, als er ihn nannte, zu erinnern, sie glaubte, er sei Offizier und für längere Zeit in Urlaub, in welcher Meinung sie noch bestärkt wurde, als er kurz und beiläufig von seinen Reiseplänen sprach.

Sie traten in das Haus, sie nahmen im Salon Platz, und Nadeshda ließ eine Karaffe Wein bringen, da es zum Teetrinken zu spät war.

Herr von Seccum verriet in seinem Wesen wohl eine vortreffliche Erziehung, allein die Verlegenheit wich nicht von ihm, doch kleidete sie ihn so gut, daß seine schöne Nachbarin an ihr keinen Anstoß nahm. Auch sie sprach nicht sehr viel, aber heiter, erwähnte ganz unbefangen, daß es ihrem neuen Freunde bei dem allerersten Zusammentreffen auf der Eisenbahn doch nicht an Courage gefehlt habe; worauf er zuerst rot, sodann ein wenig blasser wurde, doch nichts erwiderte.

Dann erzählte sie, wie sie in Berlin nach ihm gesucht habe.

Eine verstohlene Freude glitt nun doch über sein Gesicht, auch schien er zu fühlen, daß er nicht völlig stumm bleiben dürfe; so berichtete er denn, er habe sich längere Zeit bei Verwandten in Berlin aufgehalten, ja er gestand, einmal sei er Nadeshda und ihrer Begleiterin auf der Straße ganz nahe gewesen.

„Und Sie sind nicht näher gekommen?“ warf Nadeshda ihm freundlich vor.

„Verzeihen Sie, ich war meiner Sache doch nicht ganz gewiß, und vor allem wußte ich nicht, ob es Ihnen recht sein würde.“

Sie lächelte; die jugendlich-männliche Herbigkeit gefiel ihr nicht immer, aber sie gefiel ihr in diesem Manne, denn sie war in ihm mit einer stillen Zartheit und zugleich mit einer geahnten, verborgenen Leidenschaft verbunden. Sie verlangte von ihm nichts weiter, als daß er sich anschauen lasse, seine Gegenwart war ihr ein Genuß, und sie versenkte sich in sein Gemüt, obwohl sie es doch eigentlich nicht kannte, mit einer Hingebung, die der Verliebtheit glich.

So saßen sie in dem roten Salon mit seinen dickumrahmten Bildern und seinen schwellenden Teppichen, aber ihr Gespräch war im Gegensatz zu dem Zimmer äußerst inhaltsleer; indessen Nadeshda fühlte sich glücklich, und ihr neuer Freund war von einer undefinierbaren Bewegung erfüllt.

So rückte der Moment des Abschieds unvermerkt heran, zu früh und störend für die Hausherrin. Sie nahm Herrn von Seccum das feste Versprechen ab, sie bald wieder zu besuchen, und ließ nicht nach, bis er sich an einen bestimmten Tag gebunden hatte.

Eine eigentümliche Gehobenheit blieb ihr noch, als ihr Gast fort war; sie zählte ihn sich ganz zu eigen, und so zurückhaltend er sich benommen hatte, schien es ihr, als hätte sie ihn sich gewonnen oder müsse ihn

bald gewinnen; und obgleich sie von ihm nicht viel mehr als seinen Namen wußte, betrachtete sie ihn mit dem Gefühl einer nahen geistigen Verwandtschaft.

Von Pia war unter ihnen nicht die Rede gewesen; nun ging sie heiter zu ihrer Patientin hinauf, die fast gesund war und sich mit Lesen die Zeit vertrieb; sie hatte für diese, die ihr nun kinderhaft unbedeutend schien, eine mitleidige Nachsicht. —

— Als Nadeshda am nächsten Tage mit einem Buch in ihrem Wohnzimmer saß, wurde ihr unerwartet ein Besuch gemeldet. Sie ließ den Gast auffordern, hereinzutreten und sah dann — nicht ohne Schrecken — Franz von Seccum vor sich; er trug einen schwarzen Gehrock und eine weiße Krawatte, welches ihn gut kleidete; seine Miene war überaus ernst.

„Verzeihen Sie das Ungewöhnliche meiner Bitte," sprach er nach der ersten Begrüßung, langsam und schwer, als wenn er die Worte auswendig gelernt hätte; „ich möchte Sie ersuchen, mir eine kurze Unterredung unter vier Augen zu gewähren."

Nadeshda schloß die Tür ab, ihr klopfte das Herz; sie vermochte keinen von den Gedanken, die in fliegender Hast ihr durch das Hirn jagten, festzuhalten.

Sichtlich kostete es dem jungen Mann Mühe, seine Rede zu beginnen; nach einigem Zögern fuhr er dann etwas gewaltsam, abgebrochen heraus: „Ich habe Ihnen eine Erklärung zu machen, die mir schwer wird — aber mein Gewissen drängt mich dazu — seit Sie mich so vertrauensvoll unter Ihrem Dache empfingen — ich bin

bereit, alle Konsequenzen meiner Handlungsweise auf mich zu nehmen —"

„Was ist geschehen, reden Sie!" sagte Nadeshda ängstlich.

„Als Sie mich auf dem Friedhof trafen — da war ich gekommen — zu einem Rendezvous — mit Ihrem jungen Mädchen —"

„Dann sprechen Sie mit dem jungen Mädchen," rief Nadeshda, verließ das Zimmer und schickte Pia zu dem Überraschten.

Sie war von einer plötzlichen Wut überwältigt, so daß sie gar nicht wußte, was sie tat; ihre Erregung, aus Zorn, Enttäuschung, Scham und Haß gemischt, hielt noch an, als sie in einem benachbarten Zimmer auf und ab ging, wo sie den beiden nahe war, ohne ihr Gespräch hören zu können.

Sie wußte selbst nicht, wie viel Zeit ihr in dieser peinlichen Spannung verfloß; endlich ertrug sie es nicht mehr, sie stürzte an die Türe, drang in das andere Zimmer und sah die Beiden, durch einen Tisch voneinander getrennt, augenscheinlich im Banne eines peinlichen Schweigens.

Pia war ein wenig bleicher und mager von der Krankheit, sehr hübsch, ein spöttischer Zug lag noch auf ihrem Gesichte. „Ich gehe zu meinen Eltern," stieß sie, Nadeshda erblickend, heraus.

Diese befahl ihr kurz, sich auf ihr Zimmer zu begeben, und näherte sich dann, etwas milderen Sinnes, dem blassen, verwirrten Manne, den sie fragte: „Wollen Sie mir vertrauen" —

„Ich habe meinen Fehler gut machen wollen und um die Hand des Fräuleins angehalten," erwiderte er tonlos, „aber sie hat mich abgewiesen."

„Dann kann Ihr Gewissen ja beruhigt sein," sagte Nadeshda ohne Ausdruck; heimlich wünschte sie indessen lebhaft, er möchte ihr ein vertrauensvolles Wort sagen, ihr sein Herz ausschütten.

Allein der gekränkte Mann empfahl sich kurz, indem er für die Störung um Verzeihung bat, und ging seiner Wege.

Als er aber fort war, da überfiel es Nadeshda wie ein Schreck, wie eine lähmende Angst. „Er wird nicht wiederkommen," ging es ihr wie eine Drohung durch die Seele. Sie hatte schon von so vielen Abschied genommen, und um diesen einen, den sie kaum kannte, zitterte sie, es war ihr, als ob sie einen Sohn oder einen Bräutigam verlieren sollte. —

Eine Weile stand sie unbeweglich und jedes Entschlusses bar unter der Herrschaft ihrer Stimmung; dann kam ihr ein unüberlegter, instinktiver Entschluß — sie eilte ihrem Gaste nach —

So stark sie auch ausschritt, vermochte sie nicht ihn einzuholen; aber sie überlegte nicht, ob ihre Mühe etwa vergebens sei, und wanderte fort, eilig, unruhig, doch zugleich wie traumverloren, bis zum Bahnhof.

Endlich fand sie ihn, der noch auf den Zug wartete.

Er war von ihrem Erscheinen aufs äußerste überrascht; und sie stockte jetzt, es fiel ihr ein, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte.

Doch hatte Seccum, der ihren unruhigen Ausdruck

bemerkte und seine Selbstgewißheit allmählich wiederzufinden schien, sie bereits gefragt: „Wünschen Sie mit mir zu sprechen?“

Nadeshda nickte nur; Seccum erwiderte: „Hier am Bahnhof ist es wohl nicht bequem, ich kann ohnehin einen späteren Zug erwarten; wenn es Ihnen recht ist, könnten wir den Weg auf und ab wandern“ —

Auch in der Seele des Mannes war eine eigene Bewegung vor sich gegangen. Seine Unterredung mit Pia hatte wohl befreiend gewirkt, ihn aber zugleich gekränkt und erschüttert; nun war ihm Nadeshdas warme und menschlich-offene Teilnahme erst klar geworden, und zugleich, daß er in der Nähe, ja auch in der Ferne keinen Menschen hatte, der ihn verstand. Eine gewaltige, dringende Sehnsucht trieb ihn, sich gegen diese unbekannte Freundin auszusprechen. —

Die Beiden schritten über den geraden, mit jungen Linden bepflanzten Weg; es begann aber zu regnen, und sie kehrten in einem Wirtshause ein, das am Wege lag. Die Wirtsstube war leer; sie setzten sich in eine Ecke und ließen sich zwei Glas Bier auf den Tisch stellen, die sie jedoch nicht berührten.

Bis dahin hatten sie nur wenige Worte verlegen gewechselt; nun aber überkam sie das beruhigende Gefühl weltfremder Einsamkeit, und von ihren Seelen schwanden alle jene störenden Rücksichten, welche die innigste Mitteilung behindern.

„Ich will Ihnen nicht von jener sprechen,“ flüsterte Seccum, „und Sie werden mich nicht fragen, was mich

zu ihr führte, wie weit wir mit einander gekommen sind — Meine Schwäche werden Sie vielleicht noch schärfer verurteilen, wenn Sie erfahren, daß ich — evangelischer Geistlicher bin."

Über diese Mitteilung wunderte sich nun freilich Nadeshda aufs höchste; aber dann reichte sie dem Freunde die Hand und bemerkte gütig: „Vielleicht wird gerade das mir alles erklären, wenn ich zwar ohnehin eine versöhnende Erklärung gefunden hätte."

Seccum erzählte nun, daß er aus einer altadeligen westfälischen Familie, die jedoch protestantisch sei, stamme; gerade durch den religiösen Gegensatz zu Nachbarn und Standesgenossen sei in seiner Familie eine eifrige, ja eifernde Religiosität wachgehalten worden, man habe ihn, gleichsam zur Sühne für gewisse in der Familie vorgekommene Verirrungen, zum geistlichen Stande bestimmt, und er habe sich dagegen umso schwieriger wehren können, nachdem das Offiziersleben seiner Brüder einen beträchtlichen Zuschuß erheische, welcher von den beschränkten Mitteln seiner Eltern fast nichts übrig lasse. Er habe den Beruf zuletzt auch mit Freude ergriffen, denn er sei keineswegs irreligiös und habe außerdem auf gute Beförderung rechnen können.

„Und später haben Sie es bereut?" warf Nadeshda ein.

„O, in meinem Gemüt war bald keine Stelle, die nicht enttäuscht gewesen wäre. Zuerst litt das Religiöse und meine menschliche Geradheit — aber das lag wohl an mir — ich wäre ein leidlicher Soldat ge-

worden und vielleicht ein noch besserer Landedelmann; wie hätte ich es da in einer Umgebung aushalten können, die vor allem geistige Unterwerfung forderte — eine Unterwerfung, die mir nicht natürlich war und bei mir zur Heuchelei werden mußte!“

„Ich kann mir das vorstellen,“ wisperte Nadeshda vor sich hin und dachte an ihre vergangenen Leiden, an die harten Ansprüche der Gesellschaft. Dann wendete sie sich wieder an den andern mit der Frage, ob er noch im Amte sei.

Er gestand, er habe sich einen langen Urlaub verschafft und reise seit vielen Wochen; wenn er demnächst in sein Amt zurückkehre, so geschehe es gegen seinen Willen, aus einer Schwäche gegen die Familie. —

Nadeshda blickte ihn mit sinnenden Augen an, in ihrem Antlitz leuchtete ein suchendes Verständnis. Und ihr tiefer Blick ergoß sich wunderbar in sein Herz und löste die letzte, zögernde Kälte auf; es überkam ihn wie eine Inspiration, daß er vor ihr beichten mußte, wie er vor sich selbst kaum beichtete.

„O,“ rief er, „Sie verstehen auch das, was mich am tiefsten quält; ich bin, was meine Amtsbrüder und ihre Gläubigen — unsittlich nennen. Ich habe sie an mir empfunden, die Wahrheit des Worts: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Mein Innerstes verlangt sehnend, verzehrend nach dem Weibe. Das ist nicht bloß jener vielgeschmähte Sinnenkitzel, es ist eine Sehnsucht, die das ganze Sein erfüllt, und sie hat etwas übermenschlich Hohes, etwas übermenschlich Un-

widerstehliches. Und, sonderbar, jede Anfechtung läßt sich überwinden; diese allein wird immer größer, immer dämonischer im Kampf."

„Die inneren und äußeren Einflüsse, die auf der anderen Seite drängen, erkenne ich wohl," bemerkte Nadeshda; „jedoch Ihnen ist es nicht verwehrt zu heiraten, soviel ich weiß."

„Ich sollte sogar heiraten, und gerade das brachte mir den Widerspruch doppelt schneidend zum Bewußtsein. Was mich so leiden machte und zugleich auch mit Schauern ahnungsvoller Wonne heimsuchte, war mir heilig. Und nun sollte ich es einer bürgerlichen Abmachung unterwerfen! Dagegen empörte sich ein heimlicher Egoismus und ein rätselhaftes Schamgefühl. Ich durfte mir nicht eine Frau suchen, ich mußte sie aus einem beschränkten Kreise nehmen. Es waren anständige, gebildete, sogar auch hübsche Mädchen; aber ich empfand, wenn ich an die Ehe dachte, Widerwillen vor ihnen und vor mir selber; was man als einen würdigen und heilsamen Entschluß preisen wollte, erschien mir als eine schmachvolle Frivolität. Es war mir wie die Blasphemie eines ungläubigen Beters. — Ich habe gelitten und an einer schweren Last getragen — ist es nicht eine bittere Ironie, daß ich mich wie ein skrupelloser Lebemann blindlings in ein Abenteuer stürzen mußte?"

Er schwieg, und Nadeshda schwieg auch; ihr Herz war sehr bewegt, aber es bildete sich in ihrem Innern kein Wollen, kein fester Gedanke. —

Seccum war unterdessen in ein tiefes Brüten versunken — nun kam er zu sich; er stand auf, streckte Nadeshda seine Hand entgegen und sprach mit leise bebender Stimme: „Leben Sie wohl. Sie sind der erste Mensch, dem ich mein Innerstes anvertraut habe; es wird mir ewig eine Erinnerung sein, aber ich darf Sie nicht wiedersehen. Leben Sie wohl."

Und er schritt eilig aus der leeren Wirtsstube. . . .

Nadeshda kehrte in ihre Einsamkeit zurück.

Da bemerkte sie, daß eine große Veränderung in ihrem Leben vorgegangen war, es bemächtigte sich ihrer eine trübe Resignation. Sie hatte keine Freude an ihrem Hause, das ihr leer, an ihrem Garten, der ihr langweilig schien; ihr sonst so reger Geist war stumpf gegen jede wissenschaftliche oder künstlerische Anregung, ja, sie war nicht einmal fähig, sich auf die Vergangenheit zu besinnen. Alles, was sie je erlebt, lag in einem grauen, dumpfen Nebel hinter ihr; nur zuweilen war es ihr, als ob sie Pia gespenstergleich durch die leeren Räume ihres Hauses huschen sähe.

Immer oberflächlicher und seltener, zuletzt ganz aufgehoben wurde der Verkehr mit den getreuen Nachbarn, obgleich diese sich im Anfang noch Mühe gaben, ihre alte Genossin zurückzugewinnen.

Sie wollte nicht, sie konnte nicht. Sie war niedergedrückt von der lähmenden Überzeugung, daß alles Wünschen, Hoffen und Tun, daß alles Leben nichtig sei, und sie gab sich dadurch selbst recht, daß sie das Nichts um sich verbreitete. Diese frische, frohe, tätige

Frau schien zu einem Schatten ihrer selbst geworden.

Das Geschick ließ ihr indessen die Ruhe einer dumpfen Verzweiflung nicht. Aus Rußland, von ihren Gütern, kamen bedenkliche Nachrichten; der Ertrag ging zurück, es war, soviel sich aus den unzureichenden Belegen entnehmen ließ, an allen Enden gestohlen und verschleudert worden, zugleich war die bäuerliche Bevölkerung gereizt und drohte mit aufrührerischen Bewegungen.

Diese Erschütterung der äußeren Verhältnisse wirkte nun auf Nadeshda wie ein Schlag. Sie erwachte plötzlich zu einem Entschluß, ohne Zaudern, ohne Übergang: sie wollte nach Rußland zurückkehren und die Leitung ihrer Güter selbst in die Hand nehmen.

Und wie die Entscheidung im Lauf einer Minute gefallen war, so wurde sie nicht mehr daran irre. Sie gab den Angestellten, die sie in Rußland hatte, die dringendsten und wichtigsten Anweisungen brieflich; unterdessen begann sie allen ihren entbehrlichen Besitz vor der Abreise zu verkaufen, teils weil sie flüssiges Geld nötig zu haben erwartete, teils um sich die Übersiedelung nicht durch einen großen Ballast zu erschweren.

Ein Bedenken kam ihr inzwischen, auf das sie nicht sogleich verfallen war: sie meinte einer männlichen Hilfe zu bedürfen.

Zwar die Leute zu regieren und ihren Befehlen Gehorsam zu verschaffen, glaubte sie sich selbst am besten geeignet; hingegen kannte sie die Grundsätze der

modernen Landwirtschaft zu wenig, um für sich selbst auf einen Berater verzichten zu können.

Sie wollte sich nicht um Vermittelung an die Nachbarn wenden, mit denen sie kaum noch verkehrte, und sonst wußte sie niemand; so suchte sie sich denn damit zu helfen, daß sie eine Annonce in den Zeitungen erließ.

Es kam ihr eine große Zahl von Antworten; wie fühlte sie aber ihr Herz sich in plötzlichem Schreck zusammenziehen, als sie unter einem Briefe den Namen Franz von Seccum las!

Sobald sie sich einigermaßen beruhigt hatte und der Überlegung fähig war, erschien ihr dieses Zusammentreffen als eine freundliche und seltsame Fügung des Himmels; und sie war keinen Augenblick im Zweifel, daß sie Franz von Seccum engagieren müsse, einerlei, wieviel, oder wie wenig er von der Landwirtschaft verstand; gleich als wäre sie dafür verantwortlich gewesen, daß er sein Amt aufgegeben hatte.

Weiter dachte sie nicht; nur fiel es ihr sogleich ein, daß er in überempfindlichem Stolze sich am Ende weigern könnte, eine Stelle bei ihr anzunehmen, daß sie daher mit großer Vorsicht zu Werke gehen müsse.

Also antwortete sie auf Umwegen, indem sie sich des Namens ihrer Verwandten bediente, und erklärte sich erst zu einem Zusammentreffen bereit, nachdem die Einigung schon fast erzielt war.

In einem Stuttgarter Hotel trafen sich die Zwei.

Seccum prallte zurück und wurde kreidebleich, als

er Nadeshda Bachini erblickte; sie selbst war von einer verwirrenden Bewegung erfüllt, und es bedurfte der größten Anstrengung, bis sie sich selbst beherrschen und mit ihrem wiedergefundenen Freunde reden konnte.

In der Rede gewann sie aber schnell das Bewußtsein der Überlegenheit; sie hielt ihn, der die Verhandlungen mehrmals abbrechen wollte, mit sanfter Gewalt zurück; und nach einem mehrstündigen Gespräch hatten sie sich vollkommen geeinigt.

Sie schieden von einander, um sich wenige Wochen darauf in einem entlegenen russischen Gouvernement wieder zu treffen. Ein rein geschäftliches Verhältnis knüpfte sie an einander; und Nadeshda dachte an ihre zukünftige gemeinsame Arbeit, an den Kampf mit Übelwillen, Trägheit und Egoismus; sie erwartete Mühe und Anstrengung, aber auch Erfolg, und jedenfalls einen, wenn auch nicht überschwenglichen, so doch vollwichtigen neuen Lebensinhalt.

Und in ihrem Gemüte war es wie ein Lächeln; sie freute sich über den Mann, der, vielleicht mit noch mangelhaften Kenntnissen, aber mit Klugheit, Kraft und Ausdauer, ihr in dem Kampf zur Seite stehen werde. Und sie wußte, bei der gemeinsamen Betätigung im Widerstreit mit den Menschen würde es nicht bleiben; sie konnte ihm mehr bieten, und er ihr. Aber sie bewahrte die Bilder einer bescheiden-glücklichen Zukunft in ihrem Herzen und entschloß sich, zu schweigen, bis der rechte Moment gekommen wäre. —

Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W 35

Hermann Osleb

Roman

von

Gerhard Ouckama Knoop

Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Aus den Besprechungen

Berliner Morgenpost: Seit Thomas Manns „Buddenbrooks" haben unsere Dichter den Geschmack am hanseatischen Roman wiedergefunden, der eine Zeitlang unter der Rubrik „Historisch" durch die Literaturgeschichte gelaufen war, um dann nach langem Schlaf im modernen Umbau aufzuwachen. Um das Jahr 1860 läßt Knoop seine vorliegende Dichtung — Hermann Osleb — spielen in der alten niederdeutschen Handels- d. i. Hansastadt. Das ist die Zeit, da noch ein charakteristisches Eigenleben aus der Wurzel der Tradition und des engen Zusammengehörigkeitsgefühls seine kräftigen Schößlinge trieb und das Individuum in zwar räumlich engere, aber geistig stärkere Beziehungen zum Außenbild und zur Innenwelt setzte und setzen konnte, als dies die Nivellierung des Kosmopolitismus vermag. Man besann sich länger auf sich selbst, wurde schwerfälliger und auf mühevollen Umwegen reif, ließ sich das Leben, seine Freuden, aber auch sein Leid, nachdenksam ankommen; dann standen sie aber auch fest, die Kerngestalten, knorrig und umständlich, aber voll innerer Gesundheit und zielsicherem Wägen, mit einem innigen Blick für das Nahe, persönlich Umgrenzte, das Weite kühl und klar berechnend, in allem vorzüglich echt, wahr, individuell, mutig sich mit den Lebensmöglichkeiten rastlos auseinandersetzend. So lebt

es wieder auf vor unserem geistigen Auge, das eigenartig-verklungene Milieu, das zugleich mit dem romantischen Duft von Lavendel und Thymian aufsteigt aus den Truhen unserer Großeltern und sich uns zu Bildern verwebt von wehmütigem Reiz und uns mit leise flüsternden Stimmen erzählt von traulichem Tun und verklungenen Tagen . . .

Und jene Tage läßt Knoop vor uns auferstehen mit einem selten reizvollen Sichversenken in Ton und Stimmungen, mit einem feinen Verständnis für das Ineinanderweben von Zeiten und Geschlechtern und mit jenem dichterischen Seherblick für das Menschlich-Wesentliche, das, Äonen überdauernd, das ewige Band ist für den steten Wechsel von Vergangenem und lebendig Gegenwärtigem.

Drei in ihrer Art und nach Natur grundverschiedene, tief angelegte Charaktere ringen und kämpfen in ehrlichem Ernst um ihren inneren Ausgleich und um ihr äußeres Sich-stellen-können zum Leben, um auf verschiedenen Wegen, logischen, ethischen und religiösen, zu der Enderkenntnis zu gelangen: es hat nichts im Leben Bestand, es sei denn die Liebe. Und zu ihrer wahren, großen Auffassung können wir nur gelangen durch das Empordringen zur geistigen Freiheit. Im Geiste ihrer Zeit aufgewachsen, in einem fest umrissenen und seine Würde ängstlich getreu hütenden Milieu verwoben sind uns die Helden der Dichtung zugleich Übergang und Versöhnung zwischen Zeiten und Zeiten. In ihrer Empfindungswelt, in ihrem Gefühlsleben und in ihren feinen, zarten Seelenregungen klingen unsere eigenen Töne an, in ihren Kämpfen und Nöten kehren unsere Schmerzen wieder, in uns vielleicht differenzierter, zukunftssehnsüchtiger, aber doch geistesverwandt mit jenen, menschlich nahe ihrer Menschlichkeit. Und wenn sie uns äußerlich auch ein wenig fremdartig anmuten in ihrer altväterlichen Unbehilflichkeit, mit den altfränkischen Gesten, der steifen Feierlichkeit und Umständlichkeit, so geht doch durch ihr ganzes reiches Innenleben jene hohe Melodie, die durch alle Generationen klingt und in der Erhöhung der Persönlichkeit ihre harmonischen Akkorde verrauschen läßt. So tauchen die Gestalten vor uns auf, lebendig, deutlich, innig-vertraut, mit der starken, einfachen Linie als Grundzug ihres Wesens, wie sie uns heute als das Maß gilt des wahren Menschen. Und die

Gefühltswelten schwingen in ihren Ausdrucksmöglichkeiten hinüber und herüber und geben der Dichtung die Wertung eines Lebensbuches, das einen reichen Genuß bietet dem still innerlichen Betrachter von Lebensschicksalen und Zeitzusammenhängen . . .

Berliner Tageblatt: Stetig und sicher hat sich Gerhard Ouckama Knoop mit jedem neuen Roman seinen Leserkreis vergrößert. Die Leser und Verehrer Knoops sind nicht Leute, die in einem Roman vornehmlich die Schilderung wechselvoller äußerer Geschehnisse finden wollen oder die Behandlung absonderlicher geistiger Probleme; sie sind zufrieden, wenn ihnen ein Dichter, der das Leben kennt, von ein paar stillen Menschen erzählt, die sich weder durch Stellung noch durch ihr Schicksal sonderlich von der großen Masse abheben, deren inneres Erleben aber mit solcher intimen Feinfühligkeit und Liebe vor uns ausgebreitet wird, daß sie unsere Freunde werden, und daß von ihrem Leben auf das unsere klärende und erklärende Lichter fallen.

Solch' ein ruhiges, nachdenkliches, erwärmendes Buch ist auch wiederum Knoops neuer Roman „Hermann Osleb“.

(Inhalt.) Diese Vorgänge bilden den Inhalt des Romans. Alles Äußere, Schilderung wie Geschehnis, tritt dabei in den Hintergrund; das innere Erleben und Sichentwickeln der Menschen bildet die Hauptsache. Das aber ist in so feinen und klaren Linien geschildert, mit soviel Liebe und Wahrheit und kluger Lebenskenntnis, daß uns diese Menschen ganz nahe treten, daß wir sie verstehen, auch wenn wir ihr Empfinden oder Handeln nicht billigen mögen, daß ihr Leben uns Abbild oder Gegenstück zum eigenen Leben wird. Die reife Künstlerschaft Knoops bewährt sich auch in dem ruhigen, ein wenig altertümelnden Stil, der zu diesen sämtlich ein bißchen feierlichen Menschen wie zu Zeit und Ort der Erzählung — die sechziger Jahre in einer „alten niederdeutschen Handelsstadt“ — vortrefflich paßt.

Breslauer Morgenzeitung: Der Roman „Hermann Osleb“ spielt in Niederdeutschland, nicht politisch, sondern ethnographisch gesprochen. Das Milieu, die handelnden Personen berühren uns anfänglich etwas fremdartig; nur allmählich gewöhnt sich das Auge an die steifleinene Gradheit, an die unbeholfene Schwerfälligkeit des sich entrollen-

den Bildes. Und doch liegt ein fesselnder Zauber über dieser Welt, aus der uns die patriarchalische Bedächtigkeit und Nüchternheit des niederdeutschen Wesens entgegenatmet. In der straffen Zucht, welche das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ordnet, in der strengen Disziplin, der sich auch die mächtigsten Leidenschaften beugen müssen, offenbart sich eine Fülle der Kraft, die uns Bewunderung abnötigt, wennschon wir uns sagen müssen, daß sie nicht selten auch die freie Entfaltung der sittlichen Eigenart grausam unterdrückt. Ouckama Knoop, selbst ein Niederdeutscher, läßt uns einen interessanten Blick in die intime Welt des heimatlichen Bürgerwesens tun, das er uns in einer Reihe plastisch herausgearbeiteter Personen und an dem psychologisch fein gesponnenen Faden eines Liebesromans, in welchem Hermann Osleb die Hauptrolle spielt, mit liebenswürdiger Schlichtheit und künstlerischer Vollendung vor Augen stellt. Ganz ausgezeichnet gelang ihm insbesondere die überaus zarte Charakteristik der beiden Mädchen, Alida und Rebekka, die neben dem Helden des Romans als Hauptfiguren das anmutige Sittenbild des Autors schmücken.

Deutsche Zeitung (Moskau): (Inhalt.) „Aber wenn jemand eines Beweises bedarf, daß Menschen und Situationen noch auch ohne naturalistische Kunstgriffe und Kunststücke anschaulich dargestellt werden können, so mag er zu diesem Roman greifen. Der alte Onkel Jakob steht in seiner ganzen bärbeißigen Tolpatschigkeit, seinem ganzen gutmütigen Protzentum so lebendig vor uns, als wäre er uns jahrelang bekannt, und eine Szene, wie Alidas und Hermanns Erscheinen auf dem Erntefest, vergißt man nicht so bald, wenn man sie einmal gelesen hat.

Deutsche Tageszeitung: Hermann Osleb ist das müde Kind einer alten Hamburger Familie, deren Glanzzeit in den sechziger Jahren, der Zeit des Romans, nur noch wie ein Märchen aus der Vergangenheit herüberklingt. Der Unternehmungsgeist eines alten kaufmännischen Geschlechts und jene sonderbare aristokratische Vornehmheit, die der Trägheit wie der reifsten Resignation und Menschenweisheit gleich nahe zu sein scheint, führen in der Seele des Helden ein Spiel auf voll königlicher Würde und kindlicher Lebenshast. Knoop verliert sich gern in der Schilderung von

Einzelheiten und bisweilen erreicht er gerade hier jene rücksichtslose Anschaulichkeit, die wir an einem Tschechoff oder auch schon an Balzac bewundern lernten. Es gelingt ihm ferner die einmal gesuchte Stimmung durch das ganze Buch hindurch geschickt festzuhalten. Somit begrüßen wir in ihm einen neuen Heimatdichter. Er sucht wie Thomas Mann das althanseatische Bürgertum in seiner trockenen Nüchternheit auf, die sich dem feinen Beobachter zumeist als grillenhafte, verschämte Innigkeit entpuppt. Die altmodischen Menschen dieses Romans, besonders die fromme, fast bigotte Cousine, die mit ihrem Vater, dem alten Fuchs, in einem Vorort Hamburgs haust, der Vater selbst als einseitiger Geschäftsmensch, dessen höchstes ethisches Ziel die vornehme Gesellschaft ist, das alles ist mit viel Liebe und subtil gezeichnet. Hinter dieser Federzeichnung baut sich eine Landschaft nach Art jener modernen Brüsseler Maler auf, die die großen Gebäude ihrer Stadt im Silberglitzern des durchsonnten Nebels, die Äcker und Weiden vor der Stadt aber in öligem Braun und Grau malen, zum Zeichen, daß auch hier die lebendige Buntheit der Natur längst einem einfarbigen Ausnutzungssystem hat Platz machen müssen.

Die Gegenwart: (Inhalt.) Der Roman ist ernst, voll tiefer Empfindung geschrieben. Sehr fein gezeichnet sind die zwei Frauengestalten, die ein wirklicher poetischer Zauber umwebt, auch die Figur des alten Kapitäns ist treffend und charakteristisch.

Hamburger Nachrichten: Der vorliegende Roman, welcher um das Jahr 1860 spielt, behandelt die Entwicklung von drei jungen, etwas zarten Menschenseelen, ihr endliches Durchdringen zur Freiheit. Tradition und Umgebung müssen überwunden werden; aber die Überwindung ist zugleich eine Aussöhnung, die auch das Band knüpft zwischen der Vergangenheit und unserer lebendigen Gegenwart. Die handelnden Personen tragen das geistige Kostüm ihrer Zeit, aber ihre Herzenspein und Herzenswünsche gehören zu jener Melodie, die durch alle Generationen klingt. Und so mögen jüngere Leser von diesem Buche denselben Eindruck haben wie beim Durchlesen eines Packs alter Briefe von der Mutter, dem Vater und den Verwandten, da sie noch jung waren: ein überraschendes Anklingen eigenster Empfindungen; und

dann doch die Äußerungen von Gefühlen, ein wenig fremdartig in ihrer rührenden Unbehilflichkeit, Gewissenhaftigkeit und Zartheit, ein plötzliches Auferstehen längst dahingegangener Menschen, deren Seelenleben sich enthüllt, deren Gestalten vor dem inneren Auge auftauchen, so deutlich, so innigvertraut, als wären sie Zeitgenossen, als hätte man immer mit ihnen gelebt.

Leipziger Zeitung: (Inhalt.) Es ist eine einfache Familien- und Liebesgeschichte, die Knoop uns hier erzählt; aber in geschickter, stimmungsfördernder Weise läßt er die verschiedenen Charaktere in dem geistigen Kostüme ihrer Zeit mit ihren rührend unbeholfenen Gefühlen, ihrer beinahe verschämten und verheimlichten Innigkeit, aber auch ihrer echten und ehrlichen Gewissenhaftigkeit in fast unmittelbarer Lebendigkeit auf den Leser wirken, so daß uns ihre Schicksale ergreifen, als ob wir sie an der Hand alter Briefe aus früheren, längst verklungenen Tagen persönlich miterlebten.

Münchener Neueste Nachrichten: (Inhalt.) Das Ganze ein gediegenes, reifes Werk eines begnadeten Künstlers.

Neue Hamburger Zeitung: Dieser Roman mutet wie Bilder mancher niederländischer Meister an. Da schauen ernste, blasse Menschen mit halb verträumten Augen auf uns herab, und erst wenn wir schärfer zusehen, zuckt wohl etwas Schmerzlich-Grüblerisches, Weltscheues über die Stirn, oder uns befremden die vornehmen Hände, die doch so nervig gebaut sind, als wären sie geschaffen zu regieren — sich und andere. (Inhalt.)

In den sechziger Jahren spielt der Roman. Wenn man auch wundernd vom tollen Leben in Paris spricht, und anfängt „Schleswig-Holstein, meerumschlungen“ zu singen, braust doch noch kein Kriegssturm über das Land. Derselbe tiefe Friede klingt durch das Buch. Selbst die Sorgen und Schmerzen der Menschen tönen uns gedämpft ans Ohr, als kämen sie von weither, das macht, sie kommen aus tiefgründigen und verschlossenen Seelen. Und trotz der kaum bewegten Luft ist es nicht die beängstigende Stille „vor dem Sturm“, die wir spüren, sondern uns beherrscht das Gefühl, Menschen von moralischer Gesundheit und ehrlich-tüchtigem Streben begegnet zu sein, der kernfesten Grundlage einer nahen großen Zeit.

Rheinisch-Westfälische Zeitung: Eine kräftige und ehrliche Arbeit ist Gerhard Ouckama Knoops „Hermann Osleb“. Aus festgegründeten Verhältnissen, aus einer ganz bestimmt gegebenen Umgebung — das Hamburg der sechziger Jahre mit seinen aufstrebenden Handelsbeziehungen — wächst eine nicht zu laute Handlung entwicklungsgemäß und folgerichtig hervor.

Der Autor liebt keinen Falsch, was das Technische anlangt. Er folgt sich. Und ebenso liebt er auch nicht die lauten Worte und viel äußeres Geschehen. Lautlos und still geht das Leben dahin. Etwas liegt über dem Ganzen, das gleich groß und still ist, wie der Horizont der weit sich dehnenden Ebene dieser Strecken.

Immer sind es dieselben Leute, die wir von Anfang an sehen und nach und nach kennen lernen. Es schließen sich bedeutungslose Ereignisse aneinander und in wirkliches Leben, das nicht nur geschehen ist, gewinnen wir Einblick. Ein Kreis von Menschen, der für sich bleibt. Kein Fremder tritt herein. Sie ärgern sich aneinander und nörgeln und kritteln. Aber in ihrer Art lieben sie sich, eine zähe Familienliebe, und freuen sich zum Schluß an ihrem Glück. Kleinstadt. Krumme Gassen. Winklige Häuser. Menschen, die nicht in gleichem Schritt mit der Entwicklung der Dinge wuchsen. Sie haben über die ganze Welt hin Handelsbeziehungen und sind krumm und verknöchert und winklig geblieben. Wie sie waren, so sind sie geblieben, Kleinstädter. Weltgeschäfte ruhen in ihrer Hand. Aber sie sind argwöhnisch, eingebildet, leicht verletzt und suchen gern zu glänzen und sich großzutun. Sie fürchten, man nimmt sie nicht ernst.

Ihr Kern ruht tief.

So entwickelt sich aus langsamem Reifen ein Erkennen ihres Wesens.

Es ist eine handfeste und treuehrliche Art, das Leben anzupacken. Kein Aufputz. Keine literarische Pose. So kommt man dazu, mit diesen eckig-eigenwilligen Menschen mitzuempfinden. Man ist empört, wenn der reiche Großhändler Onkel Lewens seinen Neffen, der sich so kräftig mit seinem kleinen Geschäft abrackert, so herrisch tyrannisiert und ihm seine Mißerfolge rücksichtslos an den Kopf wirft,

man freut sich, wenn die frische und tatkräftige Alida die Liebe des Neffen erwidert und man ist traurig, wenn nach der Geburt eines Knaben dieses tüchtige Frauenzimmer stirbt. Bis dann Herr Osleb, zum Witwer geworden, seine Cousine Rebekka, die Tochter des tyrannischen Onkels, gewinnt, sie von ihrem bigotten Lebenswandel bekehrt, und Lewens auch seine guten Seiten herauskehrt.

Flachland! Alle diese kleinen und alltäglichen Ereignisse — man vergißt es, daß sie so einfach sind und geht willig mit — erwachsen auf sicherem Boden, einer bestimmten Kultur. Die engen Straßen der Hansestadt, das verschrobene Empfinden seiner Bewohner, ihre winkligen und stillosen Stuben — all das sehen wir und erleben wir, all das sieht tagaus, tagein stumm herab auf den trägen Fluß des Geschehens.

Diesen Menschen ist ihr Erleben alles. Viel weiter sehen sie nicht. Sie schauen nicht hinaus. Kein Posieren mit modernen Anschauungen und mit Bildung.

So wirkt das Ganze mit einer Geschlossenheit, die sich nach und nach erst verstärkt, die aber dann sicher bleibt. Wie ein altes Bild scheint es uns. Mit lächerlichen Ungeschicklichkeiten und gar simpel ausgeführt, aber doch redet es, gerade weil es so ist, wie es ist, in gutbewährter Treue von vertrauten Dingen.

Die Menschen, die nicht zu fest angepackt sind und nicht photographisch-treu wiedergegeben sind, es ist mehr ein Erzählen ihrer Schicksale, als ein direktes Hinstellen — erscheinen wie hinter einem leichten Nebel, der sie umfängt. Es ist die Vergangenheit, die diesen Schleier wob. Und reizvoll ist in den blassen Farben das Land angedeutet, mit seinen landschaftlichen Reizen, seinem Dunst und seiner wasserreichen Luft. Winter, Sommer, Herbst und Frühling zieht vorbei. Ein Land, weit wie eine Einöde.

Eine altväterliche Liebe liegt über dem Ganzen und drängt die Gegenwart leise, aber eindringlich zurück, sich selbst als etwas hinstellend, das ist. Ohne sich trotzig betonen zu wollen, eine stille Gelassenheit altmeisterlich und ruhig.

Und ist es auch kein überragender Gipfel, von dem wir weit ausschauen können, so ist es doch eine sanfte An-

höhe, zu der wir auf stillgewundenen Pfaden hinaufgelangten, um einen Ausblick über ein kleines Land zu haben, das zu unseren Füßen liegt.

Tägliche Rundschau: Gerhard Ouckama Knoop schreibt einen Hamburger Patrizier-Roman aus den sechziger Jahren. Der in Bremen geborene, in Rußland lebende Dichter war mir bis dahin fremd: nun ist er mir vertraut wie ein junger Baum, dessen Wachstum ich verfolgen möchte. Neben toten Stellen finden sich in seinem Buch eine Zahl feiner Beobachtungen, die ein Tschechoff nicht treffender wiederzugeben vermöchte. Und dann die durch das ganze Werk festgehaltene Stimmung! Wir bewegen uns zwischen steifleinenen Menschen, die zu ungeschickt sind, selbst von sich zu berichten und in deren Seelen der Dichter hineinleuchten kann, indem er die Schädeldecken abhebt und uns die Zuckungen der Hirnrinde deutet. Nun erkennen wir, was jene selbst in der Dunkelheit ihres Daseins erhaschen, erkennen wir den Wert des kleinen Glücks und des kleinen Unglücks. Alle diese Durchschnittsmenschen, die vom großen Verdienst reden, wie der ringende Künstler etwa von Goethe spricht, sind in ihrer kleinen großen Welt fein abgezirkelt und in scharfen Umrissen dargestellt. „Daß meine Zeichnung so hart ist, — so könnte sich der Verfasser rechtfertigen, — das liegt eben an den Personen, die ich euch in ihrer kleinlichen Genauigkeit und mit ihren peinlichen Ehrbegriffen habe schildern wollen.“ Nun ja, das ist ihm denn auch gelungen.

Vossische Zeitung: Althanseatisches Bürgermilieu ist uns schon öfters geschildert worden, selten so, alle Nuancen umfassend, von einem Dichter, der alle diese seltsamen Kontraste und Eigentümlichkeiten so gründlich studiert hat. Wohl ist das Kolorit der Zeit (der Roman spielt um die Mitte des 19. Jahrhunderts), streng gewahrt, und der geistige Horizont der handelnden Personen ist den Empfindungen angepaßt, die eine Werde- und Gärungsepoche von einer Zeit der Überreife unterscheidet. Das Gemeinsam-menschliche aber, das alle Zeitperioden verbindet, das rein menschliche Pathos des Individuums, hat darum doch den Hauptakzent erhalten, und was der Roman an Vorzügen aufweist, gehört in dieses Gebiet. Die Gestalten, die er vor

unserem seelischen Auge wieder aufleben läßt, muten uns an wie längst vergessene und doch wohlvertraute Verwandte, und das gibt dem Ganzen einen eigentümlichen Zauber. — Wieder ein Kampf gegen die Tradition, wieder ein Durchringen zur Freiheit, ein ewiges modernes unendlich vielsagendes Problem. Der Roman ist auch stilistisch bemerkenswert, die Sprache bemüht sich dem überreichen tief-intimen Stimmungsgehalt durch eine zarte Fülle des Ausdrucks gerecht zu werden.

Neues Wiener Tageblatt: (Inhalt.) Diese Geschichte ist mit anspruchsloser Innigkeit erzählt. Knoop weiß uns schon nach wenigen Seiten seines Romans zu spannen und für seine Gestalten zu erwärmen. Man sieht: er ist in dieser Welt heimisch und kennt sie durch und durch. Dabei hält sich seine Erzählung ganz fern von irgend welcher Tendenz; die größere Partie spielt auf dem Landgute und ist voll idyllischer Schönheit. Aus dem Ganzen — das man sich nur stellenweise kürzer wünschte — leuchtet wohltuend ein milder Humanismus.

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.

